

Bei Petit & Schöne

# Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten

5. Band

1790



Hans Sebastian  
Tlantlaquatlapatlí,  
Oheim des Volks-Schreibers.  
Geboren 1660, gestorben 1780.

# Chronik von Berlin

oder

## Berlinsche Merkwürdigkeiten.

Eine periodische Volkschrift.

---

Herausgegeben

von

Flantlaquatlapalli.

Mit einem Titelfupfer,

---

Wahrheit zeuget immer Feinde:  
Heucheln niemahls echte Freunde.

---

Fünftes Bändchen.

---

Berlin 1790.

Bei Petit und Schöne.

Chronic von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

97 und 98stes Stück.

Berlin, den 5. December. 1789.

---

T a g e b u c h

des

Königl. National-Theaters in Berlin. "

(43te Fortsetzung.)

September. 1789.

Etwas über Frankenberg's Leben, Verdienste  
und Character.

Armuth, wie die Erfahrung lehrt, zeugte so oft  
die größten hoffnungsvollsten Genies und Reich-  
thum nicht selten die unglücklichsten Bewohner der  
Welt. Der erste Satz traf bei unserm Frankent-  
berg ein.



Salzburg in Baiern war sein Vaterland, der 25te Julius 1760. der Tag, an welchem ihn die Natur in das Daseyn rief und Franz der Name, welchen er in der Taufe erhalten hatte.

Seine Aeltern sind gute, rechtschaffene, aber keine begüterte Leute. Der Vater lebt noch als Beamter zu Mattighofen, etwa eine halbe Tagreise von Salzburg entfernt, und seine brave Mutter verlor, seit dem siebenten Jahre ihres Sohnes, das Gesicht.

Da die Bedürfnisse kaum so weit hinreichten, ihren Lebens-Unterhalt zu erwerben, folglich sich ihren Sohn, welcher das einzige Pfand ihrer Liebe war, gehörig zu erziehen, außer Stand befanden; so fügte es sich, daß Franz als ein siebenjähriger Knabe in das Stift zu Salzburg kam und sich mit den Jahren dem geistlichen Stande widmen sollte.

Der kleine Frankenberg trillerte oft für sich. Kaum hörte er eine Melodie, so sang er sie auswendig nach. Dadurch erregte er vor andern Aufmerksamkeit, und seine musicalische Talente wurden frühzeitig bemerkt.

Es fehlte ihm damahls nicht an Unterstützung. Man half sein Genie entwickeln. Auf eine solche

Art und durch seinen Selbsttrieb und schon natürliches Talent erreichte er nicht nur die Stufe eines sehr angenehmen Altisten, sondern auch der Fürst und alle, welchen ihn kannten, gewannen ihn herzlich lieb.

Jetzt waren die Jahre der Kindheit entflohen und des Jünglings fingen an zu reifen. Zu dem geistlichen Stande war er bestimmt. Ob er schon dieses wußte, auch leicht voraussehen konnte, daß er in der Folge seinen Unterhalt damit erwerben würde; so siegte dessen ungeachtet die Macht der Tonkunst über sein Herz. Täglich wurde er mehr ihr vertrautester Freund. Als ein funfzehnen jähriger Jüngling verließ er Salzburg, ging gleichsam in die Welt hinein und das günstige Schicksal führte ihn nach Wien. So wenig er sich auf seine Kunst etwas einbildete; so sehr wußte er doch, daß er durch sie dem Mangel troßen konnte. Es gelang ihm. Jetzt gab er seine Theologie ganz auf und nährte sich von dem musicalischen Unterrichte. So schwer es sonst ist, in Bekanntschaft zu kommen, so glückte es doch Frankenberg wegen seiner schon so guten Kenntnissen, seines so empfindungsvollen Gesanges und vorzüglich auch seines so liebenswür-

digen Characters, schneller in größere und solche Bekanntschaften zu gerathen, wodurch er sich künftighin die besten Aussichten zu versprechen hatte. Fehlen konnte es daher gar nicht, daß er zu seinem größten Vortheile bekannter wurde. Auf einmahl schlen für sein Talent der schönste Stern aufzugehen. Wegen seines trefflichen Gesanges bekam er die Gelegenheit, in der Hofkirche zu Wien bisweilen zu singen. Zufälligerweise hörte ihn Joseph der Zweite und er, ob es gleich das erstemahl war, schenkte ihm seine ganze Aufmerksamkeit. Nicht nur ließ sich der Kaiser nach ihm erkundigen, sondern ihn auch einige Tage darauf selbst zu sich kommen. Auf das allerherablassendste unterhielt er sich mit dem jungen Frankenberg und ermunterte ihn, sich der Bühne zu weihen. Er sollte von einem braven Schauspieler den nöthigen Unterricht erhalten und wenn er weitere Fortschritte in der Kunst gemacht hätte; so wünschte er: daß er als Deserteur in der Oper auftreten möchte.

Raum hatte dieses der Kaiser in so gnädigen Ausdrücken gegen ihn gesagt; so gor in seinen Herzen auch schon der Gedanke: die Kaiserlichen Wünsche sogleich zu befriedigen. Nicht lange

dauerte es und er spielte wirklich den Deserteur zur allgemeinen Zufriedenheit und ging alsdann mit gleichem Glücke in das comische Fach über.

Da er in einem Alter von 19 Jahren mit so vielem Glücke und Beifalle seinen dramatischen Weg eröffnete; so war es sehr wahrscheinlich, daß er sich alle Mühe gab, mit Ruhme auf seiner Bahne fort zu wallen. Ungeachtet ihn oft Neid und Eulcanie (ein ganz gewöhnlicher Fall bei der theatralischen Welt) begleiteten; so konnten diese ihm doch nicht schaden, weil er der abgesagteste Feind aller Schleichwege war. — Während seines Aufenthaltes in Wien trat er in den Ehestand. Eine gebohrne von Castelli war dasjenige Frauenzimmer, welches ihm seine Rechte darreichte und beschloß Glück und Unglück mit diesem braven Manne zu theilen. —

Raum waren 5 Jährchen verstrichen; so schien es, als ob sich die Sonne vor Frankenberg verstecken wollte. Denn der Kaiser entließ die teutsche Oper und eine itallänische nahm dafür ihren Platz ein. Frankenberg konnte zwar auch dabel angestellt werden, aber als ein gebohrner Teutscher wollte er auch der vaterländischen Kunst getreu blei-

ben und begab sich daher nach Prag. Da er in Uebung seiner Kunst keine Fortschritte machen konnte; so setzte er nach einem 1 jährigen Aufenthalte seinen Stab weiter fort und kam nach Weimar. —

An einem Freitage Abend saßen wir sehr freundschaftlich beisammen, unterhielten uns von Glücke und Unglücke und von vergangenen Schicksalen. Frankenberg war ganz offen, erzählte oft mit dem gerührtesten Herzen seine Begebenheiten, so bald er aber auf Weimar kam; so war seine Seele desto heiterer. Man erachtet es für Schuldigkeit, Frankenberg's eigene Urtheile hieher zu setzen, denn sie bürgen um so mehr für die Wahrheit, weil sie aus dem wahren Herzen gesprochen wurden.

„ In Wien, dieses waren ungefähr seine eigene  
 „ Worte, hatte ich viele traurige aber auch manche  
 „ angenehme Stunde. Ich genoß die Aufmerk-  
 „ samkeit Josephs des Zweiten. Der Eintritt in  
 „ die angesehensten Familien stand mir offen. Als  
 „ Sänger hörte man mich gern. Dessen ungeach-  
 „ tet durchlebte ich in Weimar weit glücklichere Tage.  
 „ Denn nicht nur fand ich ebenfalls Gönner und  
 „ Freunde, sondern auch eine bessere Gelegenheit,  
 „ mich zu bilden und in der Schauspielkunst vor-

„wärts zu kommen. Der vortreffliche Wieland  
 „schenkte mir seine Achtung und Freundschaft.  
 „Zum Beweise vertraute er mir seine lebenswür-  
 „dige Tochter in der Musik an. Auf seinem  
 „Winke machte ich den Anfang ernsthafte Liebha-  
 „ber in dem Singspiele zu übernehmen und den  
 „Weg als Schauspieler zu betreten.“

„Wieland war es, welcher meiner Seele  
 „Nahrung gab, mich aufmunterte und lehrte.  
 „Mein liebes Weib fing auch als Schauspielerinn  
 „an. Figur und Organe waren ganz für die jun-  
 „gen zärtlichen, sanften und lebhaften Liebhaber  
 „rinnen. Mit Vergnügen sah ich, wie mein  
 „Weib so schnelle Fortschritte in der Kunst machte.  
 „So vergingen zwei Jahre in Weimar. O ich  
 „erlebte in diesem Zeitpuncte sehr wonnenvolle Tage.  
 „Und ganz gewiß wären sie die glücklichsten mei-  
 „nes Lebens gewesen, wenn der Himmel mein  
 „theuerstes Weib gesund erhalten hätte. Das  
 „Schicksal aber wollte mir keine anhaltende Freude  
 „gewähren. Mein Weib spielte zwar mit allge-  
 „meiner Zufriedenheit des Hofes und des Publici;  
 „da es aber mit zu großer Empfindung spielte und  
 „ihre körperliche Verfassung nicht die stärkste war;

„ so entstand daraus eine Art von Nervenschwäche.  
 „ Dadurch mußte sie in der Blüthe ihrer Jahre von  
 „ dem Theater abgehen und die meisten Tage in  
 „ dem Bette zubringen. Indessen erhielt ich einen  
 „ sehr guten Antrag zu dem National-Theater  
 „ nach Frankfurt am Main. Da ich das Glück hatte,  
 „ daß sich die verwitwete Herzoginn von Sach-  
 „ sen-Weimar, Hochfürstl. Durchlaucht meiner  
 „ kranken Frau so mütterlich und menschenfreunde-  
 „ lich annahm, so ging ich ohne Bedenken das  
 „ Frankfurter Engagement ein.“ — So weit  
 Frankenberg.

Vier Jahre brachte er theils in Frankfurt am  
 Main, theils in Mainz zu. Denn bekanntlich tra-  
 ten diese beide Städte zusammen und errichteten  
 gleichsam eine für sich stehende Nationalbühne. Da  
 er in Weimar so große Fortschritte in der Kunst ge-  
 macht hatte; so konnte ihm der wahre, ja all-  
 gemeine Beifall nicht fehlen. Man schätzte ihn  
 als Künstler und liebte ihn wegen seines vortreff-  
 lichen Characters, So viele Ehre er indessen, so  
 wohl in Frankfurt am Main als auch in Mainz ge-  
 genoß; so sehr man sich alle Mühe gab, die Stun-  
 den seines Lebens so angenehm als möglich zu ma-

chen; so hatte die noch anhaltende Krankheit seiner Frau, welche er während dieser Zeit zu sich kommen ließ, seine Stunden sehr getrübt und oft die besten Launen verschenkt.

In der That war es ein herber Stand, in welchem Frankenberg lebte: Ein kränkliches Weib, unerzogene Kinder, mehrere Aerzte und andere Leute zur Bedienung und dessen ungeachtet auf dem Theater seine comische Rollen launigt vorgetragen, dessen ungeachtet manches ungezwungene Lächeln entlockt! Wahrlich bleibt dieses die edelste Selbstverläugnung, welche sich nur denken läßt. Sollte man glauben, daß sie noch weiter ausgedehnt werden könnte? Er, welcher von dem Schicksale bestimmt zu seyn schien, den Wehrmuths Becher des Ehestandes ganz auszuschlürfen, hüllte sich in den Mantel der Geduld und Hoffnung ein. Er, welcher so schwere Kosten zu bestreiten hatte, schrieb zu der Zeit, da andere von ihrem Tagewerke ausruhten, Noten, gab selbst gelegentlich musicalischen Unterricht, nur seine Familie nicht dem Mangel auszusetzen. Keine Mühe, keinen Fleiß sparte er. Keine Verdrießlichkeit übermannte ihn. Fehlte es ihm ja einmahl an Trost, fand er keine Seele,



welche ihm diesen gewähren konnte, so suchte er ihn da, wo ihn der Weise suchen muß: In sich selbst.

(Der Schluß folgt.)

### Plantlaquatlapatli's Zeitung.

#### Verheimlichung der Dienstboten, Fremden und Juden. Maßregeln der Polizei.

Den 24ten November erschien zum erstenmale nachstehende Verordnung: „ Da zeithero vielfältig gegen die so nothwendige Verordnung wegen Meldens der hier ein- und ausziehenden Einwohner und Dienstboten gehandelt, das Polizeidirectorium aber schlechterdings von dem Aufenthalte eines Jeden unterrichtet seyn muß, so wird hiermit sämmtlichen Stadt-Einwohnern das am 25ten August 1785 schon erneuerte Avertissement dahin wiederholtentlich in Erinnerung gebracht, daß alle hier ankommende Fremden, weiß Standes und Geschlechts sie seyn mögen, worunter auch diejenigen Fremden verstanden werden, welche sich allhier ein sogenanntes Abstelge-Quartier gemiethet, ferner alle einziehende Hausbesitzer, Mlether und

Einklieger, dergleichen alle Dienstboten beiderlei Geschlechts, ohne Ausnahme sogleich nach ihrer Ankunft, jedesmahligen Eintreffen und Veränderung des Logis oder Dienstes, den Polizei-Commissarien des Reviers schriftlich gemeldet werden müssen und soll derjenige, welcher die Meldung unterläßt, in die gesetzte 2, und nach Befinden der Umstände mehrere Thaler Geld: oder proportionirliche Arrest-Strafe genommen werden. In Ansehung der Gastwirths bleibt es bei der Verordnung, daß solche alle ankommende Fremden sogleich bei dem Hochlöbl. Gouvernement und Polizeidirectorio im Hause bei 10 Rthl. Strafe schriftlich melden müssen. Berlin, den 19. November. 1789. "

Königl. Preuß. Polizei-Directorium  
hiesiger Residenzen.

Philippi. von Eisenhart.

Die Ursache, warum man diese Polizei-Verordnung auch hier abgedruckt liest, rührte wegen verschiedener Personen. her. Sie saßen bei einem Glase Mannheimer Biere, rauchten ihre Pfeiffchen und sprachen unter andern auch von dieser Verordnung. Tlantlaquatlapatli saß in einer andern

Esse und hörte unter andern folgende Urtheile: Ja, rief einer aus: Diese Verordnung geht zu weit. Ordentliche Eingriffe in die Hausrechte! — Der zweite erwiederte: Da haben sie Recht. Zuletzt werden wir gar auch noch von allem unsern Thun und Lassen Rechenschaft ablegen sollen. Ja, ja, gehorsamer Diener! (Hier trank er im Eifer das noch halb volle Glas Bier aus und befahl eine frische Bouteille.) Das wäre allerliebste, fuhr er fort. Also wenn mich diesen Abend ein guter Freund von dem Lande besucht, so soll ich sogleich nach dem Polizeicommissaire eilen, welcher oft eine halbe Meile entfernt wohnt und noch ein Paar Gintertreffen ablaufen! Ja, Prosit die Mahlzeit! Das Leder ist so 20 Procent im Preise gestiegen! — — So weit vorläufig diese Unterredung.

Raum hatte sie Tlantlaquatlapatli angehört; so war auch sogleich beschlossen, darüber in dem Volksplatze den Messieurs zu sagen; daß sie nicht nur Unrecht hätten, sondern auch an einem öffentlichen Platze, solche unvernünftige Urtheile zu fällen. ein sehr ungehobeltes Betragen verrieth.

Allerdings ist diese Polizei-Verordnung nicht nur sehr nothwendig, sondern auch sehr heilsam. Sie bleibt wahres Muster. Durch diese Polizei-Verfassung erhielt die Residenz Berlin den größten Werth. Und je größer eine Stadt ist, desto mehr muß ein Polizei-Directorium auf die ein- und ausspaffirenden Personen ein wachsames Auge haben. Es hat ein Recht, jeden Bewohner fragen zu lassen, was er für Mieths- oder andere Leute in dem Hause hat? Fehlt es hier an einer solchen Verfassung; so müßte man mit Rechte behaupten: Das Polizeiwesen ist schlecht. Dieses ist aber hier in Berlin keinesweges der Fall. In diesem Stücke zeigt sich das Polizei-Directorium sehr exact. Denn gesetzt, es bewies nicht diese Aufmerksamkeit, was würden für Folgen daraus entstehen? — Groti und Pletti würden täglich überhand nehmen. Landstreicher, Vagabunden, welche andere Städte fortjagen, würden eine sichere Herberge finden. Sie würden mit Bequemlichkeit ihren Unfug forttreiben, die Sicherheit stören und die heiligen Gesetze entehren! — Wie unvernünftig waren also nicht die Urtheile obberührter Personen! Wie wenig zeigten sie sich als friedliebende Bürger! — Ein jeder

ehrlliche Mann wird sich ein Vergnügen daraus machen, nach Kräften zur Sicherheit des Staates beizutragen und schon den Gedanken, verdächtige, dem Staate gefährliche Menschen, verabscheuen.

Schlimm genug, daß mancher die wirkliche sehr gute Verordnung des Polizei-Directorli hintenans gesetzt hatte. Denn daß dieses wirklich geschehen seyn muß, beweiiset sich durch die Wiederholung dieser Verordnung selbst. Je kleiner eine Stadt ist, je leichter kann sie übersehen werden. Je größer sie aber ist; desto mehrere Schwierigkeit hat die Polizei aus dem Wege zu räumen; desto schwerer ist es, ein solches großes Polizei Ruder zu führen. Man hat in neuern Zeiten sehr vieles darüber geschrieben. Aber! — Aber! Sind denn die Fälle, welche in die Billionen gehen, einander gleich? — Stimmt eine Verfassung mit der andern überein? Muß nicht der Polizeidirector mehr aus Erfahrungen als aus Büchern schöpfen? — Das Amt eines Polizeidirectors ist wahrlich ein wichtiges Amt. Wenn die Bürger friedlich leben und die Geseze befolgen und ruhig sich niederlegen, so hat der wahre Polizeidirector manche Nacht schlaflos zugebracht, manche Stunde nachgedacht,

das Wohl der Bürgerschaft zu erhalten und fortzupflanzen. Er muß nicht nur prüfen und untersuchen lassen, sondern auch selbst es thun. Er muß die Talente seiner Bürger, ihren Handel und Wandel, aber auch ihre Schwächen kennen lernen, sich mit den Umständen vertrauter machen, ihr Herz gewinnen und alsdann wird er sein so wichtiges Amt mit größtem Ruhme verwalten.

Wohl Werth, daß wir solche würdige Männer besitzen. Männer, welche mit der Wage der Ungerechtigkeit nicht abwägen und nicht eher verdammen, als bis Recht und Unrecht gegen einander überstehen. Sagt, liebe Berliner, lebt man in einer solchen Verfassung nicht glücklich?

Nur eins erlaube man *Tlantlaquatlapatl* noch anzumerken. Ungeachtet in dieser Polizei-Verordnung nicht ausdrücklich der jüdischen Nation erwähnt wurde: so versteht sich von selbst, daß diese allerdings mit begriffen ist. Within versteht sich, daß es sowohl den Hausbesitzern, Mietheern und Einliegern, theils auch den Wirthen heiligste Pflicht seyn muß, keine fremde Juden, vorzüglich Polacken, ohne Vorwissen des Polizeidirectors zu beherbergen. Denn manche, wie die Belz

spiele es gelehret haben, trieben Wucher und Unfug, von welchem die Obrigkeit keine Sylbe erfuhr.

Ihr, die ihr das gethan habt, einige Groschen zu verdienen, hütet euch künftighin vor solchen Schleichwegen und Verheimlichung. Wisset, daß derjenige, welcher die weisen Gesetze mit Muthwillen und Vorsatz übertritt, die größte Strafe verdient.

## Der Liebhaber à l'Okzakow oder der musikalische Hahnrei.

(Eine wahre Geschichte.)

(Beschluß.)

(Man sehe S. 1142.)

Der Alte merkte wohl, wo das Bedauern seines Weibes hinaus liefe, zeigte sich aber als ein sehr geduldiger Mann. Er steckte heimlich seinen Haus-Schlüssel zu sich, nahm sein Instrument und ging nach der Hochzeit. Kaum war er aus dem Hause; so schrieb das Weibchen an ihren zärtlichen F. folgendes Bilet,

„gellppde Sähle!

„mit fergangen thue ig melten, das mein alder  
„Uf die hochzaid gangen, Und kummt heint nachd

„ nigd zu Hause? — zucker bübchen Meines her  
 „ zens? Ach die trumpecke der linne thut blasen in  
 „ meine sele einen firscherligen alarm? mein herz  
 „ will durchaus in die schwemme der zärdligkaid  
 „ baten, trusel meines schigsahls komm unt stirme  
 „ ochsekkopp? Dies winschd dain herz trusel.

C. T. "

„ poßschkrippen! mein alder thud saufen uf der  
 „ hogzaid unt fristd rechd ser. treck oog die  
 „ schpandir hofe ahn unt los ne gude malzaid  
 „ Zuberaiden? schick es awer ja rechd pall  
 „ mein herz allerlipster Schatz???

Saum hatte F. das zärtliche Bissettchen erhalten, so ließ er sogleich eine gute Mahlzeit bestellen, schickte sie seiner Auserwählten mit allem, was dazu gehört und traf bald hernach selbst ein.

Leicht kann sich jeder vorstellen, daß alles fürstlich schmeckte und ein zärtliches Amorofo dem andern folgte. Indessen daß F. und Madam so für den Magen sorgten und sich zu dem Nachtiſche vorbereiteten, hatte der musicalische Alte seine Maßregeln getroffen. Zu dem Ende paßte er auf, wie sich sein Weib während seiner Abwesenheit



benutzen würde. Mit größtem Verdrusse bemerkte er, daß sein Nachbar die Wahrheit gesprochen hatte. Ferner sah er, wie das Essen vor seiner Nase vorbei und in sein Haus getragen wurde. Der anziehende Geruch erweckte in ihm den größten Appetit; allein er mußte seines Vorsatzes gemäß alles vor der Hand den Gang gehen lassen. Ein Stündchen ungefähr hielt er aus. Alsdann aber machte er sich auf den Weg. Schloß die Hinterthüre auf, schlich in das Schlafgemach, verkroch sich in den Stuben Camin und wollte da abwarten, was für Auftritte noch vor sich gehen sollten.

S. und Madamchen saßen noch bei ihrem Abendschmause. Kaum hatten sie ihre Wagen bestiegen; so dachten sie auch an die sinnlichen Belustigungen. Zu dem Ende machten sie sich beide so bequem als möglich, gingen nach dem Schlafgemache und legten sich zusammen nieder, ihre Mahlzeit besser zu verdauen. Jetzt traf man alle Anstalten, die Festung Oskakow zu stürmen. Mit Ungebuld saß indessen der Alte in seinem Camine. Indem die Bollwerke der Festung überstiegen werden sollten, dieses aber etwas zu lange dauerte; so ermüdete die Geduld des Alten. Auf einmal!

stieß er in seinem Camine in die Trompete. Schnetterdeng! Schnetterdeng! Schnetterdeng! deng! deng! deng! deng! Erschrocken sprangen die verlebten Stürmenden aus ihrer so reizenden Lage, glaubten, lebendige Teufel wollten sie abhohlen und eilten beide, so wie sie waren, zum Hause hinaus. Der Alte kroch heraus, nahm das Silberwerk, S's Uhr, schloß alles sorgfältig ein, trank auf diesen Schrecken ein Paar Gläschen Wein, nahm von den übrig gebliebenen Leckerbissen etwas zu sich, löschte die Lichter aus und ging endlich ruhig auf seine Hochzeit. Kaum war er einige Zeit da, so wurde er gerufen. Ein Frauenzimmer wäre da, welches ihn durchaus sprechen müßte. Der Alte ging heraus und fand seine — zärtliche Ehehälfte kaum halb bedeckt; wimmernd und schluchzend rief sie: Diebe, Diebe sind bei uns! — So, erwiderte der Alte, Sogleich heirathete er sich von der Hochzeit und ging mit ihr nach Hause. Die Thüre war zu. Sie erschrak, er aber desto weniger. Er zog seinen Haupt-Schlüssel heraus, schloß auf, suchte mit Fleiße in dem Hause mit seinem Weibe herum, aber nichts wurde entdeckt. Beide legten sich in Ruhe. Mehrere Wochen vor-

flossen und niemand meldete sich nach den zurückgebliebenen Sachen. Der Alte hatte so viele Politic, hielt seinem Weibe nichts vor, gab aber desto mehr auf die Folgen Achtung.

Indessen näherte sich F's Geburtstag. Weil er seine geliebte Muscantinn wieder zu sprechen wünschte, so ließ er den alten Muscanten bloß unter dem Vorwaude hohlen, daß er aufspielen sollte. Kaum war er da; so traf er die Verfügung, daß die Frau auch nachkam. F. bewirthete beide auf das beste. Der Alte dachte für sich: F. machte mich ohne mein Wissen zum Hahnrei, vielleicht will er es jetzt mit meinem Wissen thun. Geduld! Geduld, wo alles hinaus will. F. betrug sich indessen sehr artig. Der Muscant ließ sich auch weiter nichts merken. Als die Zeit zum Abschiede heranahete, bat er F.: er möchte ihm doch die Ehre beweisen und auch auf den Geburtstag seiner Frau kommen. — Mit Vergnügen. Wann fällt er? — In vier Tagen, fuhr der Alte fort. — Ich werde kommen!

Der Alte feierte den Geburtstag seiner Frau. Außer F. waren auch Gewatterinnen und Gevattern und Anverwandte eingeladen. Man ver-

gnügte sich, so gut es seyn konnte. Nach dem Essen zog der Alte J. bei Seite und bat ihn, mit ihm in einem andern Zimmer nur ein Gläschen Wein allein zu trinken. J. erfüllte die Bitte. Kaum trat er in die Stube hinein, so wurde er auf die sonderbarste Art überrascht. Denn er sah die silbernen Leuchter, goldene Uhr, überhaupt alle diejenigen Sachen, welche er damahls in Etich gelassen hatte, jetzt vor sich auf einem Tische beisammen liegen. Natürlich war die Verlegenheit, in welcher J. so schnell versetzt wurde, nicht gering. Ganz unwissend fragte der Alte: der gnädige Herr werden sich wohl über diesen Anblick wundern?

J. (etwas verwirrt.) Ja! Ich! — — Es überraschte mich! — Nehm er es nicht übel, wie kommt er denn zu den schönen Säckelchen?

Der Alte. (immer in einen Tone, als ob er von gar nichts wüßte.) Erst ein Gläschen Wein. Man trank. Der Alte fuhr alsdann fort. Sie wissen doch, gnädiger Herr, daß ich dem großen Türken Kriege beiwohnte? Ich kam, als eben ein junger Maulaffe, stellen sie sich vor, die Festung Oskakow stürmen wollte, dazu, stieß in die Trom-

pete; der Haseu Fuß ließ, was er laufen konnte und ließ mir diese Sachen als Beute zurück. Ha, ha, ha!

S. (sich zum Lachen zwingend.) Ha, ha, ha! Das war eine rechte Bravour! — (Pause.) Hör' er, lieber Alte! Ich belohne gern diejenigen, welche sich im Kriege so tapfer hielten und gebe mir alle Mühe ihre Eloges-Zeichen an mich zu kaufen. Was meint er? Ich gebe ihm für seine Beute 100 Thaler!

Der Alte, Der gnädige Herr sind gar zu freigebig!

S. Ich gebe ihm 200 Thaler.

Der Alte, O! gnädiger Herr!

S. Ja, ja, lieber Alte. Ich gebe ihm 200 Thaler. Es bleibt dabei! Schick er sein Weibchen morgen zu mir! Ich will ihr alles baar auszahlen. In Golde oder in Silber?

Der Alte, Der gnädige Herr überraschen mich wirklich.

S. Nicht doch! Er weiß, daß jeder Mensch sein Steckpferd hat. Ich habe das Meinige auch und trachte nur darnach, erbeutete Sieges-Zeichen an mich zu kaufen. —

Daß S. auf diesen Kauf bestand, führte auch daher, weil auf den Leuchtern, Messern, Gabeln, Löffeln, Lichtschere, u. s. w. sein Name eingeprägt war. Der Alte ließ sich endlich erweichen. Um aber seine Schadenfreude vollkommen zu machen, ließ er erst seine Festung Orskow darum befragen, das Weibchen ersahen, sah, erschrak, faßte sich, fiel dem Manne um den Hals und — schlug ein.

Den Tag darauf schickte wirklich der Alte durch sein Weibchen die eroberte Beute; gab ihr die versprochenen 200 Thaler in Golde und empfing sie auf das liebevollste. —

Der Nachbar, welcher den Musiquanten wegen seines Weibes auf den rechten Weg gebracht hatte, fragte ihn gelegentlich: Du, wie geht es, Nachbar? Ist alles wieder in Ordnung? — Ja, ja, Nachbar, alles geht seinen gehörigen Gang. Er gab mir so einen guten Rath, und nun will ich ihm auch einen geben. Thue er, was er will, nur wenn er alt ist und Witwer wird, so heirathe er nicht mehr. Wie so? — Frag' er mich weiter nicht! Genug, daß ich

es gethan habe, bliebe mein allerdummster Streich in der Welt.

---

## Die ermordet seyn sollende Kriegsrathinn Skahla.

Dienstags, den 1. December, entstand gleichsam mit Anbruche des Tages das Gerücht: die Kriegsathinn Skahla wäre gestern Abend in ihrem Zimmer ermordet worden. Es sey eine abgeredete Sache gewesen. Man hätte einige als Mordelörder gedungen. Diese sollten sie deswegen früher in die andere Welt schicken, damit man sich ihren Geld- und Kostbarkeiten Vorrath bequem zu Gemüthe führen könnte. Dieser Vorrath sollte um so mehr sehr beträchtlich gewesen seyn, weil sie bekanntlich sehr genau gelebt hätte u. s. w. Tlantlaquatlapatli mochte hinkommen, wohin er wollte; so sprach man von der ermordeten Kriegsathinn. Möglich, dachte er! denn was that nicht der Schlächterknecht Lenz? Indessen legte er sich auf untersuchen und siehe, ohne viele Mühe kundschafte er auch bald aus:

daß die Kriegsräthinn Skahla Montags Mittags, den 30. November, noch frisch und gesund war. Abends nahm sie ihr Nacht-Essen zu sich, legte sich zu Bette und bekam einen Blut-Sturz. Man hörte endlich etwas in dem Zimmer wimmern. Man erbrach ihre Thüre, sah nach und fand sie in ihrem Blute.

Den folgenden Morgen wurde sie geöffnet und an der Lunge ein Blut-Geschwür, welches seinen Ausgang gesucht hatte, gefunden. — Mit Rechte kann man also diesem Gerüchte, daß die Frau in ihrem eigenen Hause ermordet worden wäre, widersprechen. Und dieser jähe Todesfall gibt abersmahls einen Beweis, wie schnell oft die Göttnin Lüge ihre Gewebe ausbreiten kann.

---



## Neues Beispiel eines Kontrebandiers durch den Bedienten des Herrn Geheimen Fi- nanz-Rathes Grothe.

Der schärfsten Königl. Befehle ungeachtet  
fahren doch noch sogar geringere Menschen zu kon-  
trebandiren fort, wie solches abermahl folgendes  
neue Beispiel auswieset.

„ Jedermann weiß es, wie sehr mir die Wohlz.  
„ farth der Landesfabriken, die das Glück eines  
„ Staates begründen, am Herzen liegt; und dessen  
„ ungeachtet ist mir bei meiner Zurückkunft von  
„ der Frankfurter Messe, wohin ich Amtshalber  
„ jedesmahl reisen muß, der Vorfall begegnet,  
„ daß ein treuloser Bedienter eine Partie theils  
„ Kontrebande, theils hoch impostirte Waaren, in  
„ meinen Kesswagen und sogar in meinen Coffer  
„ heimlich mit eingepackt gehabt, welche bei der am  
„ Thore mit meinem Vorwissen vorgenommenen,  
„ von mir auf das genaueste verlangten Visitation  
„ gefunden worden. Ich habe hierauf sogleich be-  
„ gehrt, ihn zu vernehmen, wer die Mitschuldigen  
„ dieser schlechten That sind? habe ihn auf der  
„ Stelle arretiren lassen, die Sache den Königl.

„Acclse, Gerichten zur genauesten Untersuchung  
 „übergeben und diesen unglücklichen Menschen sei-  
 „nem Schicksale überlassen. Auf die an Se.  
 „Königl. Majestät von diesem Vorfalle von mir  
 „geschehene Anzeige haben Allerhöchstdieselben mir  
 „folgende allergnädigste Antwort zu ertheilen  
 „gerühet:

Rath! Besonders lieber Getreuer! Ich  
 glaube wohl, daß der unter dem 29sten v. M.  
 von Euch angezeigte unangenehme Vorfall,  
 daß Euer Bedienter die Köhltreibande und  
 hoch impostirte Waaren in Euren Wägen  
 gepackt, gewiß ganz ohne Euer Verschulden  
 geschehen; mithin könnet Ihr Euch hierüber  
 beruhigen, der Bediente hingegen soll, wie  
 er es verdient, nach der Strenge der Gesetze  
 bestraft werden. Ich bin übrigens Euer gnä-  
 diger König. Berlin, den 1ten Decemher 1789.

An den Gehelmen      Friedrich Wilhelm.  
 Finanz-Rath Grothe.

„Dies, mache ich zu jedermanns Wissenschaft  
 „hierdurch bekannt. Berlin, den 2ten Decem-  
 „ber 1789.      Grothe.“

Dieser Vorfall erweckte ebenfalls in dem Publico viele Sensation, noch mehr aber, als man ihn den 3ten December in den öffentlichen Blättern las. Einige fanden dieses Kontrebandiers Beispiel außerordentlich. Indessen lehrte leider schon oft die Erfahrung, daß durch die angesehensten Personen ganz ohne Wissen Kontrebande in das Land gebracht wurde. Andere glaubten, daß der Hr. G. F. Nath Grothe zu rasch gehandelt hätte. Auch dieser Meinung tritt man nicht bei. Proximus sibi! Und sobald ein Schein ohne Verschulden wider uns entsteht; so muß man sich desselben zu entledigen suchen. Dieses that der Hr. G. F. N. Grothe. Uebrigens darf der würdige Mann glauben, daß man ihn, wenn er es auch nicht gethan hätte, dessen ungeachtet keiner solchen schändlichen Thatwürde fähig gehalten haben. Denn von dem Throne bis auf die niedere Hütte ist Hr. G. F. N. Grothe als ein treuer Diener des Staates und als Menschenfreund bekannt. Die Stimme des Pöbels aber kommt bei solchen Fällen in gar keine Betrachtung.

Schließlich bleibt man bis jetzt noch bei dem Urtheile, welches in dem 95 und 96ten Stücke,

gefällt wurde. Man hänge kleinen und großen Kontrebandiers einen Zettel um: Mit der Ueberschrift: Strafe eines Kontrebandiers und lasse sie nach Verhältnisse ihrer eingebrachten Kontrebande die Straßen kehren.

Einhalt wird zwar diesem niederträchtigen Unfuge niemahls geschehen, aber verringern dürfte er sich doch. Würde auf diese Art wenigstens nicht etwas gutes bewirkt werden?

### Erklärungen.

Die eingeschickten Nachrichten wegen des Schlächter, Knechtes, Straßenräubers und Mörders Lenz können für das Volksblatt nach der gegebenen Vorschrift nicht abgedruckt werden. Denn theils sind sie zu unrichtig, theils wirklich zusammengebastetes Zeug. Dafür aber wird Tlantlaquatlapatli künftige Woche mit einer andern Nachricht, welche den Christian Lenz betrifft, aufwarten; und zwar mit einer solchen Nachricht, welche sich nur auf Wahrheit gründet. Gelegens-

heitlich wird man auch einige Worte über die wäh-  
rend dieser Zeit erschienenen Wische sagen, mit wel-  
chen Augen sie zu betrachten sind.

---

Weil der Bogen so schnell auslief; so mußte  
die schon angekündigte wahre Geschichte: der  
weibliche Teufel, wegbleiben, soll aber künftig  
ganz gewiß erscheinen.

Uantlaquatlapatli.

---

**Chronic von Berlin,**  
oder  
**Berlinsche Merkwürdigkeiten.**  
**V o l k s b l a t t.**

---

99 und 100stes Stück.

Berlin, den 12. December. 1789.

---

**T a g e b u c h**

des

**Königl. National-Theaters in Berlin.**

(44te Fortsetzung.)

September. 1789.

**Etwas über Frankenberg's Leben, Verdienste  
und Character.**

**W**enn sich Schauspieler oder Sänger, bei der theatralischen Welt, durch seine Talente auszeichnen; so werden sie desto geschwinder bei andern Bühnen bekannt. Die Directionen zeigen nach dem Besitze eines solchen Mitgliedes und geben

sich alle Mühe entweder es zu behalten, oder es zu bekommen. Eben diese Fälle begegneten unserm Frankenberg. Nicht nur wünschte man, daß er da, wo er war, bleiben möchte, sondern andere Directionen wetteiferten, ihn unter ihre Mitglieder zählen zu können. Leicht zu erachten war es, daß, als Herr Professor Engel nähere Nachrichten von Frankenberg's Verdiensten erhielt, um so mehr ein solches Mitglied bei dem Nationaltheater zu erhalten wünschte, weil es bekanntlich längst gefehlt hatte. Man trat also mit ihm in Unterhandlungen, und Frankenberg nahm gegen einen wöchentlichen Gehalt von 18 Thalern das Anerbieten des Herrn Professor Engel's an.

Hier hätte man Gelegenheit mehrere Bogen von den Ehrcanen, welche man ihm, weil er vom Theater zu Frankfurt am Main und Mainz abgehen wollte, gemacht, und von den Hindernissen, welche man ihm in den Weg gestreut hatte, zu schreiben. Da indessen diese uns von dem wahren Zwecke zu weit entfernen würden, so schreiten wir zu der Haupt-Sache.

Zu Ende des Monathes Julius 1788 traf er, aber wieder ohne Weib, welches Krankheit halber

in Mainz zurückbleiben mußte, in Berlin ein, und trat alsdann zu dem erstenmale den siebenten August in dem Singspiele, dem Apotheker und Doctor als Apotheker Stößel auf. Ungeachtet man sonst mit Kaselig, welcher diese Rolle vor ihm gespielt hatte, zufrieden war, so ärgerte doch Franzenberg vorzüglich als Sänger allgemeinen Beifall. \*)

Den 10ten August trat er im Caspar dem Thorringer als Geist zum zweitenmale auf. Ob er gleich als Schauspieler dasjenige noch nicht leistete, was er wirklich als Sänger geleistet hat; so bewies er doch Anlage.

Den 30ten August wurde der Barbierer von Sevilla nach Beaumarchais von Großmann mit Paisiello's Music zum erstenmale gegeben. Franzenberg hatte den Doctor Bartholo übernommen und gezeigt, was an dieser Rolle ist.

Den 16ten October, an welchem Tage zur Feyer des Allerhöchsten Geburts: Festes Ihrer Majestät der regierenden Königin Belmon te und Constanze zum erstenmale aufgeführt

\*) Man schlage gefälligst das Tagebuch Seite 356 und 357 nach.



wurde, erwarb sich Frankenberg in der Rolle des Osmin nicht nur als Sänger, sondern auch als Schauspieler neuen Glanz.

Den 17ten Januar 1789 zeigte er sich zum erstenmahl als Baron von Lindburg in dem Singspiele Betrug durch Aberglauben.

Den 13ten Februar erhielt Frankenberg ein Benefiz-Concert. Nicht nur Se. Majestät der König beschenkte ihn damahls, sondern auch der Zuspruch des Publici war sehr zahlreich. Ein Beweis, daß er Gönner und Freunde hatte.

Den 24ten Februar trat er zum erstenmahl als Dorist in Baume der Diana auf.

Den 3ten März als Pachter Martin in Alexis und Justine. Endlich in Claudina von Villa Bella als Carlos von Castellvechio unter dem Nahmen Rugantino. Diese wurde das erstemahl in Charlottenburg den 29ten Julius bei der höchsten Anwesenheit der Frau Prinzessin von Oranien K. H. hernach den 3ten August zum erstenmahl in Berlin bei dem Höchsten Geburtsfeste Sr. K. H. des Cronprinzen von Preussen aufgeführt.

Schon in den Monathen Junius und Julius klagte unser Frankenberg oft über Bangigkeiten und heftige Kopf-Schmerzen. Er klagte ferner über die gute Laune, und war darüber vorzüglich deswegen verdrießlich, weil er immer gern seine Sing- und Charakter-Rollen so gut, als er konnte, vortrug. Mit dem Anfange des August-Monathes nahm seine Bangigkeit merklich zu. Man fragte ihn gelegentlich, ob ihm etwas fehle? Er antwortete: Mir fehlt, ich weiß selbst nicht was. Alles ist mir zu eng. Mir deucht, als ob die größte Last auf meinem Herzen läge. Man suchte ihn zu beruhigen. Ganz gut, erwiederte der Edle. Ich will alles gern ruhig dulden, so lange ich meinem Weibe keine Unruhe mache. Sie müssen sich nicht ärgern! — Ich halte ja an mich, was ich kann: Uebersehe so vieles. Suche mich in jeden zu schicken. Habe mit Schwächen und Unwissenheit und allem Geduld. Aber lieber Himmel, wer kann immer gleich bleiben? Man ist doch Mensch! Unordnung ist mir unausstehlich. Sagt man etwas aus Liebe zum Ganzen, so legt es mancher anders aus. Muß einem so

etwas nicht nahe gehen? Muß man sich nicht ärgern, wenn man Fehler vorstellen sieht, welche leicht zu verhüten sind? — Man setzt mit Willen Frankenburgs eigene Urtheile hieher, weil sie das beste Licht über seinen Character verbreiten. —

Den 6ten August spielte er noch den Dorist im Baume der Diane, mit ziemlicher Laune. Den 10ten im Mädchen von Rifthale den Mahler Hildebrand. Den 12ten den Baron von Lindburg im Betrüge durch Aberglauben. Schon bei Vorstellung dieses Characters bemerkte auch derjenige, welcher Frankenburg nur von dem Theater aus kannte, daß ihm etwas fehlen müsse. Er sang zwar nicht schlecht, aber es entwichen ihm mehrere falsche Töne: Und man bemerkte, daß er sich oft zwingen mußte. Am eben denselben Abend sprachen ihn einige Freunde nach der Vorstellung. Sie fragten ihn, was ihm fehle? — Ich möchte so gern das Publicum vergnügen, kann aber nicht, wie ich gern möchte. O ich bin wirklich sehr elend und unglücklich!

Den folgenden Tag, als den 13ten August, wurde, welches sich die meisten noch erinnern wer-

den, auf lautes Begehren: Belmonte und Constanze aufgeführt. Die Ankunft der Madame Lange war bekanntlich davon der Quell. Denn man erzeigte ihr die Ehre und rief den vergangenen Abend nach der Vorstellung des Betruges durch Aberglauben: Madame Lange als Constanze! In eben diesem Singspiele hatte doch Frankenberg den Osmin, Aufseher über das Landhaus des Bassa, zu spielen. Da er vorher seine kränkliche Verfassung so wenig merken ließe; so war es sehr begreiflich, daß er bei der Aufführung des Belmonte und Constanze ebenfalls nach Kräften alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchte. Denn seine Achtung und Freundschaft für die Langesche Eheleute war sehr groß. Auch besaß er zu vielen Ehrgeiz, als den Vorwurf zu hören: daß durch seine Schuld etwas wäre vernachlässiget worden.

Obgleich mehrere bei der Vorstellung den Zwang bemerkten, mit welchem Frankenberg zu kämpfen hatte, so dachte doch niemand, daß man ihn diesen Abend zum letztenmale sah. Kaum konnte er den Character ausspielen. Gott sey gedankt, rief er nach der Vorstellung aus, daß sie geendigt

ist! Ich kann nicht mehr! Leider, leider war diese Rolle die letzte seines dramatischen Lebens!

Noch am eben denselben Abend legte er sich auf sein Krankenbette. Sorgen, Unruhen, Aerger: niße zogen ihm ein Gallenfieber zu. Mit Rechte hoffte man wegen der Blüthe seiner Jahre Besserung, Besiegung dieses Feindes. Allein das Gallenfieber zog nicht nur eine außerordentliche Nervenschwäche, sondern auch eine Art von Faulfieber nach sich. Wie viele Sterbliche dürften wohl solchen todtglühenden Feinden widerstehen. Frankenberg's Natur mußte weichen. Ungeachtet die würdigsten Aerzte unter andern die Königl. Leib: Aerzte, die Herren Mayer und Selle, dann der Herr Hofrath Heim, alles anwandten, dem National: Theater ein so verdienstvolles Mitglied, dem Publico den größten Liebling, dem Weibe einen wahren sorgenden Ehemann, dem Kinde einen zärtlichen Vater und der Welt noch länger einen rechtschaffenen Mann und wahren Künstler zu erhalten; ungeachtet Cloto den Faden seines noch jungen Lebens mit Freuden verlängert hätte; so riß ihn endlich doch die neidische Atropos nach einem sieben und zwanzig tägigen Krankenlager, den 10ten September,

Morgens gegen 4 Uhr, in einem Alter von 29 Jahren, 6 Wochen und 5 Tagen, ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Nahitlaquatlapatli's Zeitung.

Etwas über die Ausstellung der Gemählde.

(Fortsetzung.)

(Man sehe das 4te Bändchen S. 1426.)

Im ersten Zimmer vom Eingange an, welches der Bildhauerei und Architectur gewidmet ist.

Hr. Geheimrath Langhanns, Mitglied der Academie der Künste. (S. 46.) Lieferte drei Modelle. Jedes ist in seiner Art merkwürdig. Der Inhalt des erstern ist folgender:

Das Modell zu dem neuen aufzuführenden Brandenburger Thore. Dieses verdient um so viel mehr die öffentliche Aufmerksamkeit, weil es selbst ein öffentliches Werk ist, welches in der Geschichte des Geschmacks Epoche macht. Durch die edle Simplicität der Alten in ihren Werken rückt es uns wieder näher vor das Auge und läßt sich unter dem nördlichen Himmelsstriche die Ruinen von

Athen zu einem schönen Ganzen sich wieder vereinigen und bilden. — In der That ist der Plan zu diesem Thore nach einem athenienschen Thore entworfen. Dieses war in der 85ten Olympiade von Pericles erbaut und bis auf den heutigen Tag sind noch ansehnliche Ueberbleibsel vorhanden. Die auf der Mitte des Thores stehende Quadriga stellt den Triumph des Friedens dar. — Sollten wir dem Manne, dessen Arbeiten so entscheidend für seine Talente sprechen, nicht danken?

Hr. Schadow, Hofbildhauer und Rector der Academie. (S. 47.) Bewies schon längst, daß er der Hof-Bildhauer-Kunst vorstehen kann!

Hr. G. Betkober, Mitglied. Man pflichtet bei.

Hr. Bardou. (S. 47.) Ist academischer Künstler.

Ungeannt. (S. 47.) Dieses Stück en gros in Schwerinsburg aufgestellt muß dem Künstler wahre Ehre machen.

Ungeannt. (S. 48) — —! —? —!!! —

Herr Melzer, Bildhauer S. 48. die Damen verliebten sich in dieses Stück.

Herr Major, Bildhauer S. 48. Ein Minervenkopf nach eigener Idee.

Herr Boy, Bildhauer (S. 49) Viel Ausdruck!!! Herr Karstens (49) Die Karstens geben sich immer viele Mühe. Herr E. F. Wichmann (S. 49) In Basrelief.

Herr Otto Sahler (S. 49) Auch ein Jagdstück.

Herr Abrahamson (S. 49) Verschiedene Medaillons in Gyps. Das Werk zeigt den Meister.

Herr de la Croix (S. 49) Die Kaiserinn von Rußland und die drohende Liebe in rothem Wachs.

Herr de Salviati (S. 50) Daß auch Dosen solchen Beifall erhalten haben, bleibt ein wirklicher Trost für die inländischen Dosenfabrikanten.

Herr Reuß, sächsischer Maschinen- und Hofzimmermeister. (S. 50) Die Brücke war recht gut; sie warf auf die hinter ihr aufgestellten Zeichnungen einen rechten artigen Schatten.

Im runden Sale befanden sich die Kunstwerke der Königlichen Porzellanfabrik. (S. 50 — 56) In der That zeigte sie bey jetziger Ausstellung, was für große Fortschritte sie in der Kunst gemacht hat. Voll Pathos!

Noch verschiedene zur Ausstellung eingesandte Kunstarbeiten aus untergeordneten



Kunstfächern, welche ein Bedürfniß haben, sich an die schönen Künste anzuschließen.

Herr Körer der Jelttere, Bildhauer in Berlin (S. 57) Ohne der Vergoldung doch recht niedlich.

Herr Kolbe der Vater. Goldsticker. Herr Ciseleur und Fondeur Ravene. (S. 57. Haben Bedürfnisse sich an die schönen Künste anzuschließen.

Herr Ciseleur More. (S. 57) Vergoldete Bronze.

Die Herren Chevalier und Guerin (S. 58) Auch Lacke Gemähde erfordern Fleiß.

Aus der Wesselys und Neumeisterschen Papierfabrike. Wir verschaffen ihnen Kunden vorzüglich zu Waschfarben.

Acht gestickte Gemähde von dem verstorbenen Hofgoldsticker Heinitzsch. Gott hab ihn selig! Amen! ! !

### Nachtrag.

Herr Tuningham (S. 59) Erfüllt ganz den Willen der Academie, vaterländische Stücke zu sehen.

Frau Geheimeräthinn Langhans. (S. 59) Folgte, wie sehr sie ihrem so verdienstvollen Gemahle folgte! —

Herr Sechhelm. (S. 59) Bravo!!!!!!

Herr von Humboldt. (S. 59) Nach Rembrandt.

Herr Bossi aus Venedig (S. 59) Man bleibt bei dem Urtheile, was schon in dem 4ten Bändchen Seite 1454 gefällt wurde.

Herr Lowe. (S. 60) Battoni war ein großer Mann! Ohne Schmeichelei!!!

Herr Stägelich (S. 60) Drei Miniatur-Gemälde.

Herr Gilner in Potsdam (S. 60) macht mit einer allegorischen Darstellung den Beschluß.

### Austheilung der Preise.

Den 6ten November wurden diejenigen Preise, welche Se. Majestät der König so wohl für die vaterländischen Künstler, als auch für solche, die sich in den preussischen Landen etablirten, bewilligt haben, bekannt.

Die Academie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften erkannte für diesemahl den

ersten Preis von 500 Rthlr. für das beste historische Stück aus der Brandenburgischen Geschichte dem Historienmaler Herr Tuningham für das Gemälde desselben, welches unter der Nummer 33 im Verzeichnisse benannt ist, wegen der Composition und Wirkung im Ganzen mit 17 Stimmen zu. Indessen ist hier, wie auch in Ansehung der folgenden Preise zu bemerken, daß mehrere der Mitglieder von dem engern Ausschusse der Academie, ob sie gleich ihre Arbeiten mit aufgestellt hatten, auf die Concurrency zu den Prämien freiwillig Verzicht thaten. Da dieses Verzeichniß der Mahleren und anderer Kunstwerke vorzüglich den Auswärtigen am wenigsten bekant seyn dürfte; so wollen wir den Inhalt derjenigen Stücke, welche den Preis erhielten, ebenfalls hieher setzen.

Tuningham's historische Gemälde stellte Friedrich den Großen, wie er bei Hochkirchen seine tapfere Generale um sich fallen sieht und bei dem widrigsten Glücke sein Heldenmuth sich gleich bleibt, vor. — Der König, welcher seine Truppen wieder zum Treffen sammelt, reitet von den Generalen von Seidlitz und von Saldern begleitet, im Galoppe vor einer zahlreichen Gruppe vor-

bel, wo der gebliebene General von Keith ihm zu-  
 erst ins Auge fällt, welchen ein Grenadier ha's  
 aufgehoben, an sein Knie lehnt — etwas weiter zu-  
 rück wird der ebenfalls gebliebene Prinz v. Brauns-  
 schweig von zwei Soldaten getragen — noch mehr  
 zur Rechten fällt der Blick des Königes auf den  
 tödtlich verwundeten Prinzen Moritz von An-  
 halt, der schon entkräftet von einem Grenadiere  
 noch aufrecht empor gehalten, sich mit der Rechten  
 auf seinen Degen stützt. — Der König sagt ihm  
 noch das letzte Lebewohl und ellet; wohin seine  
 große Pflicht ihn ruft. — Ein Officier, welcher  
 Keith's vertrauter Freund war, starb wenige Ta-  
 ge nachher vor Schmerz über diesen Verlust — Er  
 ist zur rechten Seite im Gemählde dargestellt, wie  
 er gleichsam vergeblich zu Hülfe eilend und starr  
 vor Schrecken und Wehmuth sich schon von Ferne  
 zu den Todten hinüber bückt. — In dem Gesichte  
 des Officiers, welcher hinter ihm steht, zeichnet  
 sich eine tiefe, aber stillere Wehmuth aus. — Der  
 Grund des Gemähldes ist der Scene, welche es  
 darstellt, angemessen. Die Wahrheit aber in den  
 Stellungen der Soldaten zu beiden Seiten und in  
 ihren starren auf die Haupt-Scene gehefteten Blic-

ken, bringt dem Zuschauer die Geschichte, bis zur Täuschung nahe.

Der zweite Preis von 400 Rthlr. für das zweite historische Stück theilte sich unter die Herren Grätsch und Döpler. Denn sie hatten mit Zurechnung des Voti von dem Curatorio beide gleiche Stimmen. Deswegen wurde die eine Hälfte des Preises dem erstern mit 13 Stimmen für die No. 104 vorzüglich wegen des edlen Stils, dem letztern aber ebenfalls mit 13 Stimmen für die No. 86 vorzüglich wegen richtiger Beobachtung des Costüme und der Wirkung in Licht und Schatten, die andere Hälfte des Preises zuerkannt.

Das Gemählde des Herren J. Grätsch's, Lehrer der Zeichen-Schule stellte Hector auf dem Paradebette vor. Die Trauernden um den Todten sind der Greis Priamus und Hekuba mit verhältmüßigem Antlitze zu seinen Füßen, Andromache mit dem kleinen Astyanax ihm zum Haupte sitzend, und Paris und Helena neben dem Bette stehend, wehmuthsvoll auf den Leichnam blickend.

Des Herren Döpler's aber bestand in Darstellung einer Scene aus der vaterländischen Geschichte. Albrecht der Schöne, Burggraf von Nürnberg

Nürnberg, betrachtet mit Abscheu die That der Witwe des Grafen von Orlamünde, welche, um die Selnige zu werden, ihre beiden Kinder ermordet hatte. Das Geheimniß ward dem Grafen durch die Kammermagd der Gräfinn entdeckt und er verdamnte sie zum immerwährenden Gefängniß. Das Gemählde stellt den Augenblick dar, wo Albrecht die vor ihm vergeblich um Gnade flehende Verbrecherinn einem seiner Ritter übergibt, zur Rechten sieht man den Sarg, worin die ermordeten Kinder liegen. Ritter und Räte betrachten mitleidsvoll die Scene. Im Hintergrunde steht die Kammermagd, welche schadenfroh auf die Gräfinn blickt.

Den dritten Preis von 200 Rthlr. für das beste Landschaftsgemählde, erhielt der Herr Professor Lüdke mit 20 Stimmen für die No. 24. Hierbei ist anzumerken, daß die Academie bei ihren ersten Vorschlägen zu der Prämienvertheilung, keine so vollkommene Arbeit, wie die des Herren Professor Lüdke erwartet dat.

Das Landschaftsgemählde war in Oelfarbe, und die Aussicht der Einwohner von Taurominum gegen den Aetna zu. — Der Stand:

punct zu dieser Aussicht ist vom dem Amphitheater der alten Stadt Taurominium gewählt — Der Vordergrund linker Hand begreift einen Theil desselben, von welchem man in ein mit Olivenbäumen und andern dortigen Gewächsen bepflanztes Thal sieht — Rechter Hand bemerkt man einige Ruinen von einem antiken Tempel, welcher, wie man glaubt, der Ceres gewidmet war.

Ueber diesem stellt sich die Stadt auf einem Felsen dar. Ueber ihr zeigt sich ein Theil der Bergkette von Messina her. — Der Park von Taurominium mit einem Kloster fällt in die Mitte des Bildes. — Hinter diesem sieht man die fruchtbaren Felder des Aetna und die Felder am Meere liegen, hinter welchen der Gipfel des Aetna selbst hervorrägt und rechter Hand das Bild schließt. Linker Hand sieht man das Meer und die Halbinsel von Syrakus, welche auf dieser Seite den Horizont schließt.

Der vierte Preis von 100 Rthlr für das zweite Landschafts-Stück, theilet sich wieder unter die Herren Rosenberg und Reinhardt, wovon dem erstern die eine Hälfte des Preises mit 8 Stimmen für die No. 61, vorzüglich wegen der Wah-

und Zeichnung, bei dem letztern aber ebenfalls mit 8 Stimmen für die No. 52 vier schlesischen Gegenden, vorzüglich wegen Wahrheit und Ausführung, die andere Hälfte des Preises zuerkannt wurde.

Das Landschafts-Gemälde des Herren Rosenbergs, welcher sich aus zu strenger Bescheidenheit in dem Verzeichnisse nur als Ungenannter angeben ließ, lieferte Eine Gegend in den Kalkbergen, ohnweit Tasdorf. Herr Reichardt aber vier Landschafts-Gemälde, auf welchen Schlesische Gegenden dargestellt sind. Die erste in Lomnitz, zwei Stunden von Hirschberg gezeichnet und macht den Schluß des hohen Gebirges nach Landshut zu.

Die zweite ist der Standpunct auf dem Wege nach Stansdorf, 4 Stunden von Hirschberg.

Die dritte zu dieser Aussicht ist der Standpunct auf dem Wege nach Warmbrunn, eine halbe Stunde von Hirschberg.

Die vierte eine halbe Stunde hinter Warmbrunn bei der sogenannten Coghobrücke gezeichnet, wo der Schluß des Gebirges gegen Sachsen zu und die Holzflöße auf den Bächen vorgestellt sind.



Den fünften Preis von 200 Rthlr. für das perspectivische oder Theater-Stück, bekam durch die Stimmengleichheit die eine Hälfte der Herr Sechhelm für die No. 62. Prospect des alten Schlosses zu Berlin, ein Freskogemälde wegen der guten perspectivischen Darstellung, und die andere Hälfte der Herr Burnat in Rom, für die No. 93: Zeichnung der innern Seite des Portikus der Peterskirche, wegen der Wahl und Genauigkeit in der Ausführung.

(Der Schluß folgt.)

**Der überrittene Knabe. Schnelles Rutschen-  
fahren. Uebertretung des Polizei = Ge-  
setzes.**

Freitags den 4ten December Nachmittags gegen 4 Uhr, kam einer zu Pferde in die alte Friedrichsstraße gesprengt. Ein acht oder neunjähriger Knabe wandelte mitten auf dieser Straße. Der unvorsichtige Reiter setzte über diesen Knaben hinaus. Die Hinterfüße des Pferdes trafen ihn. Natürlich schlug er zu Boden. Ein artiges wohlgekleidetes Dienstmädchen erschien in diesem Augenblicke und hob den Knaben, welcher nichts von sich selbst

wußte, auf. Mehrere Leute kamen ebenfalls dazu. Man fiel des Reiters Pferde in den Zügel und stellte ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit zu Rede. Dieser aber war vor Schrecken gleichsam betäubt und sprachlos. Während dessen kundschaftete man die Aeltern des Knaben aus und den Reiter brachte man in Verwahrung.

Diesen traurigen Vorfall führte Tlantlaquatlapatli nur deswegen an, weil dadurch das so heilsame Polizeigesetz so vorsätzlich übertreten ward. Eben diese Bewandniß hat es mit dem Kutschfahren. Oesters schon wurde bey Strafe bekannt gemacht, daß die Kutscher in der Stadt nicht so schnell fahren sollen: Dessen ungeachtet fährt mancher so im Galoppe, daß daraus sehr oft das größte Unglück entstehen kann. Verdienen nicht solche Uebertreter Austreibung ihres Muthwillens?

### Die blinde Gerechtigkeit.

Ein Bauer gerieth mit einem Bürger in einen Prozeß. Der Bauer mußte verlieren, weil er Unrecht hatte. Indessen glaubte er, daß das Recht auf seiner Seite stünde und behauptete es. Wenn man es ihm auch begreiflich machen wollte; so nahm

er doch nicht die geringsten Gründe an, sondern sagte allezeit: ich habe Recht und ihr werdet es sehen, daß mir die weise Obrigkeit beistehen wird. Der Tag der Entscheidung rückte heran: der Bauer fand sich ein. Das Urtheil wurde ihm gemeldet und dieses lautete: daß er seine Sache verloren hätte und wegen der unnöthigen Klagen die Kosten zu tragen verbunden sey. Der Bauer hing den Kopf, ließ den Muth sinken und ging heraus. Gegen dem Rathhause über stand die Göttinn der Gerechtigkeit: der Bauer sah sie an. Ihn fragte er, was ist denn das für ein Weibestück mit den verbundenen Augen? — Wisset ihr es denn nicht? — Wer kann all das Stadtzeug behalten! — Gut, so will ich es euch sagen; Es ist die Göttinn der Gerechtigkeit! Mit ihrer Wage wägt sie Recht und Unrecht ab. — So, rief der Bauer und kratzte sich hinter den Ohren. Nun wundert mich es freilich nicht, daß ich meinen Prozeß verlieren mußte! — Warum das? — Eure Gerechtigkeit ist ja blind! Könnte sie sehen, so würde ich auch meinen Prozeß gewonnen haben! — Die Umstehenden lachten. — Lacht nur, rief der Bauer, ich bleibe dabei, wenn man einem

die Augen verbindet, so kann man nichts sehen!

### Mon sieur Nebenstaub.

Felder ist es gar nichts neues, daß sich; wenn Straßenräubereien, Mord und Todschatz entstehen, man die Thäter bestimmt und sie nach den Gesezen, von dem Leben zu dem Tode gebracht werden, daß sich einer oder der andere im Publico findet, welcher nicht nur die Mord-Geschichten drucken läßt, sondern auch solche Säckelchen auf das Tapet bringt, aus welcher keine Seele flug werden kann. Berlin hat jetzt ebendasselbe Schicksal. Der berühmte Schlächter-Knecht, Straßenräuber und Mörder Christian Lenz gab dazu die erwünschteste Gelegenheit.

Raum war er in Verwahrung, so erschien seine Gefangennehmung und Lebensbeschreibung nebst Bildnisse in dem Drucke. Tlantlaquatlapatli mißbilliget so etwas nicht. Nur ist er der Meinung, daß ein solches fliegendes Blatt in einer guten fließenden Schreibart dem Volke vorgelegt und mit einer guten Morale geschlossen werden soll. Geschlecht dieses nicht, so wird der Haupt-Endzweck

versehlt. Außer mehreren Wischen, welche diese Zeit her mit vielen Geburts-Schmerzen des Tages-Licht erblickten, kam vor etlichen Wochen vorzüglich eine heraus, welche folgendergestalt betitelt war. Schauerndes Selbst-Bekennniß und warnendes Gespräch des mit schweren Raube und Blute befleckten Standes Christian Lenz, gegen seinen um ihn herum und vorüberwandernden Lebenstaube wie er in Fesseln und Banden durch Seelen Müsse und Zeitraum in eine stille Selbstbetrachtung gerathen. Ein gemeinnütziges Blatt. Herausgegeben von dem Verfasser der Gefangennehmung und Lebensbeschreibung. Berlin 1789. Jeder, welcher einen hohen Gedanken von Berlin und das mit allem Rechte hat, und nur den Titel dieser Broschüre liest, wird in der That ganz sonderbare Begriffe bekommen. Ueberwindet er sich, gar sie zu lesen, so ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er ausruft; o Jerusalem! o Jerusalem!!! O Berlin! o Berlin!!! Tlantla: quatlapatli hat in seinem Leben viel elendes Geschmier gelesen, aber wirklich noch kein elenderes als eben dieses schauernde Selbst-Bekennniß. —

Lebensstaub! — Erbebe! — Erstaune! — Erzittere! — Ein fieberhaftes Krampfen und Schauer durchwalde deine Adern und durchzucke deine Nerven, da dich ein Lenz anredet! — So beginnt der Verfasser seine Schrift. In solchem Tone fährt sie fort, und wechselt mit Versen ab. Erbärmliche Prose, noch erbärmlichere Verse! Ein wahres Gemengsel von Unsinn! Wahrlich muß der Verfasser sein Selbst-Bekenntniß in einem Anfalle von hülfigen Fieber niedergefleckt haben. Denn ein Mensch mit gesunder Vernunft kann unmöglich solche Tollheiten träumen, noch weit weniger niederschreiben.

Dessen ungeachtet gab es einige und zwar solche, welche sogar auch gelehrt seyn wollen, und fanden das Selbst-Bekenntniß recht erbaulich und wunderschön. Ubi est judicium? O heilige Vernunft behaupte doch deine Rechte! Lasse nicht deine Fackel erlöschen, damit wir nicht wieder so in Finsterniß herumtappen müssen, wie wir vor Jahrhunderten herumgetappt haben! Amen!!!—

Ob denn unser Tlantlaquatlapatli gar nichts vom Lenz schreiben wird? — Er hat ja schon etwas geschrieben. — Freilich wohl, aber er hat

doch noch mehr versprochen und bis jetzt nichts weiter geliefert. Nur Geduld, lieben Bürger! Tlantlaquatlapatli soll euch alles erklären. Sobald eine solche scheußliche Mord-Geschichte vorfällt, so muß sie allerdings in dem Volksblatte, (es versteht sich von selbst, daß während dieser Zeit eines geschrieben wird) berührt werden. Des Volks-; Schreibers Pflicht aber ist, daß er nichts als wirkliche wahrheitsvolle Begebenheiten aufzeichnet. In dem 71 und 72 Stücke S. 1120 und in dem 73 und 74 Stücke S. 1153 wurde von Lenz dasjenige geschrieben, was damahls mit Gewißheit angegeben werden konnte. Man versprach zwar in dem 4ten Bande ein mehreres von dieser Catastrophe anzuzeigen. Es unterblieb; nicht das Publicum vergeblich aufmerksam gemacht zu haben, sondern erst abzuwarten, ob man auch wirklich etwas, welches sich nur auf die reinste Wahrheit gründet, mittheilen kann.

### Unterredung des Traiteurs Ollmütz mit Lenz im Gefängnisse.

Das Publicum wird sich noch zu erinnern wissen, daß in den letzten Tagen des vergangenen

Monathes August auf einmahl das Gerücht sich verbreitete; Lenz hätte gestanden! Es wird sich noch ferner erinnern: daß man theils in größeren Gesellschaften, theils in andern Tabagien erzählte: der Traiteur Ollmütz wäre die Ursache; daß Christian Lenz bekannt hätte. Er hätte sich für einen Scharf-Richter ausgegeben, sich gestellt, als ob er das Maß zu einem Troge nehmen wollte: darüber sey Lenz so erschrocken und betroffen worden, daß sein Gewissen aufgewacht wäre, auf der Stelle den Richter anzusprechen begehrt und ihm alles bekannt hätte u. s. w.

Eben dieses mit noch mehreren Zusätzen wurde Tlantlaquatlapatli wieder erzählt und zwar mit der Versicherung, daß sich alles auf Wahrheit gründe. Er möchte es nur in der Chronik von Berlin bekannt machen.

Statt dieses zu thun, legte er sich erst auf gewissere Kundschaft. Da aber diese immer durch die vielen Zusätze auch Abweichungen dieser Geschichte: Erzählung noch ungewisser wurde; so versfügte sich Tlantlaquatlapatli an einem Nachmittage selbst zu dem Traiteur Ollmütz. Weil er



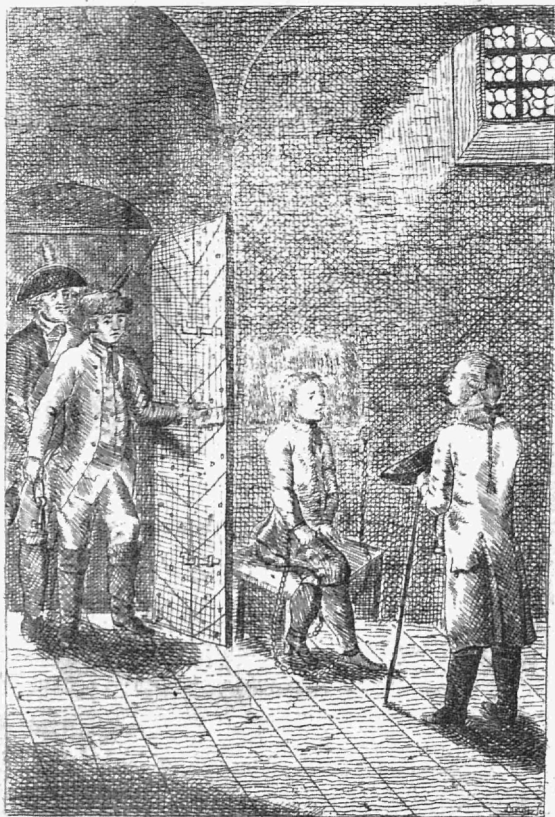
das erstemahl seinen Endzweck nicht erreichte, so wiederholte er seine Besuche, aß bei ihm zu Nacht und traf eine sehr unterhaltende Gesellschaft, welche durch den poetischen Freund Burmann noch unterhaltender wurde. Endlich fügte es sich, daß man nicht nur von Christian Lenz Bekenntnisse sprach, sondern auch den Gastwirth Ollmütz sein Compliment darüber machte. Verschiedene andere Personen, welche zwar etwas davon, aber nichts gründliches gehört hatten, forderten Ollmütz auf ihnen doch den Gefallen zu thun und seine Unterredung mit Christian Lenz zu erzählen. Dieser fand sich dazu bereit. Tlantlaquatlapatli saß hinter dem Ofen, rauchte sein Pfeiffchen und war ganz Ohr, ging sogleich nach der Erzählung nach Hause und war so glücklich dasjenige meistens wieder, was Ollmütz erzählt hatte, aufzuschreiben.

Einige Wochen, so sprach Ollmütz in seinem gewöhnlichen Tone, saß schon Lenz ohne daß er noch das Gerlingste bekannt hatte. Die Herren Gäste, welche sowohl Mittags als Abends bei mir zu speisen belieben, sprachen oft von der Hartnäckigkeit dieses Verbrechers und von der Postsicherheit. Ich hörte den Gesprächen meiner

Herren Gäste sehr aufmerksam zu. Da man auch erzählte, daß in dem Anfange mehrere Personen ihn für Geld hätten zu sehen bekommen, ohne dabei Rücksicht auf sein Benehmen oder Gesichtsbildung zu nehmen; so stieg der Gedanke in meiner Seele auf, diesen Verbrecher auch zu besuchen: denn ich hatte ja Gelegenheit die Physionomien und Charactere so vieler tausend Menschen kennen zu lernen, konnte also vielleicht etwas beurtheilen. Dann glaubte ich auch mit gutem Gewissen, daß es Pflicht sey, zur Sicherheit und Ruhe des Vaterlandes etwas beizutragen. Sogleich war ich entschlossen, mein Vorhaben auszuführen. Ich bat dazu einen großen Herren um Erlaubniß und sagte: daß, da ich in meinem Leben so viele 100 Personen gespeiset und getränket, sowohl Landeskinder als Fremde; da ich jederzeit ihre Physionomien genau beobachtet, auch ihre Gemüthsarten beurtheilen gelernt hätte, daß es vielleicht möglich wäre, auch etwas an Lenz zu entdecken. Ich erhielt die Erlaubniß. Es wurde dem Schließer befohlen, mich zu Lenz zu lassen und, wie ich mir vorbehielt, allein mit ihm zu seyn! Ich trat also in das Gefängniß; der Schließer aber blieb vermuthlich aus

Dienstleifer unter der Thüre stehen, welche etwa einen Fuß breit offen stand. Ueber der Schulter des Schließers gackte der wachthabende Soldat.

Ich hatte einen grünen Leibrock, eine weiße Weste mit schwarzen sammtnen Knöpfen und Knopflöchern, Schuhe und Strümpfe an, in der linken Hand mein gewöhnliches spanisches Rohr und in der rechten Hand meinen Huth. So ging ich zu ihm und stellte mich stillschweigend auf die linke Seite. Der Verbrecher saß an Händen und Füßen geschlossen mit bloßem Kopfe, in einer rothstreligen leinwandenen Jacke, in schwarzen Hosen und Strümpfen ohne Schuh. Mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete ich ihn von Kopfe bis zu den Füßen, ging einige Schritte rückwärts und fragte endlich: Wie heisset er? — Er antwortete: Lenz. — Darauf stellte ich mich auf seine rechte Seite, betrachtete ihn wieder sehr genau und fragte! Woher ist er gebürtig? — Aus Oranienburg; erwiederte Lenz zaghaft und zitternd. — Mit lauter und stärkerer Stimme wiederholte ich meine Frage: Aus Oranienburg ist er gebürtig? — Er antwortete aber nicht: darauf ging ich wieder auf seine linke Seite, sah ihn mit schar-



Warum seufzt Er?

fen Blicken an, und suchte in seine Physiognomie zu dringen. Ich bemerkte ein sehr ängstliches Seufzen: dieses veranlaßte mich zu fragen. Warum seufzt er? — Lenz schwieg, zitterte aber desto mehr mit seinen Ketten an Händen und Füßern. Weil er mich nicht ansah, sondern krümmgebückt saß, dabei sehr viele Gewissensunruhe verrieth; so sagte ich mit dreisten Worten: Ich bin nicht dazu gesandt, ihm seine Strafe zu vergrößern, sondern sie ihm nur zu vermindern. Er that wohl, wenn er statt der Seufzer, lieber ein freies Geständniß aussagte. Mit einem trostvollen Tone setzte ich dazu: Ob er wohl wüßte, daß ein jeder Arbeiter seines verdienten Lohnes werth wäre, so wie er handelte bei Leibes Leben: es sei gut oder böse. — Jetzt verweilte ich mich nicht länger, sagte noch Gott erhalte ihn gesund! und ging aus dem Gefängnisse. Der Schließer und der Soldat standen noch, wie sie gestanden waren.

Den hohen Vorgesetzten bat ich, daß man binnen drei Tagen niemand zu Lenz lassen möchte, denn ich vermuthete, daß er es gestehen würde. Dieses geschah Sonnabends. Montags war ich

wieder. Nachmittags um zwel Uhr bestellt. Als ich um die bestimmte Stunde erschien; so sagte man mir: es wäre alles schon gut! Wie ich wieder herauskam, so fand ich sehr viele Menschen und hörte Murmeln und Lispeln; der eine sprach dieses, der andere jenes. Da stand ein Häuflein und herathschlugte sich, dort wartete ein anderes, ob es nichts neues hören würde. Ich hielt mich weiter nicht auf, sondern ging meinen Nahrungsgeschäften nach. Und wenn ich auch Zeit gehabt hätte, so würde ich mich dessen ungeachtet doch nicht darum bekümmert haben, weil ich solche Neugierde niemals liebte. Gedankenvoll drängte ich mich durch die Menschen, konnte aber nichts als das verstehen. Das ist der Scharfrichter aus Stargard! Ich that aber, als ob ich es nicht hörte und folgte meinem Berufe.

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

101 und 102tes Stück.

Berlin, den 19. December. 1789.

---

T a g e b u c h  
des

Königl. National-Theaters in Berlin.

(45te Fortsetzung.)

September. 1789.

Etwas über Frankenburgs Leben, Verdienste  
und Character.

Freitags Nachmittags den 11ten September gegen fünf Uhr wurde Frankenburgs Leichnam auf dem römisch catholischen Kirchhofe gesenkt. Zwölf Kutschen folgten der Ruhestätte. In diesen saßen theils der Vater Schorenstein, Sagemeister,

theils die Herren Unzelmann, Böhme, Gerdt, Czechtisky, Mattausch, Lippert, Greibe, Fleck, Engst, Benda, Cordemann, Frischmuth und Kaselitz. Bei seiner Versenkung verrichtete der Vater Schorenstein noch den letzten Dienst und hielt eine Gedächtniß-Rede. Wir fühlten nach Anhörung derselben nur den einzigen Wunsch; daß sie unser Fleck möchte gehalten haben.

Außer den gespielten Rollen, welche man Seite 35 und 36 schon angezeigt hat, trat er auch noch in dem Singspiele, dem Deserteur als Anston, dem Milchmädchen und den beiden Jägern als Jäger Nicolas, in dem Automate als Ambrosio, und in der Eifersucht auf der Probe als Liebhaber Don Perichetto auf. Ferner in dem Schauspiele als Herzog von Nordfolk in Thomas More; als Ritter im Könige Lear; Franziskaner; Mönch im Maß für Maß; Maler Gildebrandt im Mädchen im Elchthale; Offizier in Oronoko; Don Lambinos in den Abentheuern einer Nacht; Dominicaner und Reichthümer Domingo in Don Carlos; als Doctor Wunderlich im Räuschen u. s. w.



Mehrere dürften sich wundern, daß man sogar auch die unbedeutendsten Rollen, in welchen das Publicum unsern Frankenberg sah, anführt. Mehrere dürften uns auch den Vorwurf machen, daß solche Kleinigkeiten durchaus nicht hieher gehören. Man antwortet darauf. Eben weil sie Kleinigkeiten sind, gehören sie hieher, verdienen desto umständlicher erörtert zu werden, weil sie den schönsten Glanz auf den Character des Verstorbenen verbreiten. Wir wollen uns deutlicher erklären.

Wer einigermaßen bei der theatralischen Welt bekannt ist, weiß, daß diejenigen, welche sich zu den sogenannten ersten Rollen in dem Singspiele verbindlich gemacht haben, auf andere Rollen in den Lust- und Schauspiele meistens Verzicht thun. Sie glauben: man träte, da sie als erste Sänger angenommen würden, ihrer Ehre zu nahe, wenn sie außer ihren Sing-Rollen auch andere übernähmen. Mit Statisten darf man ohnehin nicht kommen: denn dieses legt man sehr oft für die allergrößte Beleidigung aus. Vermuthlich wird man jetzt begreifen, wo die Sache hinaus will?

Eben diese Fälle, welche bei unsern teutschen Sängern so vielfältig eintrafen und wahrscheinlich noch eintreffen werden, fand man bei dem verstorbenen Frankenberg nicht. Er, welcher seine Singrollen mit so vieler Präcision vortrug, sich als wahrer Meister der Singkunst zeigte, war der erste, welcher Rollen in dem Lust- und Schauspieler zu übernehmen wünschte. Er hielt es nicht wie viele andere unter seiner Würde, auch in der unbedeutendsten Rolle in dem Schauspieler aufzutreten. Sein Grundsatz war in diesem Stücke sehr richtig. Als Sänger, sagte er öfters, weiß ich zwar, daß ich etwas leiste, ungeachtet ich eben nicht nöthig habe, mir darauf etwas einzubilden. Als Schauspieler hingegen weiß ich, daß ich noch wenig leiste. Auch ohne Verschulden kann ich um meine Stimme kommen. Bemühe ich mich nun, als Schauspieler etwas zu werden, und sollte es von dem Schicksale beschlossen seyn, meine Stimme zu verlieren; so bin ich doch wahrscheinlich geborgen, falle niemand zur Last und habe mein Brot.

Ganz gewiß bleibt dieser Grundsatz unumstößlich, bleibt für andere Sänger wahres Muster,

und verdient Nachahmung. Behauptet ein Mitglied solche Grundsätze; so wird er dadurch der Direction doppelt nützlich und verdient desto mehr Achtung und Aufmunterung.

Außer den schon oben angeführten Rollen spielte unser Frankenberg auch den alten Mann in den Mündeln, ferner den Knebel in dem Juristen und Bauern. Den letzten Character übernahm er gelegentlich für Labes, welcher sehr krank geworden war, in der größten Eile. Die Rolle ist freilich nicht stark. Aber wie viele Sänger von solchem durchdringenden musicalischen Talente würden wohl so gefällig als Frankenberg gewesen seyn?

Man tadle uns nicht, daß wir so lange bei einem Gegenstande, welcher zwar dem Publico eine Kleinigkeit, aber nicht den dramatischen Mitgliedern bleibt, verweilen. Gesezt es wäre auch wirklich die allergrößte Kleinigkeit; so bleibt sie doch desto characterischer. In solchen Fällen erkennt man eben so gut die Denkungs-Art, als in den wichtigsten. Ohne sich selbst zu betrügen, kann man auf größere Gegenstände schließen. Denn wer in unbedeutlichen Dingen sehr exact ist, wird

es wahrscheinlich in Bedeutenden desto mehr seyn.

Dieser Characterzug verrieth, also nichts als wahre Gefälligkeit. Aus diesem entsprang der zweite: Freimüthig und zugleich schonend. Mit Vergnügen denken wir noch oft an die Abende zurück, wo wir diese Capitel weitläufig abhandelten. Wenn wir von der Kunst sprachen, das Wahre von dem Unrichtigen absonderten, so zeigte sich abermahl unser Frankenberg nicht nur, als ein kenntnißvoller, unpartheischen, sondern auch als ein sehr nachsichtsvoller Mann. Ein Beispiel: Gestern, sprach Frankenberg, beliebt es wieder dem Publico einen auszuhusten. Bei solchen Geschichten ward mir allezeit angst und bange und das Publicum hat oft unrecht. Denn von einem mehr begehren als er leisten kann, ist unbillig: Gott fordert ja von uns armen Erden-Würmern selbst nicht mehr. Wozu also ein musicalisches Intermezzo, welches andere auch aus dem Tacte bringen muß? Alle können wir nicht groß seyn. Und wie weit würden wir im Handel und Wandel kommen, wenn wir keine an-

dere Münz-Sorten als Ducaten und Friedrichsd'or hätten? — Als man ihm gelegentlich über einen seiner Mitfänger fragte: daß er sehr schlecht wäre, und man müßt sich wundern, wie er mit ihm auskommen könnte. So antwortete er ganz trocken darauf, Pfennige und Dreier behalten auch ihren Werth! — So schonend er von der einen Seite auch war, eben so viele Freimüthigkeit äußerte er auf der andern Seite. Ging ein Sing-Estak schlecht, so sagte er es nicht nur; sondern gab auch die Gründe an, warum es schlecht gieng. Eben so war es auch der entgegengesetzte Fall. Freilich, erwiederte Frankenberg, weiß ich gar wohl, daß ich dadurch nichts gut mache; daß ich mir den und jenen zum Feinde mache: dieses kümmert mich aber nicht. Achselträger bin ich nicht, und etwas zu loben. was nicht zu loben ist, verräth Partheilichkeit oder Unwissenheit: Lieber will ich mich anfeinden lassen, als den Mantel nach dem Winde hängen.

Den Grundsatz; wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe, befolgte er auf das strengste.

Wie sehr ärgerte er sich, wenn oft ein Stück nicht gefiel und doch sehr gefallen könnte. Nach der Oper Alexis und Justine sagte er, da haben wir wieder ein Beispiel, wie oft sich das Publicum leiten läßt. Man war einmahl wider das Stück eingenommen: wir selbst setzten seinen Werth ganz herunter, mithin konnte es nicht fehlen, daß es wenig Glück machte: So etwas bleibt unrecht. Kein Schauspieler sollte das zu gebende Stück so herabsetzen. Nicht nur macht er dadurch die Direction, sondern auch die Gesellschaft verächtlich. Und wenn auch die Herren noch einen Nutzen hätten, so ließ sich doch noch eine Entschuldigung finden. So aber kann nichts anders als Nachtheil entstehen. Sagt man nun etwas dawider, so geht das Brummen los, und man muß Sticheleien und Spötereien hören, als ob man herüber und hinüber trüge. Natürlich schweigt man in der Folge still und denkt seinen Theil. —

Der dritte Haupt-Character-Zug bestand in der Ehr- und Lehrbegierde. Er wußte sich als Mensch ziemlich gleich zu erhalten und seinen wah-

ren Platz zu behaupten. Ehe ließ er sich Unrecht thun, als daß er es selbst that. Er war sanft und nachgebend, so bald aber die Ehre in das Spiel kam; so zeigte er sich als Mann und bewies, daß er seiner Kunst gewachsen war. Ungeachtet er sich wie vorhin schon berührt wurde, auf seine Kunst als Sängers, verlassen konnte; so nahm er doch Lehre an und freute sich wenn man ihn mit Gründen tadelte. Nicht damit zufrieden, wenn man ihn verbesserte, sondern er dachte selbst darüber nach, und was er nicht wußte, fragte er mit der Ursache: warum muß dieses so und nicht anders heißen? So unterhielt er sich manche Stunde mit seinen critischen Freunden über die deutsche Sprache. Als ein geborner Salzburger, welcher zugleich 6 — 7 Jahre in den Oesterreichischen zugebracht hatte, sprach er schon ziemlich rein. Seine Absicht ging lediglich dahin, nach und nach die wahre Schriftsprache sprechen zu lernen. Auf dem Theater bemerkte man dieses mehr als in dem gemeinen Leben. Erinnernte man ihn daran, so nahm er es nicht übel, sondern freute, ärgerte sich oft auch: daß er sich so vergessen konnte.

Wirft man einen Blick auf seine Verdienste als Künstler; so erreichte er als Schauspieler schon das Mittelmäßige, als Sänger aber war er groß. Die Mutter Natur beschenkte ihn mit einem solchen Tone, welcher jedes gefühlvolle Herz fesselte. Sein musicalischer Vortrag war voll Präcision und so deutlich, daß man jedes Wort verstehen konnte. Die Harmonie hatte er ganz in seiner Gewalt. Nicht nur wußte er seine, sondern oft auch die Stimmen der andern singenden Personen. Mehrere Beispiele bewiesen, daß Frankenberg, als die andern vorzüglich in den Chören aus dem Tacte und der Harmonie gekommen waren, er gleichsam allein den Chor hielt, die andern Stimmen mitsang und sich als ein echtes musicalisches Genie zeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---



## Inhalt und Vorstellung der Oper Brenno.

(Fortsetzung.)

(C. 4ten B. Seite 1441.)

## Erster Aufzug.

## Erster Auftritt.

Feierliche Symphonie deutet den Sturm der Gallier gegen die Römer an. Die Gardine geht auf und zeigt außerhalb die Mauern des alten Roms. Hinter diesen ragt ein Theil der höhern neuern Gebäuden der Stadt hervor. Unten an den Mauern bemerkt man die Mauerbrecher, Sturmleitern und anderes Kriegsgeräth. Während daß sich die Bühne eröffnet, beginnt der größte Sturm. Auf den Mauern fechten römische Soldaten wider die stürmenden Gallier und werfen Steine, Pfeile u. s. w. auf sie. Andere fechten mit dem Schwerte und suchen die Gallier, welche die Leitern ersteigen, abzuhalten. Das Gefecht dauert einige Zeit, endlich scheint es, als ob die Gallier die Oberhand behaupten würden. Es erschallt ein wechselseitiger Kriegschor der Römer und Gallier. Noch ist der Sieg ungewiß. Der Sturm

wird immer heftiger. Die Gallier öffnen durch die Mauerbrecher die Bresche. Die Römer aber sehen sich genöthiget, den Galliern nach und nach zu weichen. Sie verlieren den Muth und die Gallier siegen allgemein. Indem erscheint Brennus mit Galliern und muntert sie auf, den Sieg zu vervollkommen. Er geht nach der Bresche. Fabius kommt mit Römern entgegen und will den Eingang verwehren. Brennus und Fabius fechten. Das gallische Volk greift das römische abermahl an. Letzteres weicht. Indem dringt Sulpicius mit Gefolge aus der Mauer hervor und will zu Hülfe eilen. Das Kriegsgetümmel wird wieder stärker. Der Sieg scheint für die Römer auszuschlagen. In diesem Augenblicke fällt von der andern Seite Zelinde mit teutschen Kriegern ein, greift an, fechtet mit Sulpicius und überwindet ihn. Die Römer müssen darauf das ganze Schlachtfeld räumen und werden noch von den Galliern und Teutschen verfolgt.

### Zweiter Auftritt.

Zelinde (allein) Sie freut sich über den Sieg ihres Brennus, nimmt sich vor, noch einige Zeit

in der männlichen Kleidung verborgen zu bleiben und zu Brennus selbst zu gehen.

### Dritter Auftritt.

(Ein Zimmer mit der Aussicht auf Rom, im Pallaste *Suburbano*, sonst die Wohnung fremder Gesandten, jetzt des Brennus.) Cleantes meldet Brennus, daß er Ostilia erbeutet hätte, worüber sich dieser sehr freute. Auf Cleantes Frage, ob er Fabius überwunden hätte? antwortete Brennus: Daß Fabius sich seinem Schwerte nicht ergeben wollte. Auch liebe er ihn wegen seiner edeln Seele. Cleantes erinnert ihn, ob er nicht wisse, daß er aus dem Geschlechte derjenigen Fabier herstamme, welche zwar als römische Gesandten gekommen wären, sich aber im Etrurischen Lager als Verräther im Gefechte betragen hätten! Brennus erwiderte: daß er alles wisse, doch mußte man nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen verwechseln. Darauf befiehlt er Cleantes, Egist, welcher für ihn solche Tapferkeit bewiesen hatte, aufzusuchen.

### Vierter Auftritt.

Brennus. Ostilia (in Ketten mit der Wache.)

Brennus sagt ihr Schönheiten, läßt sie entfesseln, bietet ihr seine Rechte und zwei Zepter an, versichert dieses alles in einer Arie und geht mit der Wache ab.

### Fünfter Auftritt.

Ostilia. (allein) grämt sich über Brennus Geständniß und kann sich nicht überwinden; Sabius ihren Geliebten zu hintergehen. Dieser erscheint. Ostilia berichtet ihm alles. Sabius rath mit ihr zu entfliehen und bestellt sie zur nahen Quelle.

Ostilia freut sich in einer Arie, hat keinen andern Wunsch als für ihren Sabius zu leben und kommt der Verabredung nach

### Sechster Auftritt.

Indem sich Sabius wegbegeben will; so begegnet ihm Sulpicius ohne Degen. Jener wundert sich, ihn ohne Degen zu sehen. Sulpicius erzählt ihm darauf, wie er einem unbekannten Krieger sein Schwert hätte überlassen müssen. Jetzt aber wolle er in Rom wenigstens die Brücke sperren. Sabius gibt ihm sein Schwert und versichert ihm, daß er ihn auf der Brücke sehen und ver-

ver-

vereinigt fechten sehen soll. Sulpicius dankt in einer Arie für sein Geschenk mit dem Zusatze, daß er unerschrocken dem Feinde entgegen ginge und glücklich sterbe, wenn dem Freunde sein Tod zur Rettung diene.

### Siebenter Auftritt

**Sabius.** Zelinde (als Egist mit einigen Teutschen bleibt, da sie Ostilia aus Sabius Wunde nennen hört, in der Ferne stehen.)

Sabius denkt auf die Sicherheit seiner Ostilia.

Zelinde tritt näher und bietet ihm Hülfe.

Sabius fragt nach dem Nahmen.

Zelinde antwortet, daß er Egist heiße und sein Wille ihm und dem Seinigen geblete.

### Achter Auftritt.

**Vorigen.** Cleantes (in der Ferne.)

Sabius setzt anfänglich Mißtrauen in Egist. Dieser aber schwört, daß er ihm glauben könne. Seine Teutsche sollen sichere Begleitung geben: darauf spricht sie zu den Teutschen, daß sie ihn zu Ostilia in den Tempel der Vesta führen sollen; dann wieder zu Sabius: dort würde ih-

nen eine Treppe, welche zum geheimen Eingange diene, einen Weg, die aus Rom führe, zeigen. Zum Pfande seiner Treue möchte er, weil er ohne Waffen wäre, dieses Schwert annehmen. Cleantes, welcher noch in der Ferne stand, beschließt sogleich diese Flucht zu hindern, alles dem Könige zu entdecken und geht ungesehen ab.

Sabius freut sich über Egist's Großmuth, dankt singend und eilt mit dem Gefolge ab.

### Neunter Auftritt.

Egist oder Zelinde.

Sie merkt, daß Brennus in Ostilia verklebt ist und trauert um so mehr, da sie aus Liebe für ihn den Namen Egist angenommen hätte und in Waffen bis zu der Tiber gefolgt wäre. Doch hofft sie bei Ostilia's Entfernung wieder ganz Brennus Herz zu erhalten. Dieses bekräftiget sie in einer Arie und empfiehlt sich.

### Zehnter Auftritt.

(Tempel der Vesta mit Spuren der feindlichen Zerstörung. Aussicht in den Vorhof und einen Theil des Tempels, in welchem

man das Palladium aufbewahret. Mitten im Walde steht einzeln der Tempel, als der heilige Aufenthalt der Göttinn Vesta.)

Ostilia (allein in Betrübniſſe und Furcht) bittet die Götter den Geliebten wegen ihrer Rettung zu erhalten.

Fabius erscheint mit blutigem Schwerte.

Ostilia erschrickt darüber.

Fabius tröstet sie und versichert, daß es das Blut derjenigen Feinde wäre, welche den Weg hätten versperren wollen.

Ostilia erwiederte, daß er sie lieber, nicht Brennus Gemahlinn zu werden, durch den Tod von dieser Marter befreien möchte.

Fabius beruhigt sie und meldet: daß nicht weit von hier, wo der Wald sich senke, ein verborgener Weg wäre. Dichte Gesträuche umgaben den verdeckten Eingang. Dieses bedeckte den Boden und eröffne den Ausgang zur Flucht. In dem geht die Thüre des Tempels auf.

Ostilia will ihrem Geliebten folgen, hört aber ein starkes Toben und erschrickt.

Fabius tröstet sie und sagt: daß nur die Priesterinnen der Vesta, wie durch die Auguren wäre

beschlossen worden, von Rom eilert und daher das Toben entstände. Sie möchte also mitgehen, damit er wieder, wenn sie in Sicherheit gebracht wäre, mit gestähltem Muthе zur Roms Hülfe eilen könnte.

Nach der Entfernung des Fabius und Ostilia fängt das erste allegorische Ballett an. Die Vestalinen dann die Novizen kommen aus dem Tempel und flehen den Himmel, daß er das kostbare Palladium, das heilige Feuer und die übrigen Geräthschaften beschützen möge. Wehmuthsvoll blicket sie den Tempel an, drücken ihre Besorgniß wegen seines bevorstehenden Schicksals aus und beginnen einen feierlichen Gesang. Zwei Vestalinnen bringen darauf das Palladium aus dem Tempel und zwei Opfer; Priesterinnen kehren zurück. Nach der zweiten Hälfte des Chores kommen die beiden Opfer; Priesterinnen wieder mit dem heiligen Feuer und andern Geräthschaften aus dem Tempel zurück und bitten die Uebrigen zu fliehen. Alle entfernen sich und folgen dem Wege, auf welchem man Ostilia und Fabius kommen sah.

Die Bühne, große unterirdische Gewölbe. Die Hauptpersonen des Ballettes waren.



Albinus, }	Römer,	Herr Andriani,
Dorsus, }		— Victor.
Emilia, Albinus Weib.		Mad. Meroni.
Valeria, Dorsus Weib.		Mad. Desplaces Trial.
Vestalische Priester		Mad. Lauchery,
innen,		Mad. Neubauer
		Schubert.
Arbantes, }	Gallier,	Herr Silani.
Ulricus, }		— Duponcelle.
Albinus Kleiner Sohn.		Herr Lauchery.
Dorsus Kleiner Sohn.		Mad. Schulz.

Römische Bürger und Bürgerinnen.

Der Inhalt des Ballettes war folgender :

Dorsus und Valeria irren betrübt umher und suchen ihren kleinen auf der Flucht von Rom verlohrnen Sohn. Von der andern Seite kommt Emilia mit ihrem kleinen Sohne und ist über den Verlust ihres Gemahls Albinus eben so betrübt. Sie erkundigen sich abwechselnd nach dem verirrten Kinde und nach dem verlohrnen Manne. Kengtlich suchen sie allenthalben, trennen sich und treffen von verschiedenen Seiten wieder zusammen. Auf der Bühne begegnet ihnen Albinus. Dieser

suchte auf einem dritten Wege Emilie, trift den Sohn des Dorsus und der Valeria und bringt ihn zu den andern.

Ueber diese so unvermuthete Zusammenkunft empfinden alle die mounnevollste Freude und beschließen, sich mit der Flucht zu retten: während dessen bemerken sie; daß sich die Priesterinnen der Westa mit dem heiligen Feuer nähern. Novizen begleiten sie und zwei davon tragen das Palladium.

Bei dem ersten Anblicke erstaunen alle und bleiben in der ehrerbietigsten Stellung stehen. Kaum aber wurden die beiden Römer die Westärzung der Priesterinnen gewahr und sehen die Ursache; so entschloß sich Albinus sogleich, die Priesterinnen zu begleiten. Dießem religiösen und zugleich heldenmüthigen Beispiele folgte Dorsus. Beide wollen darauf ihre Weiber mit den Kindern so lange allein lassen, bis sie die Priesterinnen mit ihren Heiligthümern in Sicherheit gebracht haben. Ob die Weiber gleich gegen diese so fromme Entschließung nichts einwenden konnten; so wurden sie dessen ungeachtet in den größten Schmerz versetzt. Indessen wollen sie lieber ihre

Familie als die kostbaren Heiligthümer in Gefahr sehen. Nach einem zwangsvollen zugleich zärtlichen Streite gehen sie mit den Opfer- Priesterinnen und Vestalinnen ab. Emilia und Valeria bleiben ängstlich zurück, trösten sich, umarmen ihre Kinder u. s. w.

Während dieser Zeit erscheinen Arbantes und Ulricus. Die Römerinnen erschrecken bei dem Anblicke ihrer Feinde und halten die Kinder. Die Gallier beobachten die Weiber. Ihre Schönheit behagt ihnen und sie bereden sich, beide mit zu nehmen. Emilia aber und Valeria erwarten ängstlich und zitternd, was die Gegenwart der Gallier zu bedeuten hat. Dieser Arbantes und Ulricus laden sie ein, doch mit ihnen zu gehen. Die Römerinnen lehnen es ab. Die Gallier wollen Gewalt brauchen. Diese hingegen widerstehen mit dem größten Muth. Die Gallier fahren fort, werden hitziger, erhaschen die Knaben und sind in dem Begriffe, damit fort zu gehen. Die Mütter laufen drohend hinzu und suchen sie den Feinden zu entreißen. Jetzt treiben die Gallier ihre Grausamkeit auf das Aeußerste. Sie ziehen Dolche hervor, zucken auf die Knaben und drohen, sie zu er-

morden. Aus Furcht ihre Kinder zu verlieren, verwandelt sich ihr Zorn und Muth in Bitten und kniefälliges Flehen, ihnen doch die Kinder zu lassen. Die Gallier aber sind dagegen taub und bleiben dabei: entweder sollten sie ihnen folgen oder ihre Kinder ermorden sehen. In dieser erschrecklichen Lage und Todesangst kommen Albinus und Dorcus zurück. Kaum merkten sie die schändliche Absicht ihrer Gelinde; so fallen sie über diese her, retten ihre Kinder, fesseln und tödten beide Gallier. Jetzt entsteht allgemeine Freude unter den zwei Familien. In frohen Tänzen setzt man sie fort. Bald darauf hört man hinter der Scene einen Chor der fliehenden Römer.

Sogleich stellte man die Tänze ein und horcht auf den Schall der Stimmen, wo er her kommen möchte. Die römischen Bürger, welche den Chor angestimmt hatten, treten hervor und ermuntern die andern zur Flucht. Diese freuen sich, daß sie der drohenden Gefahr entgehen können. Sie stimmen noch einen Chor an, begleiten ihn mit Tänzen und folgen alsdann dem Wink des Schicksales.

(Ende des ersten Aufzuges.)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Tlantlaquatlapatl's Zeitung.

Der entlarvte Phylidor,

als

Schwarzkünstler, Geister- Citirer, und  
Charlatan.

(Fortsetzung.)

(Man sehe den 4ten B. Seite 1300.)

Ehe noch der Hexenmeister Phylidor seine magische Experimente in dem Reprodtschen Saale geendiget hatte; so murmelte man schon hie und da in dem Publico, theils von Anecdötchen, theils von einer Geister-Verschwörung, welche der Phylidor bewerkstelligen würde. Von dieser wollen wir zuerst ein Paar Worte reden, mit den Anecdötchen aber schließen.

Seine Schwarzkünsteleien so wohl geheim zu halten, als auch ihnen einen gewissen Anstrich zu geben, bemühte er sich unter der Hand eine kleine Gesellschaft von 12 — 14 Personen zusammen zu bringen. Jede bekam ein Entree-Billet. Dieses mußte mit 1 Friedrichsd'or bezahlt werden. Dafür aber machte sich Phylidor anheischig: verstorbene Personen zu beschwören und erscheinen zu lassen.

Kaum war seine Subscribenten-Zahl voll; so schritt er auch zu dem Werke. Dieses geschah Montags den 30sten März Abends gegen 7 Uhr bei der Madame Pahl. Diese wohnt bekanntlich auf dem Gensd'armes Markte, an der Jäger- und Charlotten-Straßen-Ecke gegen dem französischen Waisen-Hause über. Die Vorstellung selbst war in einem Zimmer, welches zu diesem Behufe und zur Vergrößerung durchgebrochen werden mußte und auf die Charlotten-Straße herausging.

Was an diesem Abend Phylidor für Streiche machte, auf welche Art er die Verstorbenen aus ihren Gräbern hervorrief und wie er sich bemühte, die aufgeklärtesten Männer zu verblenden, alles dieses ist hier zu erzählen unnöthig. Die Leser dürfen nur die berlinsche Monathsschrift, den Monath Mai 1789 nachschlagen, theils finden sie S. 456 unter der Aufschrift: Nachricht von der Phylidorschen Geister-Beschwörung einen merkwürdigen Aufsatz von dem Freiherrn von der Reck: theils S. 474 eine andere Erzählung der Geister-Citation in Berlin. In diesen beiden Aufsätzen wurden Phylidors Geister-Geschichten entlarvt und am Ende ging es dem

schwarzkünstlerischen Helden wie dem Schmalze bei dem Feuer. Allerdings verdienen daher nicht nur die Verfasser, sondern auch die Herausgeber einen großen Dank, daß sie solche mechanische Ausartungen bekannt gemacht haben. Weil indessen diese beide sonst sehr gute Aufsätze nur bei der Geister-Beschwörung stehen blieben; so hoffet man dem aufgeklärten Publico ein Vergnügen zu machen, wenn man die Phylidor'schen Kunst-Kniffe und Anekdoten als Nachtrag noch liefert.

Raum war die Geister-Beschwörung vor sich gegangen, so bekam auch das Polizeidirectorium einen Wink davon. Sogleich ließ es den berühmten Geister-Beschwörer kommen, las ihm wegen seiner Streiche den Text und verbot ihm auf der Stelle mit Rechte alles. Phylidor glaubte, daß ihm Unrecht geschähe, setzte sich mit seinem Bedienten zu Pferde und ritt nach Potsdam. Diese Reiterien anzusehen, erweckte Spötteln und Lächeln. Mit größtem Zittern saßen die Messieurs auf ihren vierfüßigen Thieren. Der eine hielt sich am Sattel-Knopfe, der andere weinte bitterlich. Die sogenannten lateinischen Reiter waren gegen sie große Stallmeister. Glückliche kam Phylidor

nach Potsdam. Indem er glaubte sein Herz vor dem Könige auszuschütten, so erfuhr er, daß der Bericht des Polizeidirectorii schon vor ihm eingetroffen war. Unverrichteter Sache mußte er also abziehen. Mit Lebens-Gefahr kam er zurück und erhielt sogleich von dem Polizeidirectorio auf Allerhöchsten Befehl die Nachricht, die Residenz zu räumen.

Natürlich glaubte Phylidor, daß ihm Gewalt geschähe, denn wie viele Menschen sind es, welche gefehlt zu haben, nur auf die Gedanken gerathen? Gewiß die wenigsten! — Wie schnell oft ein unvermutheter Befehl Gedanken und Grundsätze verändern könne, bewies auch Phylidor.

Ungeachtet die Geisterbeschwörung ganz in der Stille geschah; so wurde sie doch merklich ruchbarer und erweckte Neugierde. Schon fanden sich andere, welche auch diesem so seltenen Beispiele beizuwohnen wünschten. Phylidor empfing die Leute nach seiner schwarzkünstlerischen Manier. Auf die Frage, ob er wirklich Geister citiren könne? antwortete er mit aller Dreistigkeit: ja! Es wäre ihm alles möglich! Den Mittag wurde er doch zu einem der Herren Präsidenten gerufen.



Bei seinem Weggehen meldete er: daß er zum Präsidenten auf eine Tasse Caffee eingeladen wäre! — Bei seiner Zurückkunft warteten Lente auf ihn, welche seiner Geisterbeschwörung auch beiwohnen wollten. Vor dem Caffee behauptete er doch, daß er die Verstorbenen wirklich zu zeigen im Stande wäre. Jetzt aber nach dem Caffee behauptete er — gerade das Gegentheil. Man hätte ihn unrecht verstanden. Der Gedanke, Verstorbene zu citiren, wäre ja ganz wider die Natur. Er wolle nur zeigen, wie weit man die Menschen optisch und magisch betrügen könne. Er sey ja nur ein schwacher Mensch, mithin könnte er göttliche Eigenschaften unmöglich besitzen. — Was nicht für Wirkungen der Caffee verursachen kann! —

Wegen Mangel des Raumes folgen die Anekdoten ganz gewiß das nächste mal.

## **Volks-Urtheile über den berühmten Straßen-Räuber und Mörder Lenz.**

Uantlaquatlapatli gab in den letzten Stücken S. 55 u. f. w. eine Probe, daß er über den Mörder Lenz etwas zu entwerfen im Stande war.

Nach dürfen die Leser glauben, daß sich alles, was von dem unglücklichen Menschen geschrieben wurde, auf keine Erfindung gründet, noch weniger auf Geldschneiderei hinaus läuft.

Einen Gegenstand auf welchem nicht nur das ganze inländische, sondern sogar auch manches ausländische Publicum so aufmerksam geworden ist, muß jeder rechtschaffene Volks-Schreiber mit größter Behutsamkeit behandeln. Er muß zwar die Volksstimmen hören, aber ihnen nicht Glauben zustellen, sondern nur an der Quelle schöpfen, welche rein fließt. Indessen kehren sich bei solchen traurigen Vorfällen die wenigsten daran. Entweder wird das Publicum mit Vertrödeln diesen und jenen Wishes heimgesucht, oder es entstehen solche Urtheile, welche die Langeweile ausheckt. Eben dieselbe Fälle trafen, seit dem Lenz in Verwahrung sitzt und verhört wurde, sehr häufig ein. Oesters hatte Tlantlaquatlapatli die Gelegenheit bei öffentlichen Plätzen über Lenz Urtheile zuzuhören. Einer wollte allezeit mehr wissen als der andere. Dann kamen gar Leute und wollten behaupten: Lenz hätte dieses und jenes in dem Verhöre bekannt. Zweifelte man daran, so nahmen sie es

seht ungnädig auf, verriethen gar so viele Schwachheit und glaubten sich beleidigt. — O über die Schwachheit und Allwissenheit der Menschen! Da grübeln manche bei einem Glase Wein, verplaudern ihre Zeit, und am Ende stehen sie wieder da, wo sie vorher gewesen waren.

Ernsthaft liebe Berliner! Lasset euch doch nicht so viel dummes Zeug anheften. Wisset, daß dasjenige, was man von Lenz's Verhöre gesprochen hat, auch wohl noch davon spricht, meistens nicht Etich hält. Wisset, daß das Criminalgericht heilig seyn muß. Verschwiegenheit ist eines seiner wichtigsten Gesetze. Menschen Leben und Tod abzumägen sind wahrlich keine Kinder-Spiele. Menschen Elend, Bosheit, Diebstahl und Mord auszuspähen bedürfen mehr Nachdenken als ein Volks-Währchen.

(Der Schluß folgt.)

---

## Der Kobold in der Hamburger-Straße und Schornsteinfeger-Gasse.

Indem Tlantlaquatlapatli diesen Bogen schließen wollte; so brachte man ihm die Anzeige

von der Erscheinung eines neuen Kobolds. Theils hätte der Monsieur sein Quartier in der Hamburger-Straße, theils in der Schornsteinfeger-Gasse u. s. w. gehabt und sich, sonst wider seine Gewohnheit, sehr fleghaft betragen. Da es diesesmahl der Raum nicht gestattet, so wird man in dem nächsten Stücke diese Volks-Mährchen, welche Dummheit und Aberglauben erhalten und befördern, genauer zu erörtern suchen.

---

### Anzeige.

Weil heute über acht Tage der zweite Weihnachts-Tag fällt; so meldet man dem Verehrungswürdigen Publico, daß künftigen Connabend den 26ten December erst Abends nach der Kirche, die Chronik von Berlin in der Petit und Schönschen Buchhandlung unter der Eted;bahne ausgegeben wird.

---

### Druckfehler.

In dem letzten Stücke lese man gefälligst Seite 33 Zeile 4 von unten durch ihre, statt durch seine.  
Seite 48 Zeile 8 von unten Hekuba statt Hakuba.  
Seite 56 Zeile 7 von oben besleckten Straubes statt besleckten Standes. Seite 62 Zeile 3 von oben, guckte der statt gackte der.

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

103 und 104tes Stück.

Berlin, den 26. December. 1789.

---

T a g e b u c h

des

Königl. National-Theaters in Berlin.

(46te Fortsetzung.)

September. 1789.

Etwas über Frankenburgs Leben, Verdienste  
und Character.

Zu den Rollen, welche Frankenburg gespielt  
und man das vorgemahlte Seite 66 und 69 schon  
angeführt hatte, gehören noch der Schreiber in  
der Heirath durch ein Wochenblatt und Fabrizio  
in der Frascatanerinn. In diesem Character sah

ihn das Publicum nur einmahl und zwar den roten Januar. Die Ursache rührte wegen Greibe's Unpäßlichkeit her. Mit Vergnügen nahm ihn damahls das Publicum auf und wünschte, ihn öfters zu sehen.

Alles dieses bestätigt diejenige so liebenswürdige Gefälligkeit, welche man in den letzten Stücken schon berührt hatte. Bei solchen unerwarteten Vorfällen, wo ein Schauspieler Krankheit halber nicht auftreten konnte, machte sich Franz Fenberg daraus ein wahres Vergnügen, wenn er seinem Neben-Schauspieler dienen konnte. Ich bin eben so gut Mensch, wie er, war sein Grundsatz: Was ich thue, befehlen mir Pflicht und Menschen-Liebe. Werde ich Krank, so kann ich wenigstens hoffen, daß man ebenfalls so gegen mich denken wird.

Diese edle Ehr- und Lehrbegierde, diese Freimüthigkeit, diese sanfte Schonung und Gefälligkeit bleiben die ungeheucheltesten Zeugnisse seines Herzens. In den Grundsätzen der catholischen Religion war er zwar geboren und erzogen; aber seine Handlungen, sein Benehmen, seine Gespräche verriethen nichts weniger als den einfältigen

destomehr aber den toleranten, vernünftigen, sehr aufgeklärten Catholiken. Er glaubte nicht nur ein höchstes Wesen, sondern war auch durch die Werke der Natur vollkommen überzeugt. So wenig er den buchstäblichen Religions-Verwandten spielte; eben so sehr haßte er alle diejenigen, welche über wahre Religion und Christenthum spöttelten. Wenn er ein gutes Werk verrichtete; so war der Grund nicht in seiner Religion, sondern einzig in seinem so antheilnehmenden Herzen zu suchen. Lasset uns Gott lieben, rief er einmahl rasch aus, als man sich wunderte, daß er selbst schlecht denkenden Menschen Wohlthaten beweisen könne; Lasset uns Gott lieben, denn er hat uns zuerst geliebt! Lasset die Menschheit lieben! Dadurch können wir dem Wesen aller Wesen näher kommen;

Welcher wahre Welt-Weise wird sich, diese Sätze umzustößen, unterstehen?

In dem Umgange war er einer der unterhaltendsten Männer. Durch Anekdöthen, Wiße, Satiren und durch die unschuldvollsten Scherze war er fähig, bei der größten Gesellschaft die Langeweile zu verschreiben. Wer ihn zum erstenmahle

sah, mit ihm einige Zeit umging; gewann ihn gewiß lieb. Er vergalt Scherz mit Scherze, Satire mit Satire. Er kannte genau die Gränzen der Wohlstandigkeit und übertrat sie in freunder, oder in Gegenwart der Damen niemahls. Zu seiner angenehmen Unterhaltung kam noch dieses hinzu: daß seine Wiße, Scherze und Anekdöthen nicht alltäglich waren, daraus folgte, daß er niemahls den Witzling mit Vorsätze spielte, und dadurch, wie bei manchen der Fall ist, den sogenannten Gelehrten vorstellen wollte. So unterhaltend er von dieser Seite war; eben so unterhaltend fand man ihn von der ernsthaften Seite. Nicht nur als Tonkünstler, sondern auch in andern Fächern war er sehr zu Hause. Als Tonkünstler hatte er viele Schule. Seine musicalische Präcision und Declamation, sein deutlicher Vortrag brauchen keine Lobredner. Er fühlte, was er sang und war mit einem Worte der Sänger für das Herz. Als Schauspieler leistete er, wie schon berührt wurde, noch nicht das, bemühte sich aber, immer weiter zu kommen. Indessen hatte er auch als Schauspieler ein gewisses Verdienst. Er übertrieb die komischen Charactere auf keine ekelhafte Art, wie



sie leider so oft übertrieben werden. Dafür nahm er sie trockener. Sein Dorist, Osmin u. s. w. Sprechen für ihn.

Außer seiner Mutter Sprache verstand er auch die lateinische, die französische, vorzüglich die italienische. Letztere war ihm aber so geläufig wie die deutsche. Zugleich liebte er sehr die Lectüre, bildende Künste und Wissenschaften. Geschichte schätzte er. Gute Gedichte las er nicht nur oft, sondern er lernte auch manche zur Schärfung seines Gedächtnisses auswendig. Seine Schreibart war ziemlich grammaticallisch richtig. Als Componist machte er ebenfalls Versuche. Er setzte dieses und jenes Liedchen mit keinem unglücklichen Erfolge. Man ermunterte ihn gelegentlich, eine Sammlung seiner in Music gesetzten Lieder herauszugeben. Zu dem Ende schlug man den Weg der Pränumeration vor und man versicherte ihm, eine solche Zahl zusammen zu bringen, mit welcher er könnte zufrieden seyn. Um so weniger würde dieses Plänchen fehlschlagen, weil ihn das Publicum kenne und seine musicallische Talente schätze. — Eben, erwiederte Frankenberg, weil ich mir schmeichle einige Aufmerksamkeit bei dem

Publico erhalten zu haben, eben deswegen kann ich dieses Anerbieten nicht annehmen. Die Tonkunst hat mit der Dichtkunst einerlei Schicksal. Wer einige Verse gelesen hat, glaubt auch welche zu machen. Setzt sich also dann hin, reimt und befördert seine Schmiralien zum Drucke. Eben so geht es mit der Tonkunst. Wer einige Stückchen spielen und einen Ton in den andern mechanisch zu versetzen versteht, glaubt, er könne componiren. Gleichfalls bei dem Theater. Wer eine Fertigkeit auf einem musicalischen Instrumente erreicht hat, ein Duett, oder Terzett accompagniren kann, besitzt schon so viele thörichte Eigenliebe die Stelle eines Muscldirectors zu behaupten. Lieber Apoll, fuhr Frankenberg fort, wäre ich doch das, was solche Menschen glaubten zu seyn! So weit werde ich es in meinem Leben nicht bringen. Da ich nun dieses weiß, da ich überzeugt bin, daß ich solches musicalisches Talent nicht besitze: so habe ich zu große Achtung gegen das Publicum, als dasselbe mit meinen musicalischen Jugend:Sünden heimzusuchen. In meinen

Uebensstunden überlasse ich mich zwar der musicalischen Laune, überlasse mich so ganz meinen Empfindungen, schreibe sie auf, spiele und singe sie meinen Freunden vor, aber solche unbedeutende Kleinigkeiten öffentlich bekannt machen, daraus wird nichts! —

Frankenberg hielt ehrlich Wort. Er beförderte nichts zum Drucke. Besuchten ihn hingegen Freunde und baten um einige Arten, so war er bei der Hand und vertrieb ihnen singend die Zeit. Daraus folgt, daß er nicht, wie so viele andere Künstler, stolz und eigennützig war: daß er sich freute, wenn er seinen Freunden ein Vergnügen machen und daß er alles, was er beitragen konnte, mit dem redlichsten, uneigennützigsten Herzen that.

Als Mensch hatte er eben so gut, wie jeder, seine Schwächen und Leidenschaften. Fragt man uns auf Gewissen, was seine Haupt-Leidenschaft war; so unterstehen wir uns dieses nicht zu behaupten. Von der edeln Seite betrachtet, blieb es die Tonkunst: von der schwachen Seite aber trafen Verhältnisse dazu, mithin fällt die Gewißheit weg. Da wir indessen oft um ihn waren, so wollen wir auch hierin aufrichtig dasjenige, welches wir be-

merkten, niederschreiben. Haß und unedles Verlangen, Begierde seinen Nächsten zu schaden, lagen in seinem Character nicht. Eben so wenig Rache. Wir könnten einige Beispiele erzählen, wo er Wohlthaten und Freundschaftsdienste bewiesen hatte und dafür mit größtem Andanke belohnet wurde. Nicht lange darauf ereigneten sich die Fälle, daß er gleiches mit gleichem vergelten und dem Undankbaren eben so sehr wieder schaden konnte; Frankenberg aber that es nicht, sondern überließ ihn seinem Schicksale. Eine gewisse Melancholie schien nach und nach in seinem Herzen die Oberhand zu behalten.

Oft fand man ihn einsam und seufzend. Selbst bei seinen Freunden vergaß er sich zuweilen und seine sonst hellere Laune verwandelte sich in Schwermuth. Fragte man ihn, wollte man sein Herz beruhigen, ihm Vinderung seines heimlichen Kummers verschaffen; so antwortete er nichts, als: Ich bin unglücklich. Ich muß fünfe gerade seyn lassen: Die Hände sind mir gebunden. Ich muß mich leidend verhalten! — — Mehrmahl hörte man diese Ausrufungen aus seinem Munde. So sehr man sich auch Mühe gab, die,

sen Stein von seinem Herzen zu wälzen, so war es aller Mühe ungeachtet, doch nicht möglich. —

Ans dem Spiele machte er sich gar nichts. Bei einem Glase Wein suchte er oft seine traurige Laune zu verscheuchen. Er trank aber mäßig. Niemahls betrat er die Gränzen eines Säufers.

Als Ehemann hatte er einen sehr herben Stand. Die kränkliche Verfassung seines Weibes schmälerte seinen sonst nicht unbeträchtlichen Verdienst oft dergestalt; daß er, ob er gleich sonst als ein guter Haushälter bekannt war, niemahls aus Schulden herauskam. Eben dieses machte ihm manchen Kummer. Frankenberg besaß Ehrgeiz. Er kannte seine unglückliche Lage und wußte, daß er ihr nicht leicht abhelfen konnte. Seine Liebe für sein Weib war unbeschreiblich. An Pflege und Wartung ließ er, so viel in seinen Kräften stand, nichts abgehen. Die Aerzte handelten zwar als Freunde, aber die Apotheke bleibt bekanntlich die unangenehmste und theuerste Küche. Behaupten kann man, daß er seinem Weibe alles aufopferte.

Die Zufriedenheit zu erhalten, that er manches, welches er sonst nicht würde gethan haben.

Er betrug sich mit einem Worte als der zärtlichste, nachgebendste, gefälligste und leidenvollste Ehemann.

Im vergangenen Frühlinge dieses Jahres, ließ er sein kränkliches Weib aus Mainz nach Berlin kommen. Wer nur die geringste Gelegenheit hatte, in seiner Gesellschaft zu seyn, wird wissen, ob wir richtig geurtheilt haben.

In seinem Ehestande zeugte er fünf Kinder. Vier starben, das älteste aber, eine Tochter von ungefähr acht Jahren, blieb am Leben. Sie hat in der Gesichtsbildung viel ähnliches mit ihrem Vater und erhält sie eine gute Erziehung, so kann, wegen ihres unverdorbenen Herzens, eine brave Mutter aus ihr gebildet werden. Ohne erst es zu behaupten, kann sich jeder leicht vorstellen, daß Frankenberg ebenfalls ein zärtlicher, treusorgender Vater war. Er liebte sein Kind über alles und suchte es zu einer künftigen nützlichen Bewohnerinn zu bilden.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Nantlaquatlapatli's Zeitung.

Der entlarvte Phylidor,

als

Schwarzkünstler, Geister - Citirer, und  
Charlatan.

(Beschluß)

(Man sehe im vorigen Stücke Seite 87.)

Während dessen, daß sich Phylidor in Berlin aufhielt und durch seine blendende Gauckeleien viele Friedrichsd'or einzustreichen glaubte, veräumte er unter der Hand keines Weges, seinen schwarzkünstlerischen Künsten einen gewissen Ansehen zu geben, und sich in den Ruf eines wahren Hexenmeisters zu setzen. Einige Stückchen zum Andenken.

Phylidor schickte, nachdem er sich vorher einzusehen ließ, den Barbier hinaus, seinen Bedienten zu rufen. Indessen hatte er seine Maschine schon in Bereitschaft. Schnell nimmt er den ihm ähnlichen Kopf von Wachs vor sich und sitzt, als der Barbierer wieder erschien ohne Kopf da. Natürlich erschrak dieser, machte ein ordentliches Zedergeschrei und eilte zu der Thüre hinaus. Phylid-

dor brachte darauf seine Maschine bei Seite und saß natürlich wie zuvor. Der Barbierer kam mit andern Personen zurück und fand Phylidor in der alten Stellung. Der Barbierer verwunderte sich, rassirte, ging weg und verbreitete das Gerücht; Phylidor hätte seinen Kopf auf den Tisch gesetzt und sich selbst rassirt. Er hätte es gesehen und könnte es beschwören. —

Bei einer Dame, welche in der Nachbarschaft der Madame Pahl wohnte, und eine französische Pension hatte, wurden Kleider gestohlen. Sie ging zum Wundermann Phylidor und hohlte Rath. Dieser befahl (denn dieses war sein Lieblings-Ausdruck) ihrem sämmtlichen Hausgesinde anzuzeigen: daß er denjenigen, welcher die Kleider entwendet hätte Zelt seines Lebens unglücklich machen würde, wenn er sie nicht wieder herbeschafft. Die Dame that es; und die Kleider waren den künftigen Morgen wieder da, wo sie gelegen hatten. Gegen dieses Stückchen würde man, wenn sonst Phylidor keine dumme Streiche gemacht hätte, nichts dawider einzuwenden haben. Weil die Kleider wieder herbei kamen, so hielt man Phylidor für einen allwissenden großen Mann.



Uantlaquatlapatli aber findet dieses Stückchen sehr natürlich. Bei den abergläubischen Leuten stand einmahl Phylidor als ein echter Hexenmeister in dem Rufe. Derjenige, welcher die Kleider entwandt hatte, vermuthete, daß wenn die Kleider nicht das Licht mehr erblickten, er wirklich durch Phylidor sehr unglücklich würde. Mitthrin froch er zum Creuze, fürchtete sich vor der Strafe und reinigte sich von seinem Diebstahle.

So weit aber denken viele Menschen nicht, Sie bleiben einmahl dabei. Phylidor ist ein außerordentlicher Mann und besitzt geheime Gaben, denn wie wäre es sonst möglich, daß ein solcher Diebstahl entdeckt werden könnte. Doch weiter.

Seine ehemalige Wirthinn überredete Phylidor: er könne sie in ein Thier, in welches er wolle, verwandeln. Die Frau Hexenmeisterinn Phylidor versicherte eben dasselbe mit dem Zusatze: daß ihrem Manne dieses eine wahre Kleinigkeit wäre. Sie hätte schon gesehen, daß ihr Mann den größten Menschen in einen Floh, Laus, Wanze u. s. w. die kleinsten Menschen aber in einen Elephanten, Wallfisch, Cameel u. s. f. verwandelt hätte.

Zu Phylidor kam ein Mann und bat ihn, doch zu heilen. Es wäre ihm angethan, daß er arm und sehr unglücklich seyn müsse. Phylidor gab einige Tropfen und befahl ihm: den Rock zu verkaufen und einen andern zu kaufen, fleißig zu beten und zu arbeiten mit der Versicherung; es würde ganz gewiß helfen. Zugleich schwur ihm Phylidor zu: daß, wenn er ihn wieder sehe, er reicher und glücklicher seyn würde.

Einem Barbier-Gesellen wurden seine Barbier-Messer gestohlen. Dieser hielt für das Beste, wenn er es dem Phylidor entdeckte. Denn dieser würde sie ihm ganz gewiß wieder verschaffen. Allein Phylidors Unwissenheit nahm hier ein Ende mit Schrecken. Denn er konnte sie nicht wieder herbei schaffen. Auch mußte er eiligst darauf aus Berlin.

Verschiedene Leute hatte er zu glauben beredet: daß, wenn er ihnen 3 oder 4 Nummern sagen würde, er sie dadurch ganz glücklich machen könne: — O heilige Einfalt! denkst du denn daran nicht, daß, wenn Phylidor diese Gabe besäße, er zuerst bei sich selbst anfinge! Merkwürdig bleibt es, daß dieses dumme Zeug, Personen glaubten,

welche auf Welt, Erfahrungen, Kenntnisse u. s. w. Anspruch machen. Nu, nu! Die klügste Henne legt bißweilen ihr Ey neben das Nest.

Uantlaquatlapatlí könnte noch mehrere Phylidorsche Geschichtchen erzählen, allein die Leser nicht zu ermüden, mag es für diesesmahl genug seyn. Ein jeder wird aus dem, was gemeldet wurde, leicht erkennen können, was Phylidor für seinen Character und für Kenntnisse besaß. Daß solche Menschen dem Staate sehr schädlich sind, wird kein vernünftiger bezweifeln: und daß das Betragen des Berlinschen Polizeidirectorii, diesen Menschen so bald als möglich zu entfernen, sehr weise war, bleibt eben so entschieden.

Phylidor ging von Berlin nach Sachsen. Einige Monathe darauf las man in dem Hamburgschen unpartheiischen Correspondenten vom 8ten Julius No. 108 folgende.

### Nachricht.

„ Da man durch einige öffentliche Blätter das  
 „ Publicum benachrichtiget hat, als hätte ich mich  
 „ während meines Aufenthalts in Berlin gegen ei-  
 „ nige Standespersonen anheischig gemacht, wirk-

„ liche Geister beschwören zu können. Daher finde ich  
 „ mich genöthiget dies falsche ausgebreitete Gerücht  
 „ hiedurch öffentlich zu widerlegen und versichere,  
 „ daß ich niemahls Geister beschworen habe, noch  
 „ jemahls beschwören werde, und habe mich auch  
 „ niemahls gegen einen Sterblichen hören lassen,  
 „ daß ich mit dergleichen Wundergaben ausgerüstet  
 „ bin, sondern bloß das habe ich jederzeit gezeigt  
 „ und zeige es noch, wie und auf was Art es mög-  
 „ lich ist, seinen Nebenmenschen zu täuschen, durch  
 „ welche Mittel sich schon viele das Ansehen gege-  
 „ ben und noch geben mit übernatürlichen Wun-  
 „ derwerken begabt zu seyn; daß ich aber die Täu-  
 „ schung bis zum höchsten Grad der Wirklichkeit  
 „ zu bewerkstelligen im Stande bin, gesteh ich und  
 „ erst kürzlich in Dresden in Gegenwart Sr. Chur-  
 „ fürstl. Durchl. und Höchstdero ganzen Durchl.  
 „ Familie meine Probe abzulegen, die Gnade  
 „ hatte. Es haben auch Höchstdero selbst geruht,  
 „ meine Darstellungen, die ich keinesweges für  
 „ übernatürlich halte, sondern bloß für die Kunst,  
 „ welche es wirklich ist, mit dem gnädigsten Bel-  
 „ fälle aufgenommen. Dresden, den 24. Juni 1789.

Phylidor. "

Die

Die öffentlichen Blätter welche Phylidor in seiner Nachricht anführt, können keine andere seyn, als entweder die Berliner Monats-Schrift, oder gegenwärtiges Blatt.

Die Aufsätze in der Monats-Schrift rührten bekanntlich von würdigen Männern her. Von diesen nannten sich der Freiherr Baron von der Reck. Wer nur einigermaßen diese Person kennt, wird wissen, daß sie ebenfalls zu viele Achtung für das Publicum hat, als dieses mit Unwahrheiten zu hintergehen. Dessen ungeachtet begeht Phylidor die Unverschämtheit und zeigt öffentlich an: er habe niemahls Geister beschwören wollen. Vor dem Cassee unterstand er sich doch! Daß er sich mit dem Beifalle des und jenen Publici prahlt, beschöniget seine Herereien nicht. Auch die Gnade, welche ihm Se. Churfürstl. Durchl. in Dresden soll bewiesen haben, spricht eben so wenig für ihn. Hätte Phylidor ebenfalls solche Geister Geschäften veranstaltet; so würde man ihm ebenfalls sehr bald den Weg weiter gezeiget haben. Daß er übrigens seine Kunst lobt, verdient ihm zwar Tlantla quatlapatli nicht, denn jeder Kaufmann lobt seine Waaren. Hier aber in Berlin, welches so viele

Kenner in der Physic, Mechanic, Optic u. s. w. aufzuweisen hat, kann man versichern: daß auch nicht einer war, welcher die Phylidorschen Gegenstände nur für halb mittelmäßig gehalten hätte. Ein Glück für ihn, wenn er Leute findet, welche seine Puschereien bewundern. Ein Unglück für die Menschheit aber wäre es, wenn wir in der Kunst, unsere Nebenmenschen zu täuschen, nicht weiter gekommen wären, als wirklich Phylidor gekommen ist. Und nun — genug von diesem täuschenden Herrn!

### Drei spitzbübische Wechsel-Kniffe.

#### Nummer 1.

OmiKron ist laut eines Wechsels einem rechtschaffenen Manne, welcher ihm ohne Interesse das Geld geliehen hatte, 600 Thaler schuldig. Der Termin zur Zahlung rückt heran. Ein Paar Tage zuvor schicket OmiKron zu seinem Gläubiger und läßt ihn bitten: der Herr möchte den Wechsel mitbringen. Er wollte ihn bezahlen. Der Gläubiger kommt. OmiKron befand sich allein in seinem Zimmer, bewillkommte ihn, macht Freundschaftsversicherungen und fragt endlich: ob er den Wech-

fel bei sich habe? Er wollte ihn bezahlen. Der Gläubiger bejaht die Frage und gibt ohne Bedenken den Wechsel. Omikron nimmt ihn, geht mit ihm in die Kammer, tritt wieder aber ohne Wechsel heraus und beginnt ein neues alltägliches Gespräch vom Wetter, von Stadt-Neuigkeiten u. s. w. Diese Unterredung dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Endlich unterbricht sie der Gläubiger und spricht: Er müsse nunmehr nach Hause und er bäte sich gehorsamst seine Bezahlung aus. Wofür? rief Omikron. — Für ihren Wechsel, welchen ich Ihnen gegeben habe. u. s. w. — Sie mir einen Wechsel? Ich bin Ihnen niemahls etwas schuldig gewesen!

Der Gläubiger erhob natürlich so ein Getergeschrei an, daß die ganze Nachbarschaft aufrührisch wurde, spricht von Spitzbübereien, schimpft ihn einen niederträchtigen Betrüger und Räuber nach dem andern. Omikron erwiederte die Schimpfreden so gut er konnte. Weib, Kinder, Gesinde kamen dazu. Nun endigte sich die Scene mit einer Art von Haar-Collation! — Könnte der Gläubiger seinen Vorfall beweisen, so marschirte Herr

Omikron in das Gefängniß, allein ohne Zeugen, ohne Documente, was will der Gläubiger anfangen? —

## Nummer II.

Omega kam zu einem Banquier und meldete ihm, daß er in Geschäften nach Holland müsse, dazu brauche er 50000 Thaler. Weil er sich mit so vielem Gelde nicht schleppen möge; so wolle er ihm diese Summe auszahlen. Dafür bäte er sich gegen die gehörige Provision Wechselbriefe aus, welche er in Holland heben könnte. Der Banquier erfüllte das Begehren und schrieb sogleich an seinen Correspondenten nach Amsterdam, daß er die Wechsel auszahlen solle. Omega verstand die Kunst, die Hände sehr gut nachzumahlen. Zu dem Ende setzte er sich zu Hause hin, mahlte des Banquiers Wechselbriefe nach, gab sie einem seiner Spießgesellen und schickte ihn damit nach Holland, die 50000 Thaler einzucassiren. Während dessen verfügte sich Omega wieder zu dem Banquier, entschuldigte sich, daß er wegen unvorhergesehener Verhinderungen vor einem Vierteljahre nicht abreißen könne, ersuchte ihn um die Zurück-



gabe des Geldes, und verspricht ihm zugleich für seine Bemühung einigen Rabatt. Der Banquier ging den Handel ein; zog seine Procente ab, und zahlte die 50000 Thaler heraus. Natürlich schrieb mit dem nächsten Posttage der Banquier an seinen Correspondenten wieder, daß diese Wechsel nicht einlaufen würden. Der Brief kam an, aber zu spät. Omega's Spießgesell hatte schon die Gelder gehoben und sich sogleich aus dem Staube gemacht.

Der Banquier wollte bei der Nachricht seines Correspondenten in Ohnmacht sinken. Sogleich ließ er Omega auffuchen. Aber keine Spur konnte man entdecken. Denn nach dem Empfange der Gelder hatte er sich gleichfalls die Freiheit genommen, so schnell als möglich unsichtbar zu werden, und vermuthlich mit seinem Spießgesellen diese Spitzbüberei zu theilen.

### Nummer III.

Plusol lebte mit Isaschar Ezechiel Aepfelberg auf einem sehr freundschaftlichen Fuße. Hatte der eine Geld; so fehlte es dem andern nicht. Hatten sie beide Feind, so schaffte jeder so viel er konnte, und meistens wurde Rath. Unter andern

Geschichten, verdient folgendes vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Mepfelberg stellte an Plusol einen Wechsel von 960 Thalern auf 6 Monathe zahlbar aus, und unterschrieb sich Isaschar Daniel Mepfelberg. Nach Verfließung einiger Monathe ging Plusol zu einem Wechsel-Juden und stellte ihm vor, daß er Geld brauche.

Er hätte hier einen Wechsel an Mepfelberg, er sey aber noch nicht zahlbar. Ob er ihm nicht die Freundschaft beweisen und ihn gegen den gehörigen Rabatt den Wechsel abkaufen wollte. Der Jude hat sich Bedenkzeit aus, verfügte sich alsdann zu Mepfelberg und fragte ihn: ob er den Wechsel, welchen Plusol von 960 Thalern in Händen hätte, für gültig erkenne? — Ja, antwortete Mepfelberg. Plusol ist der rechtschaffenste Mann, welchen ich kenne. — Ich soll den Wechsel an mich kaufen, fuhr der Jude fort. — Da thun sie recht, erwiederte Mepfelberg. Der Jude zahlte darauf dem Plusol die 960 Thaler aus und nahm dafür den Wechsel in Empfang. Von dieser Stunde an wurden der Jude und Mepfelberg ebenfalls wahre Freunde. Fast täglich kamen sie zusammen, aßen, tranken und vergnügten sich.

Da indessen die Zeit zu der Bezahlung des Wechsels herannahte; so ließ Aepfelberg in die öffentlichen Nachrichten setzen: Weil sich es verlauten ließ, daß verschiedene Wechsel mit seines Namens Unterschrift in dem Publico herumgingen, so erkläre er hienit, daß er keinen für gültig erkenne. Der Jude las diese Anzeige, verfügte sich zu Aepfelberg und fragte ihn: Er hätte heute die Anzeige von ihm gelesen, er hoffe doch nicht, daß sie ihn ebenfalls gelte? Aepfelberg (sich ganz fremd stellend). Was wollen Sie? Wer sind Sie denn?

Jude. Eben der, welcher die 960 Thaler bezahlt hat, und sich dieselbe von ihnen wieder ausbitten wird.

Aepfelberg. (Immer fremd) Was wollen Sie? Ich, ihnen diese Summe schuldig? Das wäre sonderbar! Ich habe sie ja in meinem Leben nicht gesehen. Wie kann ich sie also kennen? Der Jude glaubte noch, daß es Spaß wäre und antwortete: er möchte sich doch nicht so stellen. Sie wären ja alle Tage beisammen gewesen, hätten als Brüder gelebt u. s. w. Aepfelberg blieb dabei; daß er ihn gar nicht kenne und noch weniger von einem Wechsel etwas wisse. — Nach der Verfall-Zeit des

Wechsels schritt man zur Klage. Aepfelberg erwiederte: er hieß Isaschar Ezechiel Aepfelberg wie das Kirchenbuch bezeugen müsse, und nicht Isaschar Daniel: für das zweite hätte er, so bald er von Wechseln gehört, jedermann öffentlich dafür gewarnt, folglich sey er nichts zu bezahlen schuldig. — Nach dem Wechsel-Rechte verlor der Jude die Summe. Einige Tage darauf ging er zu seinem Vater und erzählte ihm des Sohnes Betragen. — Ji, antwortete der alte Gauner, das ist freilich ein häßlicher Streich, aber so einen ist mein Ezechiel gar nicht fähig. — Können sie dieses behaupten? — Allerdings! denn ich bin Vater, ich hab ihn gemacht, muß es also am besten wissen!

Aus diesen drei Geschichten erhellt, wie weit die Niederträchtigkeit der Menschen gehen kann! Wie oft es Fälle gibt, vor welchen sich der durchdringendste, erfahrungsvollste Mann nicht hüten kann. Wenn solche Menschen ihre Talente zum allgemeinen Wohle anwendeten: Könnten sie nicht sehr viel Gutes stiften?

---

## Der Kobold in der Hamburger - Straße.

Seit 14 Tagen ging in Berlin das Gerücht: Ein Kobold befände sich in einem Hause in der Hamburger Straße, mache Tag und Nacht Lärmen und beunruhige die Nachbarschaft. Theils ließ er sich als ein Feuer - Strahl, theils als eine Kugel sehen. Auf die Frage: Was er hier thäte? antwortete er: er wäre gekommen und müßte helfen, und er könne alles. — — Gut, hieß es, so bring mir Geld! — Das kann ich nicht, versetzte der Kobold: aber Nahrung will ich dir bringen und des dummen Zeug's mehr.

Daß Märchen im Volke herrschen, sich fortpflanzen, geht sehr natürlich zu: daß aber Leute, die auf Gelehrsamkeit und gesunde Vernunft Anspruch machen, solche Volks Narrenspotten, welche offenbar nichts als Aberglauben und Dummheit verrathen, doch für wahr halten können; solches scheint ganz unbegreiflich. Ein sicherer Beweis, daß sie an ihrem Verstande sehr krank liegen.

Uantlaquatlapatli, welchem, wie das liebe Publicum schon weiß, sogleich von den meisten Vorfällen Bericht abgestattet wird, könnte diese

vorgefallene Kobolds: Geschichte ebenfalls so ziemlich genau erzählt, will aber solche alte Vorfälle nicht aufrühren. Indessen doch so viel. Eigennutz und Politic bringen oft die geringste Menschen auf solche Wege, wodurch sie einen oder den andern Vortheil zu erreichen hoffen. Eben dieselbe Fälle mögen hier eintreffen. Das Ende war, daß der Monsieur Kobold ausging, wie ein Licht.

Schlimm ist es, sagte bei dieser Gelegenheit ein sehr würdiger Mann: daß man noch bei uns an solche Albernheiten, Aberglauben und dergleichen Dinge glaubt. Freilich ist es schlimm, dachte Tlantlaquatlapatli, aber doch alles sehr natürlich. Groß bleibt der aufgeklärte Theil des Volks, der Theil des unaufgeklärten hingegen noch weit größer. Daher kommt es, daß der aufgeklärte so versteckt bleibt und sich nach und nach in der Volks Menge verliert.

Bekanntlich ist nach der Geisterlehre ein Kobold eine gewisse Gattung Mittelgeister, welche keinen Menschen Schaden zufügen, wenn sie auch schon beleidiget wurden. In dem Gegentheile leisten sie allerlei Dienste, sind außerordentlich gefällig, und suchen oft durch seltsame Posen die Zeit

zu verkürzen. — Dieses ist alles was sich etwa von diesem Gegenstande angeben läßt. Daß ohne hin sich alles auf Märchen gründet, bleibt ausgemacht. Daß solche Märchen sich fortpflanzen, geht natürlich zu. Denn die Aeltern erzählen es ihren Kindern u. s. w. Zu der Verringerung solchen Aberglaubens könnten die teutschen Schulhalter sehr viel beitragen. Statt daß mancher seine Kinder auf einmahl buchstabiren läßt, sollte er ihnen lieber solche Gegenstände bisweilen zergliedern und ihnen begreiflich machen: daß sie nichts als Märchen sind. Würden auf diese Art Furcht und Aberglauben nicht sehr vermindert werden?

### Volks-Urtheile über den berühmten Straßen-Räuber und Mörder Lenz.

(Beschluß.)

So übereilt alle diese Urtheile sind, eben so übereilt war die Nachricht, welche man in dem Hamburger unpartheiischen Correspondenten No. 197 unter der Aufschrift: Aus dem Brandenburgischen vom 8ten December las. Daß neulich das Urtheil des Post-Räubers Lenz zur Vollziehung an den König abgegangen

und dahin ausgefallen wäre: daß ihm die Hand abgehauen und er von unten auf gerädert werden sollte.

Noch weiß Tlantlaquatlapatli von allen diesen Vorfällen nichts: dieses aber mit desto mehrerer Gewißheit: daß die Criminal-Acten geschlossen sind, daß Lenz einen würdigen Mann zum Defensor erhalten hatte; und daß drei würdige Männer des Cammergerichts die Urtheile abzufassen haben. So bald diese von dem Königl. Cammer-Gericht bestätigt sind; so kommen sie an das Königl. Ober-Tribunal-Departement. Von da nach dem Groß-Canzler und Sr. Königl. Majestät: Von da wieder an das Königl. Post-Amt zurück. Alsdann erfährt man erst die Gewißheit, was Lenz für eine Strafe zu erwarten hat.

Nach den Gerüchten, daß Lenz so schlecht in seinem Gefängnisse behandelt, daß er nicht reinlich gehalten, folglich von dem Ungeziefer zernagt würde, daß er kein ordentliches Essen und Trinken bekäme, allen diesen Gerüchten kann man mit Gewißheit widersprechen und versichern, daß es gerade das Gegentheil ist: daß er die gehörigen Speisen bekommt, daß man ihn in den Freistunden herum-



föhren und Ihn frische Luft schöpfen läßt. u. s. w.

Dieses wäre also wieder ein Beweis, wie leicht mancher Mensch immer das Schlimmste auch ohne Ueberzeugung zu glauben geneigt ist. Fällt übrigens etwas vor, an welchem die Göttinn Lüge keinen Antheil hat; so darf sich das Publicum darauf verlassen, daß man es sobald als möglich vortragen wird.

### Nachschrift.

So eben läuft die Nachricht ein, daß das Urtheil von dem Königl. Cammer-Gerichte gesprochen und an das Königl. Postamt abgesandt worden wäre. Einige im Publico behaupten schon: daß Lenz auf einem Schinderkarren in einer Kuhhaut eingewickelt nach dem Hochgerichte gefahren und alsdann von unten herauf gerädert werden soll. — Hiesel erinnert Tlanticatlatl nichts, als es bleibt bei der Abrede.

### Der Berlinische Christ-Markt.

Freilich wäre es Jammer Schade, wenn man nicht, wenigstens etwas von dem Berlinischen Christ-Markte berührte. Die vielen Buden, Lichterchen, den Geruch der Pfefferkuchen, Püppchen, Trompeten und Trommeln u. s. w. geben, gar eine treffliche Augenweide. Diese wird dadurch, weil gegenwärtig die Witterung so gelinde wie im Früh-

jahre ist, vermehrt. Natürlich ist der Zuspruch der Zuschauer desto beträchtlicher. Im künftigen Stücke wird man dasjenige, welches der Aufmerksamkeit werth war, mittheilen.

## Der polnische Juden-Schächter und seine christliche Anonima aus Sachsen.

Ein Sendschreiben an den Herausgeber.

Heil unserm jetzigen Jahrhunderte! Aufklärung verbreitet sich immer mehr bei der jüdischen Nation. Fast hätte ich das Herz mich bei Ihnen zu verbürgen, daß wir binnen zwanzig Jahren keinen Juden mehr mit einer Pudelmütze und einem langen Barte sehen werden. —

Verzeihen Sie, würdiger Mann, diesen Eingang. Sie gaben sich so viele Mühe über jüdische Aufklärung, über die Unverschämtheit des Hamburgschen, Altonaerschen und Wandsbeckischen Rabbiners Kaphael Ohsel zu schreiben, dessen ungeachtet gab es da und hie solche Talmudische Herrchen, welche Kaffels Brocken gleichsam vergötterten. Dessen ungeachtet vermindern sich Kaffels Anhänger nicht in dem Geringsten. Lesen Sie hier folgendes Geschichtchen und nehmen Sie es zu einem Beweise an; daß der Verräther nie schläft.

Ein polnischer Juden-Schächter hatte mit seinen verdrehten Augen manchen Orthodoxen ein Näschen angedreht. Die Figur dieses Schächters hatte wirklich im Vorbeigehen gesagt, etwas Värenartiges und verdiente eben so wohl wie Raffel Ochsel in Kupfer gestochen zu werden. Lange schon spielte er den wahren Heuchler, machte, wenn er einem Ochsen die Gurgel abschnitt, solche Segensprüche, daß man glauben sollte, er wäre der aller religiöseste Mensch in seiner Handthlung.

Eben dieser Polacke hlelt sich heimlich ein Namenselchen Anonima aus Sachsen und gab sie für seine Aufwärterinn aus. Man nahm dieses für wahr an. Merkte auch einer oder der andere etwas, so blieb es doch, wenigstens vor der Hand, noch verschwiegen, da aber so etwas selten verborgen bleibt; so traf den Polacken gleiches Schicksal und hatte die Ehre in seiner völligen Schwäche dargestellt zu werden.

Einige jüdische Dienst-Mädchen, welche sich Hühner, Gänse u. s. w. von diesem Polacken wollten schächten lassen, bemerkten sehr deutlich daß zwischen ihm und seiner Aufwärterinn eine gewisse Simpatie herrsche. In allen jüdischen Dienstmädchen-Versammlungen lispelten sie sich einander diesen Argwohn zu: einige behaupteten so gar, denn

Schächter, mit der Aufwärterinn in puris naturalibus gesehen zu haben. Indessen blieb alles dieses noch Gesinde Geschwätz. Doch näher zu der Sache.

Ein jüdisches Dienstmädchen hatte, ehe sie zu ihrer Herrschaft kam, einen Zutritt bei diesen pohlischen Knaben. Da es aber oft manches sah, welcheslechterdings ihre Religion nicht erlaubte, so murrte es heimlich darüber. Die schlaue christliche Sächsin merkte dieses, stellte sich aber, ob es schon ihre pohlische Beute zu verlieren fürchtete, doch so, als ob es von gar nichts wisse. Während dessen erhielt das jüdische Dienstmädchen eine Herrschaft und führte sich, wie die Herrschaft versicherte, sehr ehrlich auf.

Vor einigen Wochen kam es zu dem Schächter und wollte ihm im Vorbeigehen etwas sagen. Das Mädchen ging im Hause herum, öffnete die Thüre, suchte, fand aber niemand. In dem Augenblicke, als es zur zweiten Thüre hineingehen wollte, kam Wamsell Anonima wie eine Furie auf sie zu. — Was hat sie hier zu suchen? fragte sie jäh! Gewiß hat sie wollen stehlen! Hier liegen ja 10 Rthlr. in Sechser auf dem Tische! — Das jüdische Dienstmädchen erschrak, ward natürlich auch sehr heftig, vertheidigte sich und —

(Der Beschluß folgt.)

---

# Chronik von Berlin,

oder

## Berlinsche Merkwürdigkeiten.

### V o l k s b l a t t.

---

105 und 106tes Stück.

Berlin, den 2. Januar. 1790.

---

Der Adler.

E i n e F a b e l.

Ein Ochse und Esel, ein Bär und Affe baten ihr vierfüßiges Oberhaupt, den Löwen, um eine Audienz. Sein gehelmer Secretair, das Schaaf, fragte um die Ursache. Diese, weil sie ihm, wie gewöhnlich, nichts als Einfalt zutrauten, sagten sie. Halt, dachte das Schaaf, eine erwünschte Gelegenheit, deine Casse zu bereichern. Du mußt diese nützen. Sie dürste so bald nicht wieder kommen. Die Thiere wiederholten ihre Bitten. — Gut, sagte der geheime Secretair: Sie wissen aber auch, meine nach Standesgebühr geehrte Her-

ren, daß sie keine Kleinigkeit betragen. Ferner wisse sie, was ich für einen Rang behauptete.

Alles ist theuer und kostspielig: Alles verursacht größern Aufwand und — Der Ochse und Esel, Bär und Affe merkten sogleich, wo der geheime Secretair mit seiner Einfalt hinaus wollte, ließen ihn nicht ausreden, druckten ihm aber dafür 25 Ducaten in die Hand. Sogleich ging die Audienz vor sich.

Der Löwe saß in seinem Cabinette und arbeitete. Das Schaaf hatte sich an seinen bestimmten Platz gesetzt. Der Ochse und Esel, der Bär und Affe machten ihre ehrerbietige Verbeugung. Kaum war diese erfolgt; so redete sie der Löwe mit vieler Herablassung an. Was wollt ihr? Was ist euer Begehren? Kann ich euch dienen? Redet!

Der Esel. Wir sind in Gefahr, um unser Brot zu kommen.

Der Ochse. Wir werden sehr schlecht behandelt.

Der Affe. (Leise zu dem Bären.) Sprich für mich. Ich will es schon bekräftigen.

Der Bär. Wir leiden alle!

Der Affe. Ja. Wir leiden alle!

Der Löwe. Redet frei heraus. Kann euch geholfen werden, so dürft ihr an mir nicht zweifeln!

Der Bär. (Nimmt seine Gegenwart des Geistes zusammen und tritt einen Schritt näher.) Seitdem die liebenswürdige Aufklärung unsern Horizont stärker färbte; seitdem fingen wir auch an, glücklicher zu leben und erst ganz zu fühlen, wozu uns die Natur bestimmte. So sehr wir anfänglich andern in Künsten und Wissenschaften nachstanden; eben so schnell hohlt' wir sie ein. Wir lieferten die größten Köpfe. Maler und Bildhauer, Schriftsteller und Tonkünstler, Gelehrte aus allen Fächern und die besten Professionisten. Die Felder der Litteratur trugen die geschmackvollsten Früchte. Indem wir sie immer schöner, für die Welt geschmackvoller zu ziehen glaubten, indessen sproßten Recensenten und Volksschreiber auf. Ihre Zahl vermehrte sich dergestalt, daß daraus eine wahre Criticaster Union entstand. Unter dieser ernannte man den Adler zum Führer. Er begann ein Volksblatt heraus zu geben. Ein gelehrter Schwarm suchte unter seinen Flügeln Schutz. Mit unglaublicher Dreistigkeit und Unverschämtheit tadelte er die herrlichsten Gegenstände der Litteratur,

und wir sind doch nur zu gut überzeugt, daß er nicht einen Pinsel: Strich versteht. Eben so geht es mit den andern Fächern.

Der Ochz. Wir suchten dieses gelegentlich in einigen Schriften gegen den Adler zu beweisen; er aber hatte nicht das Herz zu antworten.

Bär. Da nun auf diese Art die Früchte unseres Geistes den größten Schaden leiden, da man alle unsere Arbeiten so tadelt, dieses uns um den Credit bringen muß; so ersuchen wir im Nahmen aller unterthänigst: dem Adler und Consorten die Herausgerbung solcher Schriften gänzlich zu untersagen und uns zu erlauben, dieses auf Special Befehl zu unserer Genugthuung selbst bekannt zu machen.

Der Löwe. (Nach einigem Stillschweigen) Angenehm ist mir es, die Bitten meiner Unterthanen zu erfüllen, aber auch desto unangenehmer, wenn sie etwas bitten, welches wider die gesunde Vernunft läuft.

Der Bär. Wir hoffen, daß —

Der Löwe. Keine Einwendungen zuvor. Ihr batet und wisset nicht warum. Euch erhören, würde Gewalt der freien Denk: Kraft seyn. Und in meinem Gebiete soll dieser, so lange ich lebe, keine Fess-



seln angelegt werden. Wisset, daß ein Land, ohne freie Denk-Kraft, ein Körper ohne Seele ist. In meinem Lande kann jeder denken, schreiben, was er will, so bald er nur seine Pflicht als Unterthan erfüllt. Ihr wollt, daß ich dem Adler sein Volksblatt untersagen lassen soll. Erst kommt es darauf an, ob dasjenige, was er wirklich begangen hat, so straffällig ist? Hat er euch in Ansehung des Characters beleidigt?

Alle. Nein!

Der Löwe. Hat er euch beschimpft?

Alle. Nein!

Der Löwe. Seht ihr also, daß ihr nicht wußtet, warum ihr batet? Wenn man eure Urtheile nicht, wie ihr wolltet, lobtet, weil ihr wisset, daß der Adler in euern Sächern unerfahren ist, doch so thöricht seyd und glaubt, er hätte über euch geschrieben; so steht ihr in dem iltlen Wahne, daß euch zu viel geschehen wäre. Angenommen auch, der Adler wäre wirklich Verfasser, welches aber erst bewiesen werden muß; so könnt ihr dessen ungeachtet auf die Erhörung einer solchen einfältigen Bitte niemahls bauen. Ist der Tadel des Adlers ungegründet; so vertheidiget euch und beweiset es.

Ist er aber gegründet, so bessert euch! Mit diesem Bescheid geht nach Hause.

(Der Ochse, Esel, Bär und Affe machen traurige Gesichter.)

Bär. Wir werden uns vertheidigen.

Löwe. Thut, was ihr nicht lassen könnt!

Der Ochse und Esel, der Bär und Affe machten ihre schuldige Verbeugung und gingen nach Hause. Der Fuchs, der Wolf, der Pudel, der Kater, das Crocodill, die Schlange, die Kuh, die Gans, der Elephant, die Taube, der Scorpion und der Pfau warteten schon mit Ungeduld, was die Conferenz für Folgen nach sich ziehen würde. Der Fuchs hatte die Abgesandten zuerst bemerkt.

Fuchs. Die Herren kommen zurück, werden aber nichts ausgerichtet haben.

Kuh. Warum nicht?

Fuchs. Sie schütteln die Köpfe und schneiden Gesichter.

Taube. Man muß das Beste hoffen.

Crocodill. Bis nichts mehr zu hoffen übrig ist. Nicht wahr? Psuj mit einem solchen Herzen! Du wirst damit nicht weit kommen.

Scorpion. Aber ich desto weiter. Denn jenden, welcher mir in den Wurf kömmt, räum' ich aus dem Wege.

Kater. So rasch bin ich nicht. Desto mehr aber besitze ich die Kunst schmerzhaftige Wunden zu verursachen.

Crocodill. Davon aber läßt sich nicht leben, darum nehm' ich, wo ich kann.

Wolf. So bald mir Hunger bevorsteht, so bin ich deiner Meinung.

Pudel. Ohne mich in Künsten zu üben, behägt mir nichts.

Schlange. Macht's, wie ich.

Gans. Da bleib' ich lieber bei meiner Manier.

Pfau. (spöttisch lächelnd.) Ueber die Manier! Nehmt an mir ein Beispiel.

Fuchs. (zum Elephanten.) Und du sprichst kein Wörtchen?

Elephant. Wenn's zum Treffen kömmt, so schleiche ich nach und entscheide.

Während dieser Unterredung kamen die Abgesandten dazu. Der Fuchs bewillkommte sie.

Fuchs. Wie ging's, meine Herren?

Bär. Schlecht und gut.

Ochse. Unser Oberhaupt las uns den Text.

Hier erzählte der Bär die ganze Unterredung.

Wolf. Also thut, was ihr nicht lassen könnet, war unsers Oberhauptes letzte Rede?

Affe. War seine letzte Rede.

Scorpion. Sehr gut. Das hieße mit der einen Hand nehmen und mit der andern wieder geben.

Esel. Das können wir aber doch nicht ausgeführt sehen, was wir alle gewünscht hätten.

Fuchs. Freilich nicht. Es gibt noch andere Mittel.

Nun berathschlagten sie sich sämmtlich, was sie thun wollten. Endlich nahm der Bär das Wort. Alles so zu lassen, wie es wirklich ist, geht unmöglich. Denn des Adlers Unverschämtheit greift immer weiter. Wie, wenn wir gegen ihn eine Schrift druckten und ihn nicht für einen Pfennig Ehre ließen?

Ochse. Das that ich schon, aber der Kerl antwortete nicht.

Esel. Auch ich setzte schon die Feder an, aber keine Antwort erfolgte.

Elephant. (lächelnd.) Wer wird denn auf solches dumme Zeug antworten? Wer wird Dinge behaupten, welche nicht zu behaupten waren?

Ochse. Für das Geld, thut man ein übriges.

Elephant. Ihr sucht die Ehre des andern zu brandmarken und brandmarkt euch selbst am meisten.

Cröcodill. Wie wär es, wenn wir dem Adler heimlich aufpaßten und ihn Jeder weich schlugen?

Bär. Ich bin dabei!

Scorpion. Meine Peltsche soll gewiß wirken!

Elephant. Also eine solche pöbelhafte und zugleich sträfliche Rache? Und ihr wollt große Gelehrte und Schriftsteller, große Mahler und Kupferstecher seyn?

Schlange. Ei was! Andere thun's auch.

Elephant. Allerliebste! Wenn also andere Collegen sich so flegehaft betragen, so sind wir ebenfalls dazu berechtigt? Das ist eben das traurigste. Je größer der Künstler oder der Gelehrte ist, desto mehr ist er oft geneigt, en Canaille zu handeln!

Wolf. So lasse deinen Vorschlag hören.

Elephant. Lasset uns die Entscheidung ausführen, welche unser Oberhaupt that!

Bär. Und dann?

Elephant. Dann handeln wir als unparteiliche Männer.

Wolf. Und gerathen in beissende Streitigkeiten.  
(man klopft.)

Affe. Herein!

Lamm. Gehorsame Diener, meine Herren, gehorsame Diener!

Wolf. A sieh da, der Herr geheime Secretair! Sehr unerwartet.

Ochse. (spöttelnd) Willst abermahl 25 Ducaten hohlen?

Bär. Und auf beiden Schultern tragen?

Esel. Bist mir ein sauberer Secretair!

Affe. O ja. Er ist der geheime Secretair mit der That. Denn er sprach kein Wörtchen.

Lamm. Nu, nu, macht ein Ende! Ich will euch einen guten Rath ertheilen.

Budel. Und dieser lautet?

Lamm. Ihr wisset doch, daß unser Oberhaupt sprach, thut, was ihr nicht lassen könnet.

Ochse. Esel und Affe. Wir wissen's!

Fuchs. Das heisset. Macht, was ihr wollet, ich will und mag nichts wissen.

Lamm. So könnet ihr ja machen, was ihr wollet.

Wolf. Ein allerliebster Rath. Du verdienst den Namen geheimer Secretair.

Fuchs. Was hilft das Plaudern all? Damit kommen wir nicht weiter. Darf ich einen Vorschlag thun?

Elephant. Rede!

Fuchs. Beleidigt sind wir alle. Keinen von uns ließ der Adler verschont, Ahndung verdient er mit allen seinen Collegen. Es gibt unter uns brave Zeichner, vortreffliche Kupferstecher! Nicht ihr den Braten?

Ruh. Noch nicht.

Fuchs. Das glaub' ich! Denn du riechst nichts, als was vor deiner Nase steht.

Ochse. Nur weiter, weiter!

Fuchs. Merkt wohl, was ich sage: Es sind unter uns brave Zeichner, vortreffliche Kupferstecher. Zeichnet den Adler, stellt ihn als Hanswurst, stecht ihn hernach recht sauber in Kupfer, aber ohne Namen und verkauft ihn gratis. Was sagt ihr dazu?

Ochse. Ein vortrefflicher Einfall!

Wolf. Ganz deiner würdig?

Kater. Wodurch wir Genugthuung erhalten.

Crocodill. Und der Adler nichts dawider anfangen kann.

Scorpion. Eine ganz vortreffliche Rache.

Schlange. Welcher ich mit größter Wonne beltrete.

Elephant. (Schüttelt den Kopf und stampft mit dem Fuße.)

Fuchs. Du schüttelst den Kopf? Gefällt dir unsere Rache nicht?

Elephant. (ernsthaft) Nein!

Fuchs. Ich dächte!

Elephant. (spuckt aus) O pfuj, pfuj und noch einmahl pfuj!

Bär. (ironisch) Bist du so gewissenhaft geworden?

Elephant. Ehe ich antworte, so frag' ich euch erst. Was gewinnt ihr dabel?

Crocodill. Den Adler in dem höchsten Grade zu ärgern.

Scorpion. Ihn lächerlich zu machen.

Wolf. Ihn ganz in seiner Blöße darzustellen.

Elephant. O ihr Schwachgläubigen! In dem ihr euch bemüht, den Adler mit einem nichts würdigen Spotte zu belegen; so gebt ihr ihm zu



gleich die Waffen in die Hände, mit welchen er euch erst ganz in eure Blöße aufstellen kann. Edle deutsche Männer hassen solche Thaten! (geht ab)

Pfan. Meinethwegen fleckse und schmiere, schreibe und schwache der Adler über mich, was er will. Standes-Personen meiner Gattung können durch solche allwissende Bengel niemahls beleidiget werden. (geht ab)

Taube. Gegen jemand, welcher mich ohne Anzüglichkeiten tadelt, zu grollen, versteh ich nicht. Ich wasche meine Hände und empfehle mich. (geht ab)

Pudel. Das Meln und Dein nach Kräften zu erhalten suchen, mich mit meinen Feinden herumzubalgen ist so meine Sache. Aber diejenigen, welche mir gerade heraus sagen: Das ist gut, das ist schlecht! Bleiben meine besten Freunde. Belieben nur die Herren fortzufahren. Ich danke für die Ehre. (geht ab)

Lamm. Da die Herren meinen Vorschlag nicht annehmen wollen; so bin ich unnöthig. (geht ab)

Der Ochse. (ruft nach) Unsere 25 Ducaten!

Lamm. (Im Abgehen) Die Audienz bezahlt alles.

Affe. Curjos!

Fuchs. Da habt ihr abermahls ein Beispiel, meine Herren: Daß mancher mit dem Maule viel spricht, desto weniger aber handelt.

Ochse. Man lasse sie.

Bär. Unser Plan soll doch durchgesetzt werden.

Wolf. Ganz gut. Allein das Gratis austheilen will mir nicht in den Kopf.

Schlange. Du hast recht. Der Adler verdient ohnehin mit seinem Volksblatte Geld genug.

Esel. Allenthalben findet man es. Viele haben gar eine recht herzliche Freude.

Fuchs. Wer kann dafür. Der Dummkopf hat das größte Glück. Es ist einmahl so in der Welt. Je mehr man gelernt hat, destomehr flieht uns das Glück. Sehts an mir!

Affe. Ich ebenfalls. Drum lege ich mich aufscopieren.

Fuchs. Näher zu unserm Plane (zum Affen) Du bist ein guter Zeichner, hast Ruf in der Welt, dir übertrag' ich die Zeichnung des Adlers. Machst ihm ein ernsthaft Gesicht, und stellst ihn

als Hanswurst vor. Du mußt aber allen Fleiß anwenden?

Affe. Meine kleinste Sorge! So kurz und trübe auch jetzt die Tage sind, so steh' ich mit Leib und Leben für eine gute Zeichnung. Gesezt, es mißlinge etwas, welches aber nicht geschehen wird, so hat's nichts zu bedeuten. Die gelehrte Welt kennt mich schon. Bin schon in allen gelehrten Zeitungen und Monathschriften gelobt worden.

Fuchs. Mach's nur recht gut, deine Verdienste sollen von einer neuen Seite bekannt gemacht werden. (zum Esel) Dich Freund, kennt die Welt für einen braven Kupferstecher, für einen Mann, welcher als echter Künstler schon sehr viele Proben abgelegt hat. Du bist also so gut und trägst die Zeichnung des Adlers in Kupfer über.

Esel. Mit dem größten Vergnügen! Ich habe freilich wenig Zeit; denn alles will von mir lernen, so viele Buchhändler wollen von mir Kupferplatten, und durch mich ihre Werke verschönern. Indessen thut dies nichts. In solchen Fällen thut man ein übriges. Sey ohne Sorge. Ich liefere das Kupfer. Mein Grabstichel soll keinen Fleiß sparen.

Fuchs. Doch ohne Mahnen?

Esel. Versteht sich. Meine Arbeit ist kenntlich genug.

Ochse. Wenn man ihn aber erkannte?

Schlange. (schnell) Denn läugnet er es ab. Und wer sollte Beweise herbringen können?

Scorpion. Ganz recht. Diese Rache ist die einzige, wodurch man im Stande ist, seine Gegner am lächerlichsten vorzustellen, ohne daß sie etwas dawider sagen können.

Fuchs. (zum Ochsen.) Du bist ein starker und brauer Kupferdrucker. Du stehst für gute Abdrücke.

Ochse. Ja, ja, dafür kann ich stehen.

Kater. Und der Absatz?

Fuchs. Gibt sich von selbst. Sobald ihr mit dem Gegenstande ganz fertig seyd, so nimmt jeder von uns eine gewisse Anzahl und zeigt sie unter der Hand. Die Leute, wie ihr wißet, sind sehr neugierig, werden sich herzlich darüber freuen und einige Groschen mehr bezahlen.

Wolf. Sehr gut. Ich getraue mir eine ziemliche Anzahl abzusetzen.

Bär. Auch ich.

Crocodill. Und durch mich soll auch nichts versäumt werden.

Scorpion. Ich werd' mich auf's lauern legen.

Schlange. Ich ebenfalls. Kommt mir aber einer zu nahe, so —

Fuchs. (schnell.) Nicht zu rasch, meine Herren. Politic ist sehr nothwendig. Durch sie überwinden wir oft die listigsten Feinde. Dies, denk' ich, soll bei uns der Fall auch seyn. Was mich betrifft, so werd' ich gleichfalls die Stimmen zu sammeln suchen. Nun an die Arbeit.

Bergnügt schieden alle auseinander. Noch am ebendenselben Tage nahm der Affe die Zeichnung des Adlers vor. Kaum war dieser damit fertig, so nahm sie der Esel unter den Grabstichel. So schön die Zeichnung des Affen ausgefallen war, eben so meisterhaft gerieth dem Esel der Kupferstich. Der Ochse lieferte die saubersten Abdrücke.

Allgemeine Zufriedenheit äußerten die Herren über die Ausführung ihres Pläncchens, die lebhafteste Freude las man auf den Gesichtern aller. Im Geiste stellten sie sich schon die gänzliche Niederlage über den Adler vor und frohlockten über ihren schon zu gewissen Sieg.

Endlich sprach der Fuchs: Geschnitz wären jetzt unsere Pfeile, und dergestalt, daß sie, wenn sie abgeschossen werden, gewiß treffen müssen. Jetzt zur Ausführung!

Crocodill. Noch eins meine Herren. Wär' es nicht gut, wenn wir dem Adler eins überschickten?

Fuchs. Warum nicht gar. Er kann sich eines kaufen. Verdient ohnehin durch seine Schmierzallen Geld genug. Aber sorgen will ich, daß er den Kupferstich durch die dritte Hand zu sehen bekommt!

Wolf. Ich möchte sein Gesicht sehen!

Wär. Der wird sich ärgern!

Fuchs. Sie meine Herren vertheilen sich in die Stadt. Ich aber suche den Adler auf. Um 10 Uhr erwarte ich sie bei einem Glase Punsch. Dann wollen wir uns einander Bericht abstatten. Ein jeder ging seinen Weg.

Um 10 Uhr trafen sie wieder zusammen.

Fuchs. Wie geht's meine Herren?

Wolf. Nicht so, wie ich's wünschte. Einige waren zwar sehr aufmerksam darauf, griffen schnell zu, gaben 4, 6, auch 8 Groschen, fanden die Idee

vortrefflich, allgemein aber wollte der Absatz nicht werden.

Bär. Eben dasselbe Schicksal hatt' ich. Man fand den Kupferstich schön und sah ihn an. 6 und 8 Gr. wollte keiner geben.

Crocodill. Mit genauer Noth bekam ich 4 Groschen für das Stück.

Kuh. Ich war noch unglücklicher. Man lobte zwar den Gedanken, äußerte aber, daß des Adlers Blätter doch mehr werth wären.

Fuchs. Menschen, Menschen! Wie sehr tappt ihr noch im Finstern!

Kater. Ein Beitrag zu der Aufklärung!

Ochse. Wie wär's, wenn wir den Kupferstich öffentlich bekannt machten?

Fuchs. Noch ist es Zeit. Vorläufig rath' ich nicht dazu. Man muß thun, als wenn dieses Kupfer confiscabel wäre, alsdann werden sich gewiß mehrere Käufer finden. — Auch dieses wurde befolgt. Die Erfahrung aber lehrte, daß das Plänchen nicht ganz gelang. Man lobte zwar den Kupferstich. Jeder Kenner fand ihn vortrefflich. Jeder erkannte den Pinsel des Affen, den Grabstichel des Esels und den Abdruck des Ochsen.

Einige setzten aber wohlbedächtlích dazu: die Herren hätten ihre Zeit edler anwenden können!

Nichts blieb jetzt übrig, als noch den letzten Versuch zu wagen. Das Kupfer in Commission verkaufen und dieses öffentlich anzeigen zu lassen. Man wählte zu dem Commissair den Papagai. Von seiner Seite versäumte er nichts, die Waare anzubringen. Allein sie ging nicht so, wie man geglaubt hatte.

Dem Fuchse hatte es geglückt, dem Adler ein Exemplar aber für Geld in die Hände zu spielen.

Laut lachte der Adler. Wie sich doch die Leute bemühen, sagte ein Freund des Fuchses, den Werth ihrer Schriften herunter zu setzen.

Adler. Ihr Wille ist da, aber das Vollbringen fehlt.

Freund des Fuchses. Sonst finden Sie nichts?

Adler. Gar nichts! Doch ja! Sie wählten einen guten Wahlspruch: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Freund des Fuchses. Um Vergebung, wie verstehen sie dieses?

Adler. Ehe man einen lächerlich machen will, muß man erst überzeugt seyn, daß man einen wirk-



lich lächerlich machen kann. Wird der letzte Punct nicht erreicht, so spielen die Herren Erfinder selbst die lächerlichste Rolle. Das, dünkt mir, ist hier der Fall.

---

### Uantlaquatlapatli's Zeitung.

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berüchtigten Schlächter-Knechtes, Straßen-Räubers und Mörders Johann Christian Lenz.

Uantlaquatlapatli glaubt seinen nach Stand und Würden geehrten Lesern einen kleinen Gefallen zu beweisen, wenn er ihnen statt eines Wunsches, welchen man bei des Jahres-Wechsel meistens aus Gewohnheit zu äußern beliebt, eine und zwar möglichst vollständige Geschichte des berüchtigten Schlächter-Knechtes, Straßen-Räubers und Mörders Johann Christian Lenz, als ein Neujahrs-Geschenk überreicht.

Die Leser werden sich noch erinnern: daß in dem letzten Stücke, Seite 123. gemeldet wurde: Wenn etwas vorfiel, an welchem die Göttinn Rüge keinen Antheil hätte; so dürfte sich das Pu-

blicum darauf verlassen, daß man es so bald als möglich vortragen würde.

Tlantlaquatlapatli freut sich: daß er in den Stand gesetzt ist, die Lenzsche Geschichte, der Wahrheit gemäß vorzulegen. Wäre es ihm nachgegangen, so würde er freilich von allen geschehenen Vorfällen nicht eher etwas berührt haben, als bis er selbst davon die größte Gewißheit gehabt hätte. Allein Viele im Publico wünschten zu wissen, was wohl Tlantlaquatlapatli darüber sagen würde. Er schrieb daher, was er als ein ehrlicher Volkschreiber mit wahrscheinlicher Gewißheit anführen konnte, die Haupt-Gegenstände auf. Diese findet man in den Stücken 71 und 72, 73 und 74, 99 und 100, 101 und 102, endlich 103 und 104.

Tlantlaquatlapatli macht mit Fleiße die Leser noch einmahl darauf aufmerksam, weil er sich künftighin in der Geschichte darauf beziehen, selbst prüfen und dem Publico unpartheilich melden wird, was wahr oder falsch war. Und nun

Ihr theuern Berliner, wollt ihr eine Geschichte wissen, welche nicht nur in, sondern auch außerhalb Berlin so viele Aufmerksamkeit erregte,

eine Geschichte, über welche man billionenfältig sprach und urtheilte, ab und hinzusetzte; eine Geschichte, welche abermahls einen traurigen Beweis von der Verirrung des menschlichen Herzens gibt, eine Geschichte, vor welcher die Menschenfreunde den größten Schauder empfinden müssen, eine Geschichte, aus welcher man lernen kann, daß die Vorsehung so gerecht ist, das Gute belohnt, das Böse aber bestraft, so leset, theuerste Berliner! leset die Geschichte des

Johann Christian Lenz. Beherziget sie nicht nur, sondern leset sie auch euern Kindern als warnendes Beispiel vor und sagt ihnen: Wer von dem Schöpfer weicht, den flehen Religion und Rechtsschaffenheit. Sein böser Geist aber bringt ihn endlich in solche Labyrinth, aus welchen man sich eben so wenig retten kann, als sich der unglückliche Lenz, welcher jetzt allgemeine Erbarmung verdient, retten konnte.

Höret, lieben Berliner und leset!!!

Sehr wahrscheinlich war es, daß ein Straßenraub mit einer solchen Mordthat begleitet, nicht lang verborgen bleiben konnte. Auch dieses träf hier ein. In der Nacht von dem 13ten auf den

14ten Junius 1789 geschah bekanntlich diese schreckliche That und gleich des Morgens darauf, Sonntags früh gegen 6 Uhr wurde alles ruchtbar. Denn um diese Zeit (es war der 14te Junius 1789) wandelte ein Weib aus Oranienburg auf der Landstraße, welche nach Berlin führt. Gegen das Ende der Haide zwischen Havelhausen und Birkenwerder traf es auf einen ermordeten Menschen.

Natürlich erschrak das gute Weib, kehrte eilend um, lief nach dem Dorfe Birkenwerder, welches in der Nähe lag und meldete dem Schulzen, was sich zugetragen hatte. Sogleich ließen der Schulz und auch der Prediger von Birkenwerder diese Nachricht in Borgsdorf und Oranienburg bekannt machen, mit dem Zusatze: den dortigen Erals: Physicum herbeizuhohlen. Raun war das Gerücht erschollen; so wurde bei manchem aus Borgsdorf und Oranienburg die Neugierde rege, diesen Ermordeten selbst zu sehen. Zu dem Ende ließen sie sich die Stelle bezeichnen und gingen hin. Einige erkannten in dem Unglücklichen einen Postillon. Andere fanden von diesem etwas entfernt und abseits den Schürmmeister in

seinem Blute. Und wieder andere entdeckten einen dritten Leichnam.

Bei dem Postillion fand man einen sogenannten Krumm-Kamm, bei dem Schirmmeister aber einen Stroh-Sack. In diesem steckte ein blutiges Messer.

Der Pinnowsche Rühhirt hatte schon morgens früh um 5 Uhr in der Pinnowschen Halde den Postwagen, welcher mit 6800 Thalern in acht Fässern beladen gewesen war, gefunden, die im Geschirre verwickelten Pferde abgespannt und es ebenfalls sogleich dem dortigen Förster Clausius angezeigt.

Auch entdeckte sich sehr bald, daß die Plünderung den Belwagen der Stettiner Post, welche gewöhnlich Sonnabends Abends von Oranienburg nach Berlin fährt, betroffen hatte.

Der Förster Clausius versäumte bei der erhaltenen Nachricht eben so wenig seine Pflicht. Augenblicklich traf er mit dem Ländjäger Weinreich und vielen Bewohnern die Anstalten, etwas von dem geschehenen Mordthaten in der dortigen Gegend auszuspähen. Sie waren auch vor der Hand so glücklich die Spur des Wagens zu entdecken,

und 4000 Thaler theils in Fässern theils in Beuteln, welche in der Pinnowschen Haide hie und da nur etwas verscharrt gewesen waren, wieder zu erhalten.

Nach diesem Vorfalle besetzte man die ganze Gegend mit Soldaten, welche zu Oranienburg in Garnison lagen, dann mit Husaren, welche zu diesem Behufe von Berlin geschickt wurden. Der größten Mühe und Sorgfalt ungeachtet blieb doch alles vergeblich, das noch fehlende Geld, noch weniger die Mörder auszufundschaften. —

Was die Entseelten betraf; so richtete man auf den, welchen man zuletzt gefunden hatte, das Haupt-Augenmerk. Vorzüglich deßwegen, weil an ihm noch einige Merkmale des Lebens wahrgenommen wurden. Die allgemeine Stimme lautete: Es ist der Sohn des Bäckermeisters Wegner aus Oranienburg, ist siebzehen Jahr alt und der jüngere Bruder des Postillions. Sogleich wurde er nach Borgsdorf geschafft und dem Herrn Doctor Lindenberg anvertraut. Dieser war schon mit dem Compagnie-Chirurgo Werwach aus Oranienburg eingetroffen.

Der siebzehnjährige Jüngling lag gleichsam ganz ohne Sinnen da. Kaum wurde man etwas Leben gewahr. Die ganze rechte Seite fand man gelähmt. Der Puls war kaum merklich und das Athembohlen äußerst schwer. An der linken Seite des Hinterbeines hatte er zwei Quetschungen. Der ganze linke Theil des Kopfes aber war sehr stark aufgetrieben.

Während dessen, daß die Aerzte die größte Sorgfalt anwandten, den jungen Unglücklichen zu retten; so hatte man auch schon gesorgt, den ermordeten Schirrmeister nach Borgsdorf zu bringen, und über ihn eine genaue Besichtigung und Untersuchung anzustellen. Daraus ergab sich, daß das Stirnbein der rechten Seite dergestalt eingeschlagen war, daß das Gehirn hervorquoll. Bei dieser schweren Verletzung des Kopfes bemerkte man 4 Messerstiche. Drei davon gingen durch die linke Seite in die Brust, der vierte traf das Herz. Der Ausspruch der Aerzte war allgemein: Der Schirrmeister ist auf der Stelle todt geblieben.

Den entseelten Pastillon schaffte man zu seinen Aeltern nach Oranienburg. Bei der gesetzlichen

Befichtigung entdeckte man: daß alle Muskeln des Kinnbackens und des Mundes kreuz und quermweis und so durchschnitten waren, daß man die Zähne ganz offen sah. Alle Hals-Muskeln, die Puls-Adern und Gefäße, fand man ganz um den Hals mit der Luft- und Speise-Röhre bis an die Wirbel-Beine durch geschnitten und den ganzen Körper natürlich verblutet. Auch bemerkte man noch an verschiedenen Theilen des Körpers 5 größere und kleinere Wunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der Berlinische Christ-Markt.

Uantlaquatlapatli hat viel auf dem Christmarkte gesehen und kann doch nicht viel erzählen. An Verkäufern war kein Mangel. Auch konnten diese sich über die Kälte nicht beschweren. Vor einem Jahre klagte man sehr über ihre Strenge, dieses mahl aber über zu nasse und zu gelinde Witterung. Die Pfeffer-Kuchen-Buden waren am häufigsten. Ihre Zahl belief sich (die kleinen mit eingeschlossen) auf 88. Puppentand und Nascheveien waren überhaupt am stärksten. Der und jener Conditior hatte sehr artige Gegenstände aufgestellt.



Schoch und vorzüglich der Hof-Conditor Sechter. Alles hier zu beschreiben, ist weder Zeit noch Raum da. Indessen verdient der Tempel der Sonne von unserm verdienstvollen Sechter angemerkt zu werden.

In diesem Tempel saß Apoll. Auf den vier Ecken des Tempels standen die 4 Jahreszeiten. vorn an bemerkte man 12 tanzende Figuren, welche die 12 Stunden des Tages vorstellten, hinten aber 12 schleichende, welche die Stunden der Nacht andeuteten. Auf beiden Seiten des Tempels waren die 4 Elemente angebracht, neben auf den 4 Ecken prangten die 4 Welttheile. Oben auf der Spitze die 7 Planeten, auf dem Tempel aber die 12 Monate u. s. w.

Von einem Manne, welcher Königl. Preussischer Hof-Conditor ist, läßt sich nie etwas schlechtes erwarten und hier zeigte er sich vorzüglich als wahrer Künstler.

Unter den Kaufleuten zeichnete sich unser Peter Friedrich Catel abermahl's aus. Er lieferte 30 neue Artikel. Der Wasserfall bei Schaffhausen in der Schweiz nahm sich besonders aus. Auch traf er diesesmahl eine neue Veranstaltung. Er

ließ nämlich Billette austheilen und sich diese mit 2 Groschen bezahlen. Diese konnte man aber wieder statt der Bezahlung angeben. Eine sehr artige Speculation. Mancher in Berlin brummte über diese Einrichtung. Tlantlaquatlapatli aber hat nichts dawider zu sagen. Denkt er noch an die vergangenen Jahre zurück; so konnte der, wer in das Magazin kam, kaum ein Plätzchen finden. Natürlich schlich mancher mit, welcher nur seine Kunst in den langen Fingern ausüben wollte. Diesesmal hingegen fiel das Gedränge des sogenannten Greti und Pleti weg und man war in keiner Gefahr, so derbe Rippenstöße zu bekommen.

Noch einen Gegenstand brachte man diesesmal zu Markte, welchen man noch niemals gesehen hatte. Man that nämlich Tlantlaquatlapatli die Ehre an, ihn auf eine possierliche Art in Kupfer zu stechen und in den öffentlichen Blättern bekannt zu machen, daß er um 4 Groschen auf dem Christ-Markte zu bekommen wäre. Der Stich ist in punctirter Manier, nach der neuesten Art und macht sowohl dem Zeichner als Kupferstecher Ehre. Daß aber die Herren bloß bekannt machen ließen; Tlantlaquatlapatli wäre für vier

Groschen auf dem Christ-Markte zu bekommen, war sehr unartig. Der Christ-Markt ist doch bekanntlich ziemlich ausgebreitet. Wohin sollten sich denn die Käufer zuerst wenden? Ehe und bevor sie den Tlantlaquatlapatli konnten zu sehen bekommen, mußten sie Straße auf, Straße ab laufen. Endlich fand man ihn in einer Bude, bei einem Manne, welcher Gesang- und Gebetbücher, Kalender und Neujahrs-Wünsche zu verkaufen hatte.

So große Zeichner und Kupferstecher haben nicht mehr Lebensart für das Publicum? Der Regel nach, hätte man die Bude angeben müssen, wo der Kupferstich zu bekommen war. J. B. Tlantlaquatlapatli ist in Kupfer gestochen für 4 Gr. auf dem Christ-Markte in der Breiten-Straße, von dem Schlosse herunter rechter Hand in der 7ten Bude zu bekommen. — Auf diese Art hätte mancher nicht nöthig gehabt, sich die Beine müde zu laufen.

Wollten aber die Herren etwas sparen; so hätten sie nur dürfen die Anzeige in die Petit und Schönesche Buchhandlung an mich abgeben lassen. Mit Vergnügen würde Tlantlaquatlapatli und

wohl gemerkt, unentgeltlich die Anzeige in dem Volksblatte gemacht haben.

Einige Bürger lasen, daß Tlantlaquatlapatli auf dem Christ-Markte zu bekommen wäre. Da weiter nichts angezeigt war; so stellten sie sich unter der Anzeige vor; daß Tlantlaquatlapatli ausgestopft, oder als eine Puppe auf einem Laden stände. Sie gingen hin, suchten und suchten konnten ihn aber natürlich nicht finden.

Schließlich meldet noch Tlantlaquatlapatli, daß der Kupferstich außer dem Christ-Markte auch in der Realschul-Buchhandlung in verschiedenen Farben für 4 Groschen verkauft wird. Da ihn der Commissionair noch nicht in den öffentlichen Blättern anzeigen ließe, so wollte es Tlantlaquatlapatli selbst freiwillig thun und ihm die Kosten sparen.

Da können die lieben Herren sammt und sonders sehen: daß Tlantlaquatlapatli eine herzliche Freude hat: wenn sie einige Gröschlein verdienen und er dazu etwas beitragen kann.

---

Chronic von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
Volksblatt.

---

107 Stück.

Berlin, den 5. Januar. 1790.

---

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berüchtigten Schlächter-Knechtes, Straßen-Räubers und Mörders, Johann Christian Lenz.

(Erste Fortsetzung.)

Man sehe 105 und 106tes Stück, Seite 147.

Die häufigen Nachfragen, welche noch vergangenen Sonnabend, an dem gewöhnlichen Tage, wo das Volksblatt ausgegeben wird, geschahen: ob auch bald die Fortsetzung der Lenzschen Geschichte geliefert würde? bleiben allerdings für Tlantlaquatlapatlí die größten Beweise, daß dasjenige, was er in den letzten Stücken von dem

scheußlichen Mordthaten berührt hatte, schnelle Aufmerksamkeit nach sich zog.

Da nun dieser traurige Gegenstand schon so all- gemeine Sensation erregt hatte; so ist es allerdings größte Pflicht, die Wünsche des Publici so bald als möglich zu befriedigen.

Wegen dieser Gründe erscheint für diesesmahl außer der gewöhnlichen Zeit ein Bogen; welcher allein von diesen unglücklichen Vorfällen handelt.

Ehe aber *Tlantlaquatlapatli* weiter geht, so muß er erst noch das Publicum vorzüglich an zwei fliegende Blätter erinnern. Das erste hieß: Wahr- hafte und ganz umständliche Beschreibung der wunderbaren Gefangennehmung des seit 9 Wochen durch Steck-Briefe gesuchten Schlächter, Gefellen *Christian Lenz* 2c. nebst dem Bildnisse des Mörders. Der Mittelstand vorzüglich verschlang gleichsam diese Schrift, kaufte und las sie gierig. — Dieser wunderbaren Gefangen- Nnehmung folgte darauf: Authentische, und ausführliche Lebens-Beschreibung des berühmigten Mörders *Christian Lenz*, 2 Bogen in 8. Diese Lebensbeschreibung fand ebenfalls keine unbeträchtliche Anzahl Leser. Viele nahmen

alles für baare Münze an und glaubten es um so mehr, weil der Verfasser selbst sich die Freiheit genommen hatte, die Lebens-Beschreibung in seiner Einleitung für die reinste Wahrheit auszugeben.

Raum waren diese beide Blätter im Publico bekannt; so wunderten sich einige, daß Tlaxtlaquatlapatli noch nichts ausführliches von Lenz berührt hätte. Er antwortet aber: daß er zu viel Achtung gegen das Publicum hegt, als solche wichtige Vorfälle mit Ungewißheit niederzuschreiben. Raum aber war er vermögend, aus der reinen Quelle zu schöpfen; so säumte er auch keinen Augenblick, alles dem verehrungswürdigen Publico vorzulegen und verpfändet zugleich seine Ehre, daß mit dieser Erzählung das Publicum nicht in dem geringsten hintergangen wird. Zugleich ist Tlaxtlaquatlapatli in den Stand gesetzt, diejenigen Unwahrheiten, welche in der oben schon angeführten sogenannten wunderbaren Gefangennehmung und in der ausführlichen Lebens-Beschreibung vorkommen, zu berichtigen. Beweise werden entscheiden. Jetzt zu der Haupt-Geschichte.

Alle nur mögliche Mühe wurde angewandt, den Postillon zu retten. Leider aber war alles nur

sonst. Stets blieb er in einer Erstarrung und ohne die mindeste Besinnungskraft. Zu seiner Rettung schickte man den General-Chirurgum Gericke von Berlin ab. Gewiß ist er nicht nur als Menschenfreund, sondern auch als großer Arzt bekannt. Er trepanirte den unglücklichen Wegner. Alle Bemühungen aber waren unvermögend, ihm das Leben wieder zu geben und durch ihn die verruchten Bösewichter zu erfahren. Schon in der Nacht von dem 16 auf den 17ten Junius gab er seinen Geist ganz auf. \*)

Die Preussische Justiz, welche bekanntlich sehr exact und schnell ist, bewies dieses hier vorzüglich. Allgemein war man bemüht, diese scheußliche Mordthaten auszuspähen. Die Stadt Oranienburg,

\*) Daraus ergibt sich, daß das, was der Verfasser S 7 in seiner wunderbaren Gefangennehmung sagte, nicht ganz richtig war. Denn, da behauptete er, der Schirrmeister und Postillon wären auf der Stelle ermordet worden. Das heisset: daß sie auch nicht das geringste Lebenszeichen mehr von sich gegeben hätten. Eben so falsch ist es, daß der Bruder des Postillons 15 Jahr alt seyn sollte, da er doch ausdrücklich für 17 ausgegeben wurde.

Tlandaquatlápatli.



die Dörfer Pinnow und Borgsdorf wurden auf das schnelligste und das genaueste durchsucht. Der Major von Glöden schickte sogleich, als dieser Mord in Oranienburg erscholl, zwei Officiere nach den Mecklenburgischen Gränzen. Andere folgten diesen nachsamen Beispielen in den andern umliegenden Gegenden. Die Magisträte und Dorf-Gemeinen wurden erinnert, auf ihrer Huth zu seyn und jeden verdächtigen Menschen sogleich anhalten zu lassen.

Das Cammer-Gericht erhielt unmittelbar von Sr. Majestät dem Könige den Befehl, die Mecklenburgischen Gerichts-Höfe um Hülfe Nachens zu bitten. Zufolge dieses Königlich-Befehls wurden die Justiz-Canzleien zu Schwerin und Strelitz ersucht, theils alle verdächtige, theils auch ankommende Personen genau beobachten zu lassen.

Auf Veranlassung des General-Postamtes ersuchte das Cammer-Gericht ebendasselbe die Churfürstl. Sächsischen, Herzoglich Braunschweigischen, wie auch Fürstlich-Anhaltischen Regierungen. Dergleichen wurden alle diejenigen,

von welchen man nur einige Nachrichten einzuziehen glaubte, aufgesucht und abgehört.

Unter den Abgehörten kamen folgende Muthmaßungen zum Vorscheine:

Ein zwölfjähriger Dienst:Junge wollte auf einem Wagen, in der Nacht von dem 13 auf dem 14ten Junius ungefähr um 2 Uhr vier Menschen gesehen haben. Einer davon hätte einen Federsbusch auf dem Hute stecken gehabt.

Zwei Weiber aus Pinnow meldeten: Sie hätten den Schlächter: Burschen Lenz vor dem in der folgenden Nacht geschehenen Morde, Mittags um 2 Uhr bei dem Garten des Försters Clausius zu Pinnow, vorbeigehen sehen. Dieser wäre nach der Pinnow'schen Haide, auf welcher man bekanntlich 4000 Thaler schon gefunden hatte, gegangen.

Ein Dienst:Knecht zu Oranienburg, welcher acht Tage vor dieser unglücklichen Begebenheit die Post von Oranienburg nach Berlin gefahren hatte, zeigte an: Er hätte damals den Schlächter: Knecht Lenz bei den Scheunen diesseits Oranienburg getroffen und von ihm gehört: daß er nach Berlin zu gehen willens sey. Auf dem Wege

hätte Lenz gefragt: Ob Geld auf dem Wagen wäre? Seine Antwort wäre Nein gewesen. Nachher hätte er sich einen Pflock statt einer zerbrochenen Wagen-Linse geschnitten, Lenz aber um das Messer gebeten, ihm noch einen Pflock, in dem Falle der erste bräche zu schneiden. Dies wäre geschehen bei der Havelhäuser Brücke. Dasselbst hätte sich Lenz verloren. Von dieser Zeit an sey er ihm auch nicht mehr zu Gesichte gekommen. Indessen wäre bei dem Nachsehen des Gepäcks auf der Selt, wo Lenz gegangen, der Strick des einen Coffers schadlos gewesen. Auch habe es das Ansehen gehabt, als ob er eingeschnitten gewesen sey.

Der Tagelöhner Matthes, welcher Lenz genau kannte, sagte aus: daß er Lenz Sonnabend Abends vor dem Morde nicht weit von Oranienburg gesehen hätte. Auch brachte die Frau des Havelhäuser Cammeret-Pächters die Nachricht: Lenz wäre nach dem unglücklichen Vorgang, zwischen 5 und 6 an ihrer Wohnung, als käme er von Berlin, sehr eilend und erhitzt vorbeigelaufen.

An eben diesem Sonntage hatten zwei Oranienburgsche Bürger Vormittags um 9 Uhr Lenz in der Schenke zu Mohlfang getroffen und ihn

bis Kremen auf ihrem Wagen mitgenommen. Eine schwere Geld-Kasse hätten sie bei ihm gesehen. Von Kremen aus wäre er, wie er selbst gesagt hätte, nach Alt-Ruppin gegangen.

Das auf der Mord-Stelle gefundene Messer wurde von vielen Schächtern für ein Schächter-messer gehalten.

Diese Kennzeichen, diese Angaben, ferner die gewissen Nachrichten; daß er in Oranienburg nicht weit von Liebenwalde sonst sein gewöhnlicher Wohnort nicht zu treffen, auch lange vorher nicht dort gewesen wäre, mußten natürlich den Schächter-Knecht Lenz höchst verdächtig machen. Dadurch entstand die Veranlassung so schnell als möglich Steckbriefe nach Liebenwalde, Friedrichsthal bis nach Hamburg hinauf, ferner an die Landräthe der benachbarten Kreise ergehen zu lassen. Von Seiten des General-Post-Amtes geschah die Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, und setzte auf die Entdeckung des Thäters einen Preis von 50—100 Thalern.

Da aller dieser guten Anstalten und Bemühungen ungeachtet bis jetzt noch alles fruchtlos blieb; so erschien in den öffentlichen Blättern eine zweite

Aufforderung. Auch erhöhte man den Preis bis auf 500 Thaler. \*)

Indessen fuhr man mit dem größten Eifer von Dorfe zu Dorfe fort, den verdächtigen Lenz auszufundschaffen. Die Steck-Briefe wurden erneuert, die Waldungen auf das sorgfältigste durchgesucht, so gar zwei Personen, welche Lenz genau kannten, auf öffentliche Kosten zur Ausspähung weit und breit umher gesandt.

Während dieser Vorfälle liefen allerlei Nachrichten ein. Diese aber schienen auf andere Thäter zu deuten. Durch die vielen Gerüchte, \*\*) welche sich unter dem Volke verbreiteten, konnte es

L 5

\*) Eben diese Nachrichten stimmen mit denjenigen, welche Tlanclaquatlapacali in dem 71 und 72sten Stücke, Seite 1120—1123 angegeben hat, überein.

\*\*) Das Publicum wird sich am besten noch erinnern, was man für Märchen und andere Geschichtchen von Lenz sprach. Tlanclaquatlapacali freut sich von Herzen, das Publicum mit Gewißheit überzeugen zu können, daß von allen diesen Gerüchten bis jetzt auch nicht eines gegründet war.

auch gar nicht fehlen, daß mehrere schuldlose Personen eingezogen wurden.

Die in vielen Gegenden der Churmark veranstaltete General-Visitation lieferte ebenfalls eine sehr beträchtliche Anzahl theils verdächtige theils herumschleichende Menschen. Kaum war ihre Unschuld in der Untersuchung bewiesen, so wurden sie auch sämmtlich wieder entlassen. \*)

Endlich fand der Scharf-Schütze Gottlieb Zimmermann, Lichnowskyschen Regimentes Montags den 17ten August diesen vogelfreien Lenz. Er ging nämlich mit seinem Weibe von Sophienstadt, wo er einen Besuch abgelegt hatte, nach dem Döllenschen Krüge. Daselbst wohnte er und vertritt die Stelle des Wirthes. Nicht weit von dem Dorfe bemerkte er einen Menschen etwas gebückt sitzen. An diesem fand er mit der Beschreibung der Person des Lenz in den Steck-Briefen sehr viele Aehnlichkeit. Zimmermann

\*) Verschiedene im Publico standen in dem eitlem Wahne, daß darunter die Unschuldigen sehr leiden. Daß dieses aber ein sehr einfältiges Urtheil war, hat Tlantlaquatlapatli schon in dem 71 und 72sten Stück S. 1123 bewiesen.

ging auf ihn zu, befragte ihn nach dem Namen und Herkommen. Jener antwortete er sey der Zimmer-Geselle Wolfram, aus Lübben gebürtig, käme von Prenzlau und reiste nach Berlin. Auf die Frage, ob er eine Kundschaft hätte? antwortete der angebliche Zimmer-Geselle: Man hätte sie ihm in Prenzlau abgenommen. Zimmermann ließ ihn darauf fortgehen. Als dann schickte er sein Weib, welches ebenfalls in dem angeblichen Zimmer-Gesellen den gesuchten Lenz erkannte, nach Hause, lief wieder Lenz nach, hohlte ihn auch bald ein und suchte ihn auf das neue auszuforschen. Lenz blieb bei seiner vorigen Angabe, sprach die sächsische Mundart und stellte es dem Zimmermann frei, ihn nach Groß-Schönebeck zu begleiten. Der Scharfschütze pries ihm die dortige Echtheit an und sagte: er würde nach Hause gehen und es seinen Leuten, die er schon bestellt hätte, bekannt machen: daß er ein ehrlicher Mensch und ihm selbst dafür bekannt wäre. Jetzt trennten sich beide. Zimmermann eilte nach Hause, legte seine Montirung an, versah sich mit dem Seiten-Gewehre und setzte diesem Zimmer-Gesellen zum zweitenmale nach.

Es war schon Abends 9 Uhr vorbei, als Zimmermann ihn in dem Walde auf einem Fußsteige entgegen kam. Lenz beklagte sich, daß er den Weg nach Schönebeck verfehlt hätte und daher nach dem Döllenschen Theerofen zu gehen willens wäre. Zimmermann wendete dawider ein: Er hätte zu Hause einen Regiments-Befehl vorgefunden, vermöge dessen er auf das schnellste über Groß-Schönebeck noch nach Berlin gehen müßte. Lenz bezeigte zu der Begleitung keine Lust und schüßte Müdigkeit vor. Endlich aber wurde er durch Zimmermanns Entschlossenheit bewogen, mit ihm umzukehren. Er nahm Lenz daher bei dem Arme und schlenderte mit ihm fort. Kaum waren beide eine Strecke gegangen, so erscholl hinter ihnen ein dumpfes Rufen. Zimmermann verlor seine Entschlossenheit nicht, zog vielmehr sein Seiten-Gewehr, that, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, beobachtete aber seinen Mann auf das sorgfältigste. Indessen kamen beide nach Schönebeck. An der Hofthüre des Schenkwirthes Schlegel blieb Lenz stehen. Unter dem Vorwande sein Schnupftuch verloren zu haben, eilte er fort, lief das halbe Dorf hinauf,



und sprengte eine Hofthüre ein; Zimmermann verfolgte, hohlte ihn auf dem Hofe ein, setzte ihm seinen bloßen Sabel auf die Brust und erweckte durch sein Schreien und Rufen mehrere Leute. Diese kamen endlich dazu, machten den angeblichen Zimmermann fest und brachten ihn in des Schulzen Gerichts-Stube. Man fragte ihn hier abermahl, wer er wäre, wie er hieße? Er nannte sich aber wie vorher Wolfram und blieb, ungeachtet ein gewisser Schröder ihn augenblicklich für den gesuchten Lenz erkannte, doch noch bei seiner Rede. Als man ihm darauf vorstellte, daß seine Mutter herbei geholt werden könnte, gestand er endlich: daß er Lenz hieße.

Jetzt wurden alle Anstalten welche bei solchen Gelegenheiten nöthig sind, getroffen, und den darauf folgenden Tag, als Dienstags, den 13ten August nach Berlin geschlossen auf einem Wagen geschickt. Nachmittags gegen fünf Uhr kam er hier an und wurde in die Hausvogtei zur gefänglichen Verwahrung geliefert. \*)

\*) Dasjenige, was der Verfasser in seiner wunderbaren Gefangennehmung von Seite 9 schriebe, ist hie und da richtig; doch stimmt es nicht ganz

Wie und auf welche Art das berlin'sche Publikum diesen Mörder empfangen hatte, können die Leser in dem 71 und 72sten Stücke Seite 1123 u. f. f. ersehen, folglich ist die Wiederholung hier unnöthig.

Alle diese Umstände, welche von dieser Gefangennehmung berührt wurden, bestätigten sich nicht nur, sondern Lenz antwortete auch auf die an ihn geschehenen Fragen folgendes:

Er heiße Johann Christian Lenz, sey 33 Jahr alt, in der Lutherischen Religion erzogen und aus Oranienburg, wo sein Vater Schlächter:Meister ist, gebürtig. Gleich nach geendigten Religions-Unterrichte habe er in seinem Geburtsorte das Handwerk bei dem Schlächter:Meister Kieck erlernt und nach seiner Losprechung als Geselle bei demselben noch gearbeitet. \*) Alsdann wäre er von dem Schlächter:Meister Kieck weg und nach

mit der Erzählung, welche Tlantlaquatlapatl hier vortrug. Ueberdieß ist auch theils alles wie Kraut und Rüben untereinander geworfen, theils alles in einer erbärmlichen Schreibart abgefaßt.

\*) Der Verfasser behauptet in seiner ausgeführten Lebens-Beschreibung S. 9 gerade das Gegen-

Berlin gegangen und daselbst bei einem Meister in Berlin in Arbeit gewesen. \*)

Wald darauf hätte er einen Viehhandel angefangen, diesen meistens auf Credit getrieben und denselben bis jetzt noch immer fortgesetzt. Vor 6 Jahren hätte er seinen Wohnplatz bei einem seiner Verwandten in der Holländerei Kreuzbruch genommen, aber seit Ostern dieses Jahres (1789) nicht mehr bei ihm eingesprochen; dafür wäre er wegen seines Viehhandels von einem Orte zu dem andern gezogen und habe in Berlin das Vieh verkauft. \*\*)

theil. In solchen Fällen versteht es sich, daß Lenz mehr Glauben verdiente.

Uantlaquatlapatli.

\*) Davon meldet der Verfasser in seiner Lebens-Beschreibung keine Sylbe und doch nennt er sie eine ausführliche.

\*\*) Anfänglich wird Lenz in der Lebensbeschreibung als der ungesitteste und als ein solcher Mensch geschildert, welcher dem Spiele und dem Trunke u. s. w. sehr ergeben gewesen sey und doch gibt er ihm das Zeugniß, daß er sich als ein ehrlicher Kerl in seinem Viehhandel bewiesen hätte. — Möglich aber höchst unwahrscheinlich.

Uantlaquatlapatli.

Durch manchen ihm fehlgeschlagenen Handel, sey er in Schulden gekommen. Ob diese ihm nicht gleich sehr gedrückt hätten; so wären sie doch die Veranlassung gewesen, Berlin und die hiesigen Vergnügungen in der Mitte des Junius zu meiden. Bei dieser Gelegenheit gab Lenz seine Gläubiger mit Namen, dann auch seine Schulden an. Diese betrugen 83 Thaler und wurden in der Folge für richtig befunden.

Was die Zeit und den Ort betraf, wo er sich am Sonnabend den 13ten und in der Nacht auf den 14ten aufgehalten hätte, machte sich Lenz durch Widersprüche verdächtiger. In dem Anzuge wollte er an dem benannten Sonnabend von Berlin über Stolpe nach Bürgow gegangen seyn und in der Bezowschen Schenke übernachtet haben. Indessen gestand er doch gleich ein mit dem Mühlen Burschen Sucrow bei der Havelhäuser Brücke gesprochen zu haben.

Die Fortsetzung ganz gewiß künftigen Sonnabend.)

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

108 und 109tes Stück.

Berlin, den 9. Januar. 1790.

---

Inhalt und Vorstellung der Oper Brenno.

(Fortsetzung.)

(Man sehe Seite 75.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Angenehmer Gartenplatz im Innern des  
Pallastes Suburbano mit Statuen, Sitzen,  
Springbrunnen u. s. w. Cleantes versichert dem  
Brennus, daß Egist zur Flucht der Ostilia be-  
hülflich gewesen wäre, doch hätten die Selnigen  
alles vereitelt. Er möchte sich daher beruhigen.  
Brennus antwortet, daß er noch nicht so glücklich  
seyn könnte: denn das Capitollum hätte schon zwei-

mahl den heftigsten Sturm zu seinem größten Verluste widerstanden. Cleantes tröstet, versichert, daß es sich wegen des langen Hungers und der abgeschnittenen Lebensmittel nicht lange mehr halten könne. Indessen würde er durch seinen Beistand Sorge tragen, damit der Einzug in Rom zum Collinertthore vor sich gehe. Vorläufig möchte er nur an Ostilia denken, wie er ihr Herz besiegen möge. Cleantes singt darauf eine Arie und will abgehen: indem erscheint Ostilia von der Garde des Brennus geführt, Cleantes bleibt alsdann stehen.

### Zweiter Auftritt.

Brennus hoffte von Ostilia statt Stolz, Bitte und Flehen zu sehen und erstaunte, daß er sich geirrt hätte. Ostilia erklärt ebenfalls dieses sehr freimüthig und sagte, daß er mit seinen Waffen statt Reiche, Weiber bekriegen und bezwingen wolle. Brennus erwiederte, daß es nicht so wäre und sich freue, die stärksten Helden zu bezwingen. Darauf befiehlt er dem Cleantes, des Sabius Tod zu fördern.

Ostilia hält Cleantes und fragt Brennus um die Ursache.

Brennus erklärt: daß, wenn sie Fabius erhalten wollte, so sollte sie Brennus Rechte nehmen.

Ostilia. (zaudert.)

Brennus befiehlt abermahl Cleantes, den Befehl zu vollziehen.

Ostilia hält Cleantes wieder zurück.

Brennus läßt ihr noch die Wahl: Entweder Fabius Tod oder ihr Gemahl zu werden.

Ostilia kämpft mit sich selbst und sucht auch Cleantes zu erweichen, dieser aber bleibt bei Brennus Rede.

Ostilia singt darauf eine Arie, gibt ihren Schmerz zu erkennen, versichert, daß die wildsten Thiere nicht so viele Grausamkeit ausübten und will alsdann abgehen. Die Wache aber schließt sie ein.

Brennus sagt der Wache, daß sie Ostilia begleiten solle, Ostilia aber soll überlegen, ob seine Hand sie zum Throne führen soll oder ob sie lieber wünsche, daß Rom mit Bürger Blute ganz gefärbt werden soll.

Ostilia geht unter der Begleitung der Wache ab.

## Dritter Auftritt.

Cleantes vermuthet, daß Ostilia's Stolz gewiß schwinden würde, sobald er sich nur nicht erweichen ließ. Indessen eile er, den Fabius zu tödten.

Brennus erklärte, daß er diesen Befehl nur darum geäußert hätte, Ostilia zu überwinden. Er möchte nur seinen Blutdurst stillen und Fabius nicht weiter verfolgen. Egist aber sollte er herbringen, dann zum Heere zurückgehen. (geht ab.)

## Vierter Auftritt.

Cleantes tritt Brennus Grundsätzen nicht bei, sondern besteht darauf: daß Fabius falle, mit ihm Rom und der ganze Senat. (will abgehen, indem kommt Zeline als Krieger gekleidet, unter dem Namen Egist.) Cleantes sagte, daß er ihn eben aufsuche, weil Brennus mit ihm sprechen wolle.

Egist erwiedert eben dieses und äußert für sich sogleich den Wunsch: Vielleicht erkannte er sie, lebte sie noch. Sogleich bittet sie Cleantes mit ihm zu Brennus zu gehen.

Cleantes war es zufrieden, nur sollte er erst sein Schwert abgeben, denn nur als Gefangener durfte er vor Brennus erscheinen, er wüßte bes-



kannstlich doch, daß er Ostilia's Flucht hätte befördern wollen.

Zelinde antwortet: daß er ihm das Schwert nie entreißen sollte. Brennus Unterthan wäre er, aber nicht sein Knecht. Auch überreichte er sein Schwert nicht dem Befehle eines andern. Stellen wollte er sich vor Brennus, das soll er ihm sagen und die Ursache hören, welche ihm seinen Undank zugezogen hätte. Doch mit dem Schwerte an der Seite. Alles dieses wiederhohlt Zelinde in einer Arie und eilt ab.

### Fünfter Auftritt.

Cleantes legt alles für Stolz aus und — indem sieht er Ostilia mit Fabius. Sogleich beschließt er, Brennus aufzusuchen, damit er seinen Irrthum sähe, und sich im Busen Zorn und Eifersucht entzünden mögen. (eilt ab.)

Ostilia freut sich noch einmahl mit ihrem Geliebten in Freiheit zu seyn. Sie versichert, daß das Palladium in Sicherheit wäre und dieses müsse ihnen noch die größte Hoffnung geben. Sollte aber auch diese verloren gehen, so wollten sie zusammen sterben.

Sabius tröstet seine Geliebte und will zugleich versuchen, ob er nicht einen Weg für sie zum Capitolio finden könne.

### Sechster Auftritt.

Ostilia bittet Sabius, sie nicht allein zu lassen, weil Brennus — indem erscheint Brennus selbst. Ostilia erschrickt.

Brennus dankt den Göttern, daß er jetzt die Ursache von Obilias Sprödigkeit wisse.

Sabius erklärt, daß er sich doch betrogen würde finden.

Brennus wunderte sich über dieses Geständniß und fragt ihn, wer der Ueberwundene und der Ueberwinder wäre?

Sabius erwiedert, daß dieses noch nicht ausgemacht sey. Zugleich versichert er Brennus: daß er Ostilia allein und stets lieben würde.

Brennus versetzte, daß er sich doch sollte betrogen finden. Wache kommt. Ostilia bittet. Sabius aber fällt ein: Des Tyrannen Wille geschehe. Sein Blut möge er vergießen. Doch sollte sie ihn ewig hassen. Darin bestünden sein Sieg

und seine Rache. Gut antwortet Brennus. Doch soll der Rache der Tod vorher gehen.

Ostilia bittet Brennus, sie anzuhören. Dieser gewährt es. Ostilia fährt alsdann fort. Sie wäre die Schuldige. Wollte er Fabius mit dem Tode bestrafen, so dürfe er nicht glauben, daß sie ihn lieben würde. Er möchte daher von seiner Wuth abstehen, oder wollte er durchaus Fabius Tod, so sollte er zuerst ihre Brust durchbohren.

Jetzt erfolgt ein Trio. Ostilia bittet Brennus von seinen Vorhaben abzustehen. Fabius behauptet, daß er niemand als Ostilia lieben würde und Brennus läßt ihr noch die Wahl mit der Versicherung, daß Fabius Leben und Tod in ihrer Hand stünde. Nach dem Gesange entfernen sich alle.

### Siebenter Auftritt.

Auf der linken Seite die Aussicht nach dem Colliner Thore. An diesem stoßen Rom's Mauern. Von diesen sieht man nur etwas. In der Mitte, entfernt die Aussicht in das Innere der Stadt nach dem Momentaner Wege. Dieser führt nach dem Thore und geht über die Scene fort. In der Mitte des

Weges ein großer einzelner Bogen, welchen man im Profile sieht.

Zwischen diesem und dem Thore sieht man den Pallast des Cornelii, weiter hin andere Gebäude im Innern der Stadt, welche an den Petilinishen Wald stoßen. Dieser macht die Spitze der Aussicht rechter Hand aus. Die Momentaner Straße, welche vor den benannten Gebäuden und dem Walde fortläuft, fängt bei dem Thore an und verliert sich in der entgegenstehenden Scene von dem hochstehenden Thore, etwas abwärts senkend. Zur Seite eine Balustrade mit Bildhauer Figuren geziert. Außer dem Thore die Aussicht nach dem Felde.

Cleantes (kömmt mit bloßem Schwerte von dem Thore die Straße herab, macht den Weg über das Theater in und durch die Scene, wie der Weg es ihm und allen folgenden vorschreibt). Er dankt dem Schicksale, daß alles gelinge, daß der römische Stolz bald schwinden müsse und Brennus als Ueberwinder im Trumphe durch die Straßen würde

gezogen werden. Der Triumph nahe sich und er wolle daher den König erwarten.

Cleantes zieht sich nach der rechten Seite. Während seines Recitatives marschirte ein Corps der Leibwache von Brennus Truppen hervor und kömmt den Weg herab. Auf der Scene theilt es sich, stellt sich auf beiden Seiten und stimmt einen Triumph Chor an. Diesem Chor folgt eine sehr beträchtliche Anzahl bewaffneter Gallier. Diese machen auf der Scene einen anhaltenden Zug. Viele dieser Gallier tragen allerlei Krieges- und Sieges-Zeichen und Beute der überwundenen Feinde.

Dem Triumph : Aufzuge folgt von ein kriegerisches Orchester, welchen das Chor mit kriegerischer Music begleitet. Während des Chores sieht man immerzu in der Ferne die Truppen ziehen. In ihrer Mitte wird Brennus, von Slaven umgeben und auf einem Waffensitze von den Spießen und Schwerter Gallischer Soldaten zusammengesetzt, erhaben sitzend den Weg bis in die Mitte des Theaters getragen und jederzeit

von Sklaven und Soldaten umgeben. Diese bieten sich ihm auf verschiedene Art und Weise in unterschiedenen Stellungen zum Herabsteigen dar und Brennus steigt über sie hinab. Nach der Herabsteigung wird ihm auf ähnliche Weise an der Seite, wo Cleantes steht, ein Thron errichtet, welcher mit Soldaten, Sklaven und Siegeszeichen umgeben wird.

Alles dieses geschieht während des Chores. Brennus besteigt den Thron. Fabius erscheint.

#### Achter Auftritt.

Fabius erschrickt über den Thron in Rom.

Brennus fragt um die Ursache seines Erstaunens. Indem kommt ein Gallischer General und meldet: daß ein römischer Tribun ihn zu sprechen wünsche.

#### Neunter Auftritt.

Sulpicius begehrt im Namen des Senats statt des Triumphes Brennus und die Ruhe in Rom zu sehen und bietet ihm für die Gewährleistung des Friedens 1000 Pfund Gold.

Fabius hält dieses Anerbieten für Niedrigkeit.

Brennus fragt Fabius deswegen.

Fabius antwortet, daß Eisen und nicht Gold Rom vertheidigen soll.

Brennus erwiederte, daß der sein Volk liebe, welcher sein Blut gern schont.

Fabius versetzt dawider, daß derjenige es mehr liebe, welcher dessen Ehre schon: die Furcht erzeuge Schande und der ziehe einen Römer zum Verrathe, welcher selbst ein Lügner ist.

Brennus wundert sich, daß Fabius ihm dieses in das Gesicht sage. Ferner setzte er er ihn zu Rede, ob nicht die Fabier das Völker-Recht verletzt hätten, ob er selbst nicht gewußt hätte, Ostilia aus seinen Armen zu entreißen.

Fabius erklärte, daß Brennus Grausamkeit die Fabier auf den Entschluß gebracht hätte. Nicht er, sondern Brennus selbst hätte Versuche gemacht, Ostilia ihm zu rauben.

Brennus ergrimmt über Fabius Aussprüche. Fabius aber sag ihm in einer Arie daß er alle seine Verbrechen rächen, daß er ihn tödten könne; und wenn er ihn auch länger am Leben ließe; so sollte er doch niemals hoffen: Rom so erniedriget

zu sehen. Zittern noch sollte er vor ihm und müßte er sterben, so müsse er Brennus wissen: daß Rom auch nicht einen Fabius mehr besäße. Nach dieser Art geht er eilend ab.

### Zehnter Auftritt.

Brennus, Sulpicius, Cleantes, Wache, Soldaten, und stets noch militärischer Zug in der Ferne.

Brennus Eifer und Zorn erreicht seinen höchsten Grad. Sogleich befiehlt er, das Capitol mit doppelter Macht zu bestürmen. Ohne Verzug soll ihn das stolze Rom im Triumphe sehen. Schaarweis sollten seine Soldaten durch diese Mauern ziehen und den Triumph auf das feierlichste begehren helfen. Und flehe Fabius nicht um Mitleid, so zernichte das Schwert den Senat mit allen Göttern.

Cleantes gehorcht sogleich dem Befehle und geht, den Soldaten Befehl zu geben.

Sulpicius erklärt in einer Art: daß er von allen Schätzen nichts fordere, daß sein Schwert schwerer als alles Gold wiege; daß das stolze Rom



vor Ihn erbeben soll: Er fordre daher Rache und eile zu dem Gefechte.

Unter dieser Arie stellen sich die Soldaten in die vorige Stellung. Die Sklaven bieten sich darauf Brennus wieder in verschiedenen Stellungen zum ersteigen dar und Brennus setzt sich wie das vorige mal. Hierauf erschallt das Chor der Leibwache. Während dieses Chores steht man die Gallischen Colonien durch das Chor ziehen. An der Spitze Otoacres, von seinem Weibe Tacmene und seiner Schwester Zimirca begleitet. Alle kommen im Gefolge der Truppen den Berg herab. Die Truppen ziehen immer im Hintergrunde fort. Die Gallier verbeugen sich vor ihrem Könige und der Tanz beginnt.

## Zweites Ballett.

### Personen.

Otoacres: Erster Anführer der

Gallischen Colonien.

Herr Victor.

Zimirca, seine Schwester, Ge-

liebte des Manilius.

Mlle. Meroni.

Tacmene, seine Frau. Mad. Desplaces Trial.

**Manilius:** vormahls römischer

Gesandter an Brennus nach

Etrurien Plebhaber der Zi-

mirca;

Herr Andriani.

**Gallische Colonisten.** Die ersten

davon stellen vor.

Mlle. Lauchery. Hr. Schubert.

Mad. Schubert. Hr. Silanie.

**Gallische Soldaten und gefangene Römer.**

### Inhalt.

Die Gallischen Colonien feiern tanzend Brennus Triumph und ehren dieses Fest nach ihrer Art mit Ueberreichung verschiedener Ehren-Zeichen und Sieges-Gebräuchen. Brennus geht ab. Die Völker marschieren auf das neue in dem Hintergrunde. Der feierliche Tanz hält an.

Darauf erscheinen andere Gallier. Sie bringen einige gefangene Römer und stellen sie dem Otoacres, ersten Anführer der Gallischen Colonien als einen neuen Triumph vor. Unter diesen Gefangenen befindet sich Manilius. Zimirca erkennt in ihm ihren Geliebten, Manilius erkannte ebenfalls seine Geliebte. Beide äußern die stärksten Kennzeichen der Liebe. Otoacres be-

merkt diese Neigung, macht ihn bestürzt und entdeckt alles seinem Weibe Tacmene. Doch sucht er sich zu fassen und befiehlt; die Sklaven zum Brennus zu führen. Die Gefangenen werden darauf weggebracht. Zimirca verfolgt mit den Augen ihren Manilius. Otoacres geht auf der andern Seite mit Tacmene und den Colonisten ab. Zimirca thut, als ob sie nachginge, bleibt aber bis zuletzt; kehrt um und sobald die andern fort sind, folgt eilend den Gefangenen. Die Scene verändert sich in

Eine Aussicht auf einen Theil des Via Sacra. Dieser führet an das römische Forum, welcher zwischen dem Tempel des Vulcans und der Sonne liegt.

Die Gallier kommen und führen die Gefangenen. Zimirca und Manilius drücken ihre Zärtlichkeit und Schmerz über ihre Lage aus. Otoacres kommt dazu; bemerkt seine Schwester mit Manilius, beobachtet sie einen Augenblick und überrascht sie alsdann in dem zärtlichsten Augenblicke. Otoacres stellt seine Schwester darüber zu Rede und befragt sie wegen ihrer Verhältnisse. Zimirca ist einige Augenblicke unentschlossen, end-

lich aber gesteht sie ihrem Bruder alles, bittet um seinen Schutz und um die Freiheit ihres Geliebten. Otoacres wird darüber mehr entrüstet, Zimirca's Liebe aber stärker und feuriger. Manilius bleibt in der größten Ungewißheit. Während dieser dreifachen ausdrucksvollen Pantomime hört man hinter der Scene einen Siegs Chor.

Nach dem Chore treten die siegenden Gallier hervor und bringen dem Otoacres die Nachricht von der nahen Niederlage des Römischen Senats. Tacmene kommt mit ihnen. Verzweiflungsvoll wirft sich Manilius zu Otoacres Füßen und fleht: die Gallier zurückzurufen und die Niederlage der Senatoren zu untersagen. Manilius bewegt seine Geliebte, seiner Bitte beizutreten. Zimirca thut es und beide wenden alles an, den Otoacres zu bewegen. Die Gallier erstaunen über Zimirca's Liebe für einen Römer. Tacmene wird ebenfalls darüber sehr unbillig, Zimirca aber der allgemeine Gegenstand des Abscheues. Da sie sich von Otoacres nicht erhört, von Tacmene verlassen, von allen Anwesenden verachtet sieht; so sucht sie endlich allein in Manilius Armen Schutz. Otoacres befiehlt darauf, die Liebenden zu trennen.

Ehe noch dieser Befehl ausgeübt wird, kommen andere Gallier mit Gewändern der ermordeten Senatoren. Bei diesem Anblicke verläßt Manilius seine Geliebte, untersucht die römischen Gewänder, erkennt sie und bleibt versteinert stehen. Indessen singen die Gallier einen Chor.

Manilius geräth gegen Otoacres in Harnisch. Dieser, welcher ebenfalls einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen hatte, wird durch diese Drohungen noch entrüsteter; befiehlt, seine Fesseln zu verdoppeln und ihn zur Strafe in Triumph aufzuführen. Manilius aber zückt schnell einen Dolch und ersticht sich. Zimirca will dieses verhindern, kommt aber zu spät. Sie zieht ihm den Dolch aus der Brust, umarmt ihn weinend und klagend. Tacmene und Otoacres werden darüber unwilliger und er gibt den Befehl, Zimirca mit Gewalt von ihm zu trennen und ebenfalls zu fesseln. Sie gleichsam betäubt in ihrer Leidenschaft, ergreift den Dolch, mit welchen sich Manilius erstach und will ihrem Geliebten in den Tod folgen. Man verhindert sie aber daran, entwaffnet, trennt sie, ihres heftigen Widerstandes ungeachtet, von dem

Geliebten und führt sie auf der einen, beßgleichen den sterbenden Manilius auf der andern Seite ab.

Ein Tanz, welchen die frohlockenden Gallier über die Niederlage des Senates anstellen, beschließt das Ballett.

Ende des zweiten Aufzuges.

(Der Beschluß folgt.)

Plantlaquaatlapatli's Zeitung.

Der polnische Juden-Schächter und seine christliche Anonima aus Sachsen.

Ein Sendschreiben an den Herausgeber.

(Beschluß)

(Man sehe Seite 124.)

Wirklich hatte das jüdische Dienstmädchen nicht unrecht, alles zu glauben. Denn bald nachher nahm sich der Schächter (wahrscheinlich aus Furcht, von ihm verrathen zu werden) die Freiheit, das Juden-Mädchen nach Kahlands Hofe bringen zu lassen. Bei der ersten Abhörung dräng sich die christliche Wamsfell selbst zum schwören auf und — schwur freich weg. Das arme Juden-Mädchen

bekam vor Schreck convulsivische Zufälle und fiel von einer Ohnmacht in die andere. Kaum hatte es einige Tage in Arrest gesessen; so kam es ohne etwas zu bezahlen, wieder heraus. Natürlich war darüber niemand froher als das Mädchen. Es eilte zu seiner Herrschaft, fand aber schon ein anderes Dienst-Mädchen. Anfangen konnte es mit der Herrschaft nichts, weil sie ja ohne Dienst-Mädchen nicht seyn konnte. Indessen stellte dieses den Schächter auch noch nicht zufrieden. Diese Unzufriedenheit entdeckte sich bald von selbst. Denn an demselben Tage kam der Klepper im Nahmen aller Aeltesten mit der Nachricht: das Mädchen sollte binnen zwei Tagen aus Berlin. Und sollten sie wohl denken, würdiger Mann, daß die Aeltesten kein Wort davon wußten? \*)

Jetzt kann man sich leicht vorstellen, daß das unglückliche Mädchen ganz außer der Fassung kam.

## N 2

\*) Wenn die Aeltesten, welches dem Einsender gern auf sein Wort geglaubt wird, keine Silbe davon wußten; so verdient allerdings der Klepper einen tüchtigen Auspußer.

Durch des Kleppers Betragen und Zudringlichkeit kam es in eine solche Lage, daß Steine sich hätten erbarmen mögen. Das arme Mädchen bat, flehte. Aber des Kleppers Schluß blieb fest. Das Mädchen soll fort! Menschlichkeit, Menschlichkeit sind dies deine Rechte? — Was weiß der Reiche, welcher sich ohne Sorgen in seinem Feder-Bette herumwälzen kann, wie sehr der Unterdrückte um einen Blissen Brod seufzt?

Wenn die Aeltesten wirklich eingestimmt hatten, dieses vor dem Gerichte unschuldig befundene und erklärte Mädchen dennoch so zu verfolgen; so müßten in der That die Temperamente der Aeltesten eben so rauh wie die gegenwärtige Witterung seyn! Da ich aber die Aeltesten alle sehr genau kenne und zwar zum Theile mit ihnen nahe verwandt bin; so bin ich überzeugt, daß nicht allein sie, sondern auch der brave Ober-Rabbiner Hirschel nicht den allermindesten Antheil an diesen Verfolgungen haben.

Das Mädchen ward so sehr verfolgt, daß es wirklich bei der so unangenehmen Witterung aus



der Stadt mußte. Weh, weh solchen Verfolgern und Seegen, Seegen solchen Unschuldigen! \*)

Was aber den Schächter mit seiner christlichen Mamsell Anomina betrifft; so bleibt es ausgemacht; daß diese beide dem Mädchen den Weg zum Unglücke bahnten, und wenn es auf unrecten Wegen, vielleicht trostlos ohne einen Wissenbrot herum irrt, so ist es ganz ausgemacht, daß der Schächter und die Mamsell Anomina die Quelle davon sind. Sollte nicht jeder brave Mann über solches Verfahren zurück schauern? —

Hier haben Sie mein Herr eine wahre Schilderung dieser pohnischen Gefinnungen. Nicht allein sie, sondern auch jeder unpartheische Mann wird sich das Beste herausnehmen. \*) Wie vielen

### N 3

\*) Bei solchen Umständen verdient der Klepper keinen Auspußer, sondern nachdrückliche Abndung. Und, wenn er mit solchen Menschen keine Rücksicht hat, wie kann Er sie denn begehren?

Tlantlaquatlapatli.

\*\*) Ganz gewiß. Denn diese Geschichte gibt einen herrlichen Beitrag zu dem menschlichen Herzen. Wehe aber dem, welchen sie trifft.

Tlantlaquatlapatli.

Frevels sich der Polacke schuldig gemacht hat, läßt sich sehr leicht erklären. Er brachte das unschuldige Mädchen um eine brave Herrschaft, brachte seinen guten Ruf in Verdacht, bewies öffentlich, daß er der christlichen Mamsell aus Sachsen mehr vertraute als seinen eigenen Glaubens Genossen, veranstaltete den Arrest, (welcher zwar mißlang, indem seine Klage nebst Zeugnisse der Mamsell Anonima aus Sachsen nicht so kraftvoll war, das Juden-Mädchen gänzlich zu vernichten.) endlich eine solche abscheuliche Verfolgung, wodurch wirklich das jüdische Dienst-Mädchen die Stadt räumen mußte.

Meine Absicht zu dieser Bekanntmachung ging nicht dahin: der Ehre des Schächters und seiner christlichen Anonima zu nahe zu treten; sondern ihm vielmehr, welcher wahrscheinlich in Polen nicht die Lehren, die zum wahren Zwecke führen, genoß, öffentlich zu melden: daß er 3 Stücke zu beherzigen habe: 1) Befördre die Liebe deines Nächsten. 2) Sey nicht rachsüchtig. 3) Bäume nicht auf die Trümmer der Ruinen deines Feindes glänzende Palläste.

Beherzigte diese drei Punkte die Menschheit, ehe sie handelte, so würde sie nicht so oft in gefährliche Schlingen fallen. Sind sie, mein lieber Herr Tlantlaquatlapatli nicht auch der Meinung

Ihres

ganz ergebensten

J. D. Anonimus?

### Niederträchtiger Streich eines Töpfer-Gesellen in der Jerusalemer Kirche.

Einige Professionisten hielten ihre Mädchen (welche etwa 8—10 Jahre sind) fleißig zur Kirche an. Die Kinder gehorchten auch zuerst mit Vergnügen ihren Aeltern. Nach und nach aber zeigten sie dazu keinen wahren Hang mehr. Die Aeltern fragten um die Ursache. Das älteste Mädchen schämte sich das, was ihm begegnet war, zu entdecken. Endlich erfolgte nach vieler Mühe das Geständniß: daß es zwar gern in die Kirche gegangen wäre, ging aber deswegen nicht mehr gern hinein: weil immer unter dem Gesange ein Kerl in ihren Stuhl steige, zuerst mit ihnen spasse,

hernach seine Hosen aufmache und scandaleuses Zeug triebe.

Raum hatte dieses das Mädchen gesagt, so sah sogleich der Alte, wo diese Niederträchtigkeit hinaus-  
 lief, ging zu seinem Freunde, dessen Tochter mit  
 der Seinigen in einem Stuhle sitzt, erzählt den  
 Vorfall und beide Väter wurden einig; ihre Kin-  
 der in die Kirche zu schicken, versprachen aber zu-  
 gleich, daß sie nachkommen wollten. Die Väter  
 hielten Wort und trafen den Kerl wirklich bei ih-  
 ren Kindern in der Jerusalemer Kirche. Auf der  
 Stelle setzten sie diesen Verführer zu Diebe, indes-  
 sen hatte er Gelegenheit, sich zu empfehlen. Die  
 Väter suchten nachher den Kerl auf und fanden  
 ihn endlich in der neuen Kirche abermahls bei ei-  
 nem Mädchen. Jetzt nahmen sie ihn ernsthaft  
 vor und schleppten ihn mit zu einem Prediger.  
 Dieser las ihm den Text, stellte ihm seine Verbre-  
 chen, welche er zugab, vor, und vermahnnte ihn auf  
 das beste. Von dem Prediger schieden sie ausein-  
 ander. Auf dem Wege wurde es den Vätern wie-  
 der leid, daß sie diesen Menschen nur mit einer  
 bloßen Prediger-Vermahnung hätten von sich ge-  
 hen lassen, denn diese würden ihn doch nicht be-  
 sse-

fern. Sogleich faßten sie den Entschluß den Kerl noch einmahl aufzusuchen und ihn alsdann den Gerichten zu übergeben. Kaum thaten sie dieses, so begegnete ihnen dieser Mensch zufälliger Weise. Die Väter säumten nicht lang und führten ihren Vorsatz aus. Der Polizei-Inspector benahm sich bei diesem Vorfalle sehr exact und äußerte, daß man vorzüglich über solche Verführer wachen müsse. Natürlich wurde dieser Mensch, welcher ein Töpfer-Geielle und schon etwas bei Jahren ist, in die gehörige Verwahrung gebracht. Das artigste war, daß er bei dem ersten Verhöre alles leugnete. Indessen sind alle Beweise gegen ihn!

Daß die guten Väter wahrscheinlich aus Eifer für das Wohl ihrer Kinder, etwas zu rasch handelten, bleibt ausgemacht. Denn solche Thaten wollen schlechterdings oft die genaueste Ueberführung. Besser würden sie gethan haben, wenn sie dem Kerl etwas mehr Zeit gelassen hätten.

Daß die That scheußlich ist, wird kein ehrlicher Mensch bezweifeln. Tlantlaquatlapatli denkt sich nicht leicht etwas niederträchtigers als das Herz eines unerfahrenen Mädchens zu vergiften und seinen Weg gleichsam mit Wollust zu

pflästern. Solche Menschen, solche Verführer der Jugend sind der Menschheit ein wahrer Greuel, verdienen die schärfste Züchtigung und dafür wird das Polizei-Directorium ganz gewiß sorgen.

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berühmten Schlächter-Knecht's, Straßen-Räubers und Mörders, Johann Christian Lenz.

(Zweite Fortsetzung.)

(Man sehe 107tes Stück, Seite 161.)

Als man Lenz überführte, daß dieses des Sonnabends vor dem Morde und am ebendenselben Abend, wo er mit den beiden Tagelöhnern Schmidt und Matthes auf eben diesem Wege gesprochen hätte, geschehen wäre; so nahm er endlich dieses für Wahrheit an. Nun behauptete er: Er sey von Stolpe nach Oranienburg gegangen, aber etwas vor der Stadt, wo ihn der letzte Zeuge Abends gegen 10 Uhr ungefähr gesprochen hätte, eingekehrt und doch noch um 10 Uhr in Börgow eingetroffen. Ob ihn gleich die Schenk-Wirthinn aus Börgow mit ihrem Sohne überführte, daß sie

ihn um diese angegebene Zeit, Nachts um 10 Uhr, mit keinem Auge in ihrer Schenke gesehen hätten; ob er gleich selbst die Lage der Schenke nicht einmal bestimmt angeben konnte; so beharrte dessen ungeachtet Lenz auf seiner Aussage.

Die Ehefrau des Schiffers Lindemann sagte Lenz in das Gesicht: daß sie ihn an jenem Sonnabend gegen Abend bei der Lehnitzschen Brücke, als wenn er von Oranienburg käme, gesehen hätte, Lenz aber stritt es ab und versicherte: daß dieses durchaus nicht möglich seyn könnte; denn damahls wäre er von Berlin nach Havelhausen gegangen.

Aus diesem ergibt sich, daß Lenz eine dreifache Reise, Kutsche angab. Die erste: von Berlin über Stolpe gerade nach Bützow. Die zweite: von Berlin über Folge, Havelhausenbrücke, beinahe vor Oranienburg und dann nach Bützow. Endlich die dritte von Berlin gerade nach Havelhausen.

Fehlen konnte es daher gar nicht, daß durch diese Abweichungen und durch die von ihm geschehenen Widerlegungen einer schon durch zwei Zeugnisse ausgemittelten Wahrheit, der Verdacht ge-

gen ihn, nicht in Bögrow gewesen zu seyn, sich sehr vermehren mußte. Auch noch folgende Umstände läugnete er frisch weg.

Die hochschwängere Frau des Scharfschützen Zimmermanns beschwor: daß Lenz einige Tage nach dem Morde im Döllenschen Krüge einmahl übernachtet und bei seinem nach Hause Gehen einen Hund gekauft hätte.

Der Soldat Carl, Prinz Ferdinandschen Regimentes, erkannte Lenz sogleich, für denjenigen, welcher Sonnabend Abends vor dem Morde nach Oranienburg gekommen wäre: sich einige Zeit nachher in der Gegend des Posthauses hätte aufgehalten und etwa eine Viertelstunde vor dem Abgehen der Post wieder zu dem Thore hinaus marschirt sey.

Lenz hingegen bekannte: er hätte einige Tage vor dem Morde in dem Dorfe Klein-Mitz seine Reche, welche 3 Groschen ausmachte, nicht bezahlt, dafür aber seine Pfeiffe zum Unterpfande gelassen. — Und doch hat er Sonntags früh vor dem Morde eine Geld-Kasse von einigen 30 Thalern um den Leib gehabt,

Die beiden Bürger (Man sehe das letzte Stück S. 165) aus Oranienburg, welche mit Lenz an



diesem Tage von Vohlefang nach Kremmen fuhren, geben die Schwere dieser Geld:Kage ungefähr auf 100 Thaler an. Lenz läugnete dieses und behauptete: seine Pfelße hätte er damahls zum Unterpfande statt des Geldes bloß deswegen gegeben, weil er einen halben Louisd'or; welchen er auf den Tisch geworfen, nicht wollte wechseln lassen.

Diesen Vorfall hat indessen Lenz auf die Vorstellung der Schenkwrthinn aus Klein:Nuz in der Folge für richtig erklärt.

Bis jetzt aber fruchteten alle Ermahnungen zu einem offenherzigen, wahrheitsvollen Bekenntnisse auch nicht das geringste. Endlich an dem 3ten August nach der Confrontation \*) mit der Linde:

\*) Ungeachtet Tlantlaquarlapatli kein Freund der lateinischen Wörter ist, so mußte er doch dieses Substantiv wie das folgende stehen lassen. Bekanntlich ist Confrontatio eine solche gerichtliche Handlung, in welcher man einen Zeugen in das Gesicht des Beschuldigten stellt. Dieser aber bekräftiget alles dasjenige, was sonst der Beschuldigte gesagt oder behauptet hat. — Natürlich erklärt Tlantlaquarlapatli dieses Substantiv denjenigen, welche es noch nicht verstehen.

manninn beehrte Lenz den Inquirenten \*\*) den Herren Cammergerichts : Rath Straßburg allein zu sprechen. Kaum war dieser mit ihm in dem Gefängnisse, so entdeckte Lenz: er sey nicht unschuldig, wolle auch alles gestehen, nur möchte man seinen Vater (diesen hatte er unter den vorgeladenen Leuten bemerkt) entlassen. Dieses geschah. Jetzt legte Lenz das Bekenntniß ab. Er wisse von dem Verbrechen. Nur einer wäre der Hauptthäter. Dieser hieße Schild-Pfeffer, sey aber jetzt todt.

Bei Lit, an der schwedischen, pommerschen Gränze hätte er sich, als er eben arretirt werden sollte, in das Wasser gestürzt und erlauft. Da dieses Geständniß Lenz vor dem ganzen besetzten Gerichte zu wiederholen versicherte; so wurde er darauf in die Verhörstube zurückgebracht. Hier wiederholte er dasjenige, was er schon bei dem Herren Cammergerichts : Rath Straßburg geäußert hatte:

\*\*) Unter einem Inquirenten versteht man eine solche Person, welcher man den oder jenen geschehenen Vorfall zu untersuchen aufträgt.

Er wäre nicht unschuldig und hätte auch hülfsreiche Hand geleistet.

Darauf versprach er, nicht wieder umzukehren; nur bäte er sich bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit aus, indem er sich erst gehörig fassen und sammeln müsse. Zuletzt wiederholte er die Bitte seinen Vater und Verwandten betreffend. Denn ihr Abdruck sey ihm unerträglich. Alsdann wurde er in das Gefängniß zurückgeführt.

Kaum war der folgende Tag erschienen; so wurde auch Lenz vernommen. Vor allen Dingen versicherte er, daß alle bisher eingezogene Personen an diesen Mordthaten auch nicht den mindesten Antheil hätten, und behauptete: der schon angezeigte Schild-Pfeffer wäre der einzige Hauptthäter gewesen. Dieser Mensch hätte ehedessen in Oranienburg ein Haus besessen, und dieses hernach verkauft. Nachher aber wüßte er nicht, wo er hin gerathen wäre. In der Nacht von dem 13ten auf den 14ten Junius sey ihm dieser Schild Pfeffer, nachdem er vorher mit Schmidt und Matthes gesprochen, zufälliger Weise nicht weit von Oranienburg begegnet. Nach verschiedenen gewöhnlichen Fragen hätte er ihm umzukehren zugeredet.

Denn es kam jetzt eine Gelegenheit, bei welcher man etwas verdienen könnte und sie daher nicht unbenußt vorbeilassen müßte.

Als man Lenz wegen dieser Gelegenheit näher befragte, so fuhr er fort. Schild-Pfeffer hätte sich anfänglich, wie er es von ihm wissen wollte, nicht herausgelassen, sondern nur gefragt: ob er nicht ein Schlächter-Messer bei sich hätte? Man würde es brauchen können. Jetzt merkte er zwar, daß Schild-Pfeffer auf unerlaubten Wegen glüge, ließ sich aber verleiten und folgte. Dießseits der Savelhäuser Brücke hatte er etwas entfernt einen Wagen bemerkt und dem Schild-Pfeffer ein Messer reichen müssen. Hernach wären sie mit einem kleinen Burschen, welcher hinter dem Wagen ging, in das Gespräch gekommen.

(Die Fortsetzung ganz gewiß künftigen Dienstag.)

---

# Chronic von Berlin,

oder

## Berlinsche Merkwürdigkeiten.

### V o l k s b l a t t.

---

110tes Stück.

Berlin, 12. den Januar. 1790.

---

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berühmten Schlächter-Knechtes, Straßen-Räubers und Mörders, Johann Christian Lenz.

(Dritte Fortsetzung.)

(Man sehe 108 und 109tes Stück, Seite 200.)

Schild-Pfeffer sey darauf mit diesem Durschen zurückgeblieben, bald aber wieder gekommen mit der Erklärung: der Junge wäre schon über die Seite gebracht: Er möchte nur die Pferde umlenken. Dieses hätte er gethan; Schild-Pfeffer aber wäre aus den Wagen gesprungen und nach einigen Augenblicken mit dem Postillon wieder herunter gefallen, hätte aber schon vorher dem schlafenden Schirr-

meister einen Schlag an den Kopf gegeben. Ob einer von den Ermordeten Stiche bekommen, könne er nicht bestimmen. So viel erinnere er sich noch, daß keiner einen Laut von sich gegeben hätte. Nachdem er mit Schild-Pfeffer den todten Schirmmeister von dem Wagen geworfen; so wären sie über Borgsdorf und Pinnow, links ab vor der Mordstelle in die Pinnowsche Haide gefahren. Hier entdeckten sie einen Fleck, welcher zum Verscharren des Geldes am bequemsten schien, hätten wirklich 3 ganze Fässer mit Gelde verscharrt. Die 5 übrigen Fässer aber mit Füßen zertreten, die Beutel mit dem Gelde zu zwei bis drei Stücken an verschiedene Stellen vergraben. Wie viel Schild-Pfeffer von dem Gelde genommen, wisse er nicht. Er selbst aber hätte 10 Thaler in 6 Pfennigen aus einem Beutel gehohlet.

Da an dem folgenden Tage Lenz seiner Mütter und Verwandten vorgestellt werden sollte; so verbat er dieses auf das flehendste und versprach, desto eher das ungeheuchelte und aufrichtigste Bekenntniß abzulegen. Jetzt gestand er dem Inquirenten, Herren Cammergerichts-Rath Straßburg, den jüngern Wegßler allein mit einem Feldsteine

an den Kopf geschmissen zu haben, daß dieser ohne sich weiter zu besinnen und ohne, den mindesten Laut sogleich niedergestürzt wäre.

Als man ferner Lenz befragte, ob nicht auch die zwei Andern von seiner Hand ermordet wurden? so änderte er schnell wieder seine Aussage und behauptete, daß nicht er, sondern Schild-Pfeffer den jüngern Wegner erschlagen, er hingegen hätte dem Schirrmmeister nur die Stiche beigebracht. Wie aber der Postillon um sein Leben gekommen sey, könne er selbst nicht recht sagen.

Schild-Pfeffer hätte ihn ermordet, dabel blieb er.

Bei dem folgenden Verhöre fügte Lenz seinem Geständnisse noch hinzu: er hätte zwar dem Schild-Pfeffer sein Messer, welches auf der Mordstelle gefunden worden, gezeigt; Schild-Pfeffer hätte ferner nach einem Schlächtermesser gefragt, dieses sogleich von ihm zurückgehalten und ehe er (nemlich Lenz) mit ebendemselben Messer den Schirrmmeister erstochen, habe er mit einem Steine, welchen er schon bei Havelhausen zu einem solchen Behufe in Händen gehabt, den Kopf eingeschlagen. Während dieser Zeit hatte sich Schild-Pfeffer über den Postillon gemacht, und gesagt auch: daß der

Postillon wirklich Schnitte und Stiche gehabt; so mußten dieselben von Schild-Pfeffer mit seinem eigenen Messer geschehen seyn. Indessen besann er sich: daß er dem Schild-Pfeffer, nach dem er vorher mit dem Schirmmeister fertig gewesen wäre, sein Messer gereicht hätte.

Jetzt traf man die Anstalten, diesen Schild-Pfeffer noch auszuspähen. Während dieser Ausspähung verfügte sich die Commission mit Lenz nach der Mordstelle, ließ ihn dieselbe genau ansehen und durchsuchen und vernahm ihn alsdann über diese That auf das Neue. Lenz zeigte die Plätze der Ermordeten, welche schon mit Niseln bezeichnet waren, und wiederholte auch hier seine schon gethane Aussage doch mit dem Zusätze: daß er schon jenseits der Havelhäuser Brücke den Mord mit dem Schild-Pfeffer verabredet und sich dort mit ihm Steine dazu aufgesucht hätte. Nach diesem Vorfalle führte man Lenz in die Pinnowsche Halde. Hier zeigte er diejenigen Stellen, auf welchen das Geld verscharrt gewesen war, an. Lenz fand selbst zuerst einen Beutel unter einem Birkenbusche: dadurch gab er auch selbst Anleitung von neuem auf dem Flecke, auf welchem man die



ersten 4000 Thaler gefunden hatte, nachzusuchen. Seine Behauptung, daß sich neben dem Kasse auch ein verscharrter Beutel befinden müsse, traf richtig ein. Denn diesen fand man auf dem angegebenen Flecke, dergleichen an mehreren Orten noch so viel, daß die Summe der wieder gefundenen Gelder 934 Thaler ausmachte. Zuletzt zeigte Lenz noch verschiedene Stellen an; man suchte nach, fand aber nichts.

Bei der abermahligen Vernehmung über diese Thaten, blieb Lenz bei diesem Bekenntnisse und versicherte, daß er auf die Wahrheit desselben leben und sterben wollte. Auch wiederholte er nach der Besichtigung des Messers, welches auf der Mordstelle gefunden war, daß es eben dasjenige sey, mit welchem er dem Schirrmeister die Stiche beigebracht hätte.

Was den Schild-Pfeffer betraf, auf welchen Lenz so viele Schuld geworfen hatte, so wurde dieser wirklich in Potsdam gefunden. Nach vorhergehender, umständlicher Vernehmung, welche schon zu seinem Vortheile ausfiel, stellte man ihn dem Lenz vor: Vor dieser Handlung aber hielt Inquirent, der Herr Cammergerichtsrath Straß-

burg, dem Inquisiten Lenz in dem Gefängnisse seine unwahrscheinliche und so oft abgeänderte Aussagen nochmals vor. Die sanfte Ermahnungen zu einem ungeheuchelten Bekenntnisse bewogen endlich Lenz einzugestehen:

Daß er den Mord der Personen und die Veraubung der Post ganz allein und ohne die mindeste Beihülfe ausgeübt hätte,

Dieses freiwillige Bekenntniß gelobte er vor dem besetzten Gerichte zu wiederholen, daher wurde er vorgeführt und dem Schild-Pfeffer unter die Augen gestellt. Lenz erkannte ihn sogleich als einen ehemaligen Bewohner von Oranienburg und sprach ihn augenblicklich von seiner Beschuldigung los. Weil sich weder bei den Nachrichten, welche man von Schild-Pfeffers Lebenswandel einzog, noch sonst ein Verdacht gegen ihn zeigte, außer der Angabe: bei jedem heftigen Affecte die fallende Sucht zu bekommen; so wurde er in der Folge seines Arrestes entlassen.

Nun legte Lenz folgendes Bekenntniß ab.

„ Wahr ist es, daß ich die ganze That einzig  
 „ und allein begangen habe. Wirklich war ich  
 „ Willens den Sonnabend Abend, nachdem ich

„ mit dem Sucrow, Schmidt und Matthes  
 „ gesprochen hatte, nach Oranienburg zu gehen.  
 „ Als ich aber nahe vor der Stadt das Dör-  
 „ Haus erreichte; so kam mir schon die Post ent-  
 „ gegen. Der verdeckte Haupt-Wagen fuhr eini-  
 „ ge Schritte vor dem Bei-Wagen. Neben die-  
 „ sem gingen die beiden Wegener. Hier gab mir  
 „ der böse Geist ein: \*) Die Gelegenheit zu der  
 „ Heute nicht aus der Acht zu lassen. Deswegen  
 „ gesellte ich mich zu beiden Wegener und ließ  
 „ mich mit denselben in ein Gespräch ein. Von  
 „ dem Jüngsten hörte ich; daß so und soviel Fä-  
 „ ser mit Gelde auf dem Wagen wären und er  
 „ wohl eines davon haben möchte. Bei dem  
 „ Scheunen-Bau würde dieses gar herrlich zu  
 „ staten kommen. “

„ Statt nach Oranienburg zu gehen, folgte  
 „ ich dem Beiwagen immer nach. Während des  
 „ Gespräches faßte ich den Vorfaß, mich des Gel-

\*) Tlanlaquatlapanli erinnert sich noch der Aussage  
 einer Kinder-Mörderin. In der ersten Zeit läug-  
 nete sie ihre That frisch weg, endlich verrieth sie  
 sich durch ihre zweideutige Reden selbst. Ihre  
 Haupt-Entschuldigung war. Der Teufel hätte  
 sie geritten!

„ des zu bemächtigen, es geschehe auf diese oder  
 „ jene Art. Auch glaubte ich meinen Vorsatz  
 „ desto eher ausführen zu können, weil der  
 „ Schirrmeister ausgestreckt auf dem Wagen lag  
 „ und recht fest schlief.“

„ Als wir bei dem Wirths-Hause an der Ha-  
 „ velhäuser Brücke vorbei fuhren; so steckte ich ei-  
 „ nen Feldstein, welcher an dem Thorwege lag,  
 „ in meine Tasche und begleitete die beiden We-  
 „ gener durch die Halde bis bald an den Aus-  
 „ gang derselben. Hier suchte ich den jüngsten  
 „ Wegener, welcher sich Feuer anzuschlug, in eini-  
 „ ger Entfernung von dem Wagen zu halten. Als  
 „ dieser ungefähr 50 Schritte voraus gewesen  
 „ war; so gab ich ihm mit einem Feldsteine einen  
 „ solchen Schlag an den Kopf, daß er augenblick-  
 „ lich mit dem Steine in den Graben stürzte. Ich  
 „ sprang nach, versetzte ihm mit eben demselben  
 „ Steine noch einen Schlag und dergestalt, daß  
 „ er keinen Laut mehr von sich gab, auch sich nicht  
 „ einmahl bewegte “ \*)

\*) Dieses Geständniß beweiset, daß von allen dem,  
 was der Verfasser in seiner authentischen und  
 ausführlichen Lebens-Beschreibung Seite 2

„ Nun ging ich dem Wagen nach und fand den  
 „ ältern Wegener noch nebenher gehen. Ich  
 „ sprach verschiedenes mit ihm. Auf die Frage,  
 „ wo denn sein Bruder bliebe? antwortete ich:  
 „ der wird schon nachkommen. Dieses war am  
 „ Ende der Halde. Hier gab ich dem Postillon  
 „ mit dem nehmlichen Feldsteine einen Wurf an  
 „ die linke Seite des Kopfes bei dem Ohr: dieser fiel,  
 „ ohne einen Laut hören zu lassen, zu Boden. "

„ Hierauf sprang ich auf den Wagen, gab dem  
 „ schlafenden Schirrmeister mit eben demselben  
 „ Feldsteine zwei Schläge in den Kopf und ver-  
 „ setzte ihm mit dem Messer einige Stiche in den  
 „ Leib und in die Brust. Alsdann sprang ich hin-  
 „ ten von dem Wagen herunter, lenkte die Pfer-  
 „ de links um, in den Lehnitzschen Weg, ließ  
 „ sie in diesem fortgehen, ging wieder zu dem  
 „ Postillon, übte an ihm die Stiche und  
 „ Schnitte, welche ich aber einzeln nicht mehr alle

D 5

und 24 gemeldet hat, nicht das geringste überein-  
 stimmt. Und doch behauptet der Verfasser: es  
 sey alles Wahrheit. Sonderbar!

Uantlaquatlapatli.

„ angeben kann aus, zog den Postillion abwärts in  
 „ das Korn, lief dem Wagen in dem Lennitzschen  
 „ Wege wieder nach, zog den Schirmmeister her,  
 „ unter und warf ihn in die Haide, wo noch  
 „ Sträucher aufgeworfen liegen.“

„ Nach vollbrachter That fuhr ich mit dem  
 „ Wagen links in den Schleifweg nach Borgs-  
 „ dorf und über Pinnow in die Haide. Hier  
 „ verscharrte ich das Geld mit eigener Hand und  
 „ ohne alle Hülfe. Die 3 ganz gebliebenen Fässer  
 „ nahm ich von dem Wagen herunter und wälzte  
 „ sie immer vor mir her, bis an das Loch, wo  
 „ man sie wieder gefunden hat. Die übrigen 5  
 „ Fässer zertrat ich auf dem Wagen theils ganz,  
 „ theils stieß ich mit dem Fuße den Boden ein,  
 „ Die Beutel verscharrte ich an verschiedenen  
 „ Stellen bis etwa auf 50 Thaler. Diese nahm  
 „ ich aus einem Beutel und steckte sie zu mir.“ \*)

\*) Eben diese Lenzsche Aussagen stimmen mit dem,  
 was der Verfasser in seiner ausführlichen Le-  
 bens-Beschreibung Seite 26 und 27 äußerte,  
 nicht überein. Von selbst versteht es sich; daß  
 man in solchen Fällen mehr dem Inquisiten als ei-  
 nem solchen Verfasser glaubt.

Uantlaquatlapatli.

Diesem Bekenntnisse blieb Lenz in der Folge durchaus getreu. Bei der Special Inquisition änderte er nur noch die Umstände: daß er schon vorher, ehe er dem Schirrmeister die Stiche beibrachte, die Pferde in den Lehnitzschen Weg gelenkt und während dieser Handlung denselben erstochen hätte. Von dem Postillon aber hohlte er noch nach: er hätte, als er ihn in das Korn schleppte, noch gezappelt.

In Rücksicht seines Aufenthaltes vor und nach der That, der Zeit, da er den Vorsatz gefaßt, und des Planes zu seinem nachherigen Leben gab überhaupt Lenz noch folgendes an,

Donnerstags vor der That wäre er in Zehdenick gewesen und wollte sehen: ob er nicht durch den Bleihandel etwas verdienen könnte. Damals hätte er schon kein Geld gehabt: indessen verdiene man bisweilen auch dadurch etwas, daß man den Schlächtern Vieh nachweise. Die Nacht auf den Freitag habe er in Mühlenbeck zugebracht und Freitags gegen Abend wäre er nach Klein-Nitz gegangen. Hier hätte er die Nacht auf den Sonntabend geschlafen, auch sey es andern, daß er seine Zechе mit 3 Gr. wegen gänzlichen

Mangel des Geldes nicht hätte bezahlen können. Sonnabend früh wäre er von Klein-Mutz über Neu-Holland auf Oranienburg jedoch hinter der Stadt weg und den ganzen Tag über in der Hitze umher gegangen, in der Pinnowschen Gegend aber, wo ihn die beiden Weiber gesehen haben wollten, sey er nicht gewesen. Entweder die beiden Weiber hätten sich geirrt, oder dieser Umstand wäre seinem Gedächtnisse gänzlich entfallen.

Gegen Abend sey er durch Lehnitz gekommen. Daselbst hätte ihn die Lindemannin gesehen. Von da habe er seinen Weg nach Zavelhausen brück genommen. Schon in Klein-Mutz wäre in seinem Herzen der Gedanke, auf Raub auszugehen, aufgestiegen, und es wäre ihm schon so gewesen, als wenn er einen Mord begehen sollte und müßte. Auf die Post von Oranienburg nach Zehdenick habe er indessen in Klein-Mutz nicht gelauret. Zwar müßte er gestehen, es gewußt zu haben; daß die Post von Oranienburg nach Zehdenick dicht bei Klein-Mutz vorbeiführe, doch habe er schon seit einiger Zeit das bei dem Morde gebrauchte Messer in Papler gewickelt, bei sich getragen.



Was seine räuberische Absichten beträfe; so wären diese erst nach der Zeit bei ihm erwacht. Diese hätten am Sonnabend bei seinem Umherlauffen mit jedem Augenblicke zugenommen. Mit diesen Mord-Gedanken wäre er wirklich nach Oranienburg marschirt. Auf diesem Wege hätte er zwar mit dem Sucrow, Schmidt und Matthes gesprochen, daß er einen blauen Rock getragen und dem Matthes sollte gesagt haben: er warte auf einen Einspänner, wisse er nicht.

In Oranienburg hätte er sich gar nicht aufgehalten, sondern wäre bloß bei dem Posthause vorbei und dann wieder zu dem Thore hinaus gegangen. Möglich könnte es daher seyn, daß er von dem Soldaten Carl gesehen worden wäre. Vor dem Posthause habe er gehört, daß der Schirrmeister ein Bund Stroh auf den Wagen zu legen bestellte, weil er müde sey und schlafen wolle. Nicht weit von der Stadt habe er auf die Post gelauert und den Haupt-Wagen vorbeifahren lassen. Bei dessen Vorbeifahren hätte er erst drei Personen auf dem Neben-Wagen bemerkt. Kaum wäre der junge Wegner abgestiegen, so hätte er gesagt: daß sie lauter Geld geladen und der Schirr-

Meister fest schlief. Das erste Werkzeug zur Tödtung der Personen habe er wirklich erst bei Savelhausen aufgenommen.

Nach der Verscharrung des Geldes in der Pinnöw'schen Haide wäre er sogleich von hier über Velten und Mörwitz, durch Bötzow nach Vehlesanz gegangen, wo ihn auch die beiden Bürger (man sehe das vorige Stück S. 165.) aus Oranienburg angetroffen und bis Kremmen mitgenommen hätten. Eine falsche Angabe der Wächterinn Gröthinn und des Tagelöhners Albert sey es: daß er an diesem Morgen zwischen 5 und 6 Uhr bei Savelhausen vorbeigelaufen wäre: denn nicht weit von Velten hätte er sich noch bei einer Brücke die blutigen Hände ab, und einen blutigen Fleck an dem Knie ausgewaschen; auch wäre er gar nicht wieder über Savelhausen gekommen.

Von Kremmen habe er sogleich seinen Weg über Leimberg nach Hausen genommen und daselbst von dem Sonntage auf den Montag auf einem Heuboden übernachtet. Montags sey er an Zehdenick vorbei nach Wesensdorf gegangen, Dienstags nach GroßDöllen. Hier hätte er einen Hund gekauft. Von GroßDöllen wäre er

Mittwochs darauf nach Geiswald in der Uckermark. Donnerstags aber bis Prenzlau. Von da aus wäre er Freitags mehrere Dörfer und Städte durchzögen, endlich Sonntags in Stettin eingingetroffen.

In Stettin hätte er sich einen blauen Rock bestellt, sich nach Damm begeben, daselbst den angeblichen Schlächter-Gesellen Wolfram angetroffen und von ihm, gegen das Versprechen, ihm seinen alten Rock zu geben, die falsche Kundschaft mit der unausgestellten Beilage erhalten. Wolfram habe ihn auch nach Stettin zurückbegleitet und den alten Rock von ihm bekommen. Wo nach der Zeit dieser Wolfram hingekommen wäre, könne er nicht bestimmen.

Von Stettin sey er auf den Dörfern in der Uckermark umher gewandert, habe auch die Städte Pasewalk, Brüssens, Prenzlau und Treptow berührt, nirgends aber weder Raub noch Seelen-Ruhe empfinden können; endlich wäre er nach Demmin in Pommern gerathen.

Jenseits Treptow wäre er einem Menschen begegnet, dieser hätte ihn bis nach Demmin begleitet und mit ihm die dortige Schuster-Herberge be-

sucht. In dieser habe er einen lahmen Schlächter-Gesellen, welcher Christoph hieß, getroffen und er sich zugleich erinnert, diesen Christoph in Berlin schon gesehen zu haben. Eben dieser hätte ihm zugeredet: Bei den Schlächtern in Demmin den gewöhnlichen Zehr: Pfennig zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit wäre er durch einen Meister für die Wittve Erhard gedungen worden und auch bis den Sonnabend vor seiner Gefangennehmung geblieben. Alles hätte er damals hervorgesucht, sein böses Gewissen einzurwiegen, hätte gebetet und gesungen, wäre aber alles umsonst gewesen. Daher sey er von Demmin weggegangen, mit dem Vorsatz, sich in Berlin selbst anzugeben. Dieser Vorsatz hätte um so mehr in seinem Herzen die Oberhand behalten, weil er gehört, daß so viele Menschen selnetwegen eingezogen und doch alle unschuldig wären.

(Die Fortsetzung ganz gewiß künftigen Sonnabend.)

---

# Chronik von Berlin,

oder

## Berlinsche Merkwürdigkeiten.

V o l k s b l a t t.

---

IIItes Stück.

Berlin, den 14. Januar. 1790.

---

Ein schön geistliches Befehrungs-Lied, welches Johann Christian Lenz in seinem Gefängnisse singt.

Nach der Melodie:

(Wer nur den lieben Gott läßt walten.)

Wie schrecklich sind nicht meine Sünden,  
Die ich mit Vorsatz' all' beging!  
Ach was für Qual muß ich empfinden  
Für das, was ich mich unterfing.  
Wie marternd ist nicht diese Pein,  
Ein Mörder so, wie ich, zu seyn!

Sonst hatte ich die frohesten Stunden  
 Durchlebt von meiner Jugend auf;  
 Hatt' nichts als Seelen Ruhe empfunden,  
 Kein Laster hemmte meinen Lauf.  
 Ich blieb Gott brünstig zugethan  
 Und flehte ihn demüthig an.

Da aber ich nach Lasteren schliche  
 Mit mörderischer heißer Gier,  
 Ich von dem Schöpfer leider wiche;  
 So wich er gänzlich auch von mir:  
 Denn Lasterthaten sind fürwahr  
 Dem Herrn ein Greuel immerdar.

Und eh' ich noch begann zu wanken;  
 So gab der böse Geist mir ein  
 Die menschentödtenden Gedanken  
 Und sucht' behülfslich mir zu seyn.  
 Nun fühlte ich in meiner Brust  
 Zum Mord' und Diebstahl' größte Lust.

Drei Menschen bracht' ich um das Leben,  
 Entwandt das Königl. Geld;  
 Bemüht' mich eifrig zu bestreben,  
 Es zu verbergen vor der Welt.  
 Nahm etwas für den Unterhalt  
 Und dann entfernt' ich mich sehr bald.

Dem Cain gleich irr' ich an Oerter  
 Beständig flüchtig hin und her  
 Als ein verruchter Dieb und Mörder,  
 Verfolgt von dem Gewissen sehr.  
 Die Hände rauchten da und hie  
 Vom Blut', das stets um Rache schrie.

Jetzt kehrt' ich um, mich anzugeben,  
 Daß ich allein das Scheusal bin,  
 Das dreien Menschen schönes Leben  
 Entriß mit mörderischem Sinn':  
 Eh' ich noch kam an Ort und Stell'  
 Wurd' ich entdeckt Blitjeschnell.

Das immer rächende Verhängniß,  
 Das, wie ich's leider längst verschuld,  
 Bracht' in Berlin mich in's Gefängniß  
 Und hatt' anhaltende Geduld.

Noch herrscht' in mir der böse Feind,  
 Der lügend ächzte, stöhnt' und weint'.

Raum überwand den Feind ich glücklich;  
 So folgte ich des Richters Rath;  
 Gestand ihm jezo augenblicklich  
 Das offenerzig, was ich that.  
 Nach dem Geständniß fühl' mein Herz  
 Schon nicht mehr solche Angst und Schmerz.

Der Stab ward endlich ganz gebrochen,  
 Zu sterben durch des Todes Rad:  
 So war das Urtheil mir gesprochen,  
 Das ich gerecht fand in der That.  
 Denn der, wer Menschen Blut vergeußt,  
 Muß wissen, was Bestrafung heißt.

Ich dank', Monarch, für Deine Gnade,  
 Die mir als Mörder Du bew. eßt,  
 Daß Du mich nicht im höhern Grade  
 Den Todes-Strafen überließt!  
 Wer' Aeltern, Freunde, herzlich  
 Ein Vater Unser noch für mich!

Gott, Ewiger! Erbarm dich meiner!  
 Laß mich nicht fühlen Ach und Weh!  
 Dein Wille ist es, daß nicht einer  
 In Zukunft ganz verloren geh'.  
 Du bist die Güte selbst! Nur Du  
 Bestrafst, erhörst, schenkst ew'ge Ruh'!

---



## Inhalt und Vorstellung der Oper Brenno.

(Beschluß.)

(Man sehe 108 und 109tes Stück.)

## Dritter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Schöner Garten, Platz im Pallaste Suburbano mit Statuen, Ruhe - Sizen, Springbrunnen u. s. w. Ostilia verwundert sich, daß sie Fabius selbst Brennus Armen überliefern will. Fabius versichert, daß er, wenn nur die Hoffnung zur Rettung des Vaterlandes, daß sie Brennus Gemahlinn würde, übrig bliebe, daß er hernach als Römer gern sterben wolle. Darauf will er gehen, kehrt wieder um, drückt den tiefsten Schmerz in einer Arie aus und geht ab.

## Zweiter Auftritt.

Ostilia kämpft mit sich selbst über den Schritt, welchen sie thun soll. Brennus kommt mit der Selbstwache dazu und fragt an, was er zu hoffen hat? Ostilia erwiederte, daß, da die Gefahr des Vaterlandes auf das äußerste gestiegen wäre, die

ses der einzige Weg sey: auf welchem sie Brennus besiegen könnte.

### Dritter Auftritt.

Ostilia wiederholt: daß wenn Rom noch einmahl durch Brennus in Frieden käme, so wär sie sein. Während dieses Geständnisses kehrt Fabius zurück, hört Ostilia's letzte Rede und erinnert sie; daß sie Brennus nichts versprechen, sondern verabscheuen soll: denn er fühle kein Mitleid, wälze sich in seinem Blute, ließ alle Senatoren ermorden, triebe seinen Muth auf das äußerste, indem die Feinde unbegraben da lägen und zur Speise der Raben dienten.

### Vierter Auftritt.

Cleantes erscheint mit Zelinde in Kriegerstracht und mit herabgelassenem Helme, und stellt Brennus Zelinde als teutschen Krieger vor.

Zelinde fragt, warum er von Brennus gefordert würde?

Brennus antwortete: Daß er die Ursache wissen möchte, warum er zum Vorthelle der Gallier zu Felde ging, und sich unterstände seine Thaten zu schmälern.

Zelinde erwiederte: daß davon die Treue allein der Haupt-Quell wäre.

Brennus verwundert sich darüber und fragt wer es sey?

Zelinde weicht dieser Frage aus versichert dagegen, daß er ihm jederzeit treu geblieben wäre.

Brennus staunte und rief; treu? weil er Ostilia zur Flucht verholfen hätte?

Zelinde blieb dabel: daß auch diese Flucht die Pflicht der wahren Treue gewesen sey.

Ostilia konnte sich daraus nicht finden.

Sabinus vermuthet ein Geheimniß.

Cleantes aber hält alles für einen Verrath, welcher vor Brennus geheim gehalten werden soll.

Brennus glaubt selbst, daß alles, was Zelinde sagte, leere Ausflüchte wäre, und er dadurch seine Schuld vergrößere: statt Stolz sollte er Reue zeigen.

Zelinde erwiederte: daß sie wohl bereue, jemahls ihn mit Waffen gedient zu haben: denn zu ihrer Rache sollte sie gegen ihn die Waffen ergreifen. Denn er sey doch nichts als Verräther! Ein Undankbarer! Ein Betrüger und Tyrann!

Sabinus verwundert sich.

Ostilia desgleichen.

Cleantes reizt aber.

Brennus wird unwilliger und ruft zu der Waise. Wohlan!

Zelinde fällt ein, zeigt das Schwert, will sich von selbst entwaffnen und es darreichen. Wollte er überdies seinen Tod, so wäre ihm dieses keine Strafe, aber desto mehr Wohlthat. Doch erst soll er ihn erkennen und dann ihn tödten. (Darauf rückt sie den Helm in die Höhe und gibt sich zu erkennen.)

Brennus erschrickt.

Ostilia und Fabius werden sehr überrascht.

Cleantes aber wundert sich, Brennus verlassene Geliebte hier zu erblicken.

Brennus ist noch halb versteinert. Jetzt erfolgt ein Quintett. Ostilia und Fabius freuen sich. Brennus wankt. Cleantes tröstet. Alle vermuthen noch wichtigere Folgen und gehen nach dem Quintette sämmtlich ab.

### Fünfter Auftritt.

Ein Zimmer im Pallaste Suburbano.

Sulpicius trauert und ruft die Götter an, sich doch über Rom zu erbarmen.

Cleantes erscheint: sieht das Sulpicius zum Vorthelle der Feinde betrübt ist und versichert ihm Lohn solcher Tugend, darauf erklärt er ihm: daß nicht Brennus den Tod der Senatoren befohlen, daß nur auf seinen (Cleantes) Befehl die Soldaten nur morden und die Flamme um sich greiffe. Zugleich setzt er noch hinzu: Rom fiel bald, suche er Mitleid, so oll er sich an andere wenden.

Sulpicius geräth gleichsam ganz außer sich, und versichert ihm in einer Art, daß er das größte Ungeheuer wäre und will ellend ak. Ostilia begegnet ihm während des Abgehens und hält ihn auf.

### Sechster Auftritt.

Ostilia fleht Sulpicius um Hülfe und Rache, denn Rom müsse dem Sturm, selbst Fabius noch unterliegen.

Sulpicius antwortet trostlos: daß sie den Brennus auffuchen, und seine Hand annehmen soll: eine andere Hülfe für Rom wäre nicht mehr übrig. Sie möchte nur ihre Neigung vergessen und ihr Herz bezwingen.

Ostilia fühlt natürlich über diesen Rath den größten Zwang und Schmerz.

Cleantes verwundert sich spöttisch: daß sich zu Roms Errettung ein römisches Herz so langsam entschlesse. Alle andere Mittel wären fruchtlos: Dann sah man, daß die römischen Helden auch Leidenschaft beherrschten.

Ostilia erwidert dawider kalt: daß sie seine Denkungs-Art gar nicht befremde.

Sulpicius fragt um ihren Entschluß.

Ostilia entschließt sich nach einem heftigen Kampfe, sich für Rom aufzuopfern, drückt dieses in einer Arie aus und geht ab.

### Siebenter Auftritt.

Sulpicius staunt über Ostilia's Tugend. Auch für ihn blieb keine andre Hoffnung übrig als gemeinschaftlich zu retten oder zu fallen. Mit diesen Gefinnungen geht Sulpicius an seine Bestimmung.

Cleantes bleibt allein, will diesen Muth beneiden — ersticket aber sogleich wieder diesen Gedanken und denkt, dafür nur an Rache. Nimmt sich

vor, daß alle Römer unterliegen sollen, wiederholt diese Rache in einer Urie und geht ab.

### Achter Auftritt.

Großer offner Säulengang mit der Aussicht auf einen großen Theil der Stadt. Dieser steht in Flammen. Allenthalben sieht man Zerstörung und Römer in der Entfernung fliehen.

Sulpicius mit gezogenem Schwerte und römischen Soldaten ermuntert seine Römer, die Flamme zu dem targeischen Hügel zu verhindern. Indem er abgeht, kommt Fabius von der andern Seite aber so, daß keiner den andern sieht.

Fabius hofft noch einen Weg zu finden, aber die schnelle um sich verbreitende Flamme setzt ihn außer Stand und geräth darüber in tiefen Gedanken.

Ostilia nähert sich ihm, sucht ihn gleichsam aus seinen Gedanken zu erwecken. Fabius aber hört sie nicht, wirft seinen Mantel ab und sich sogleich in die Flamme.

Ostilia ruft die Götter um Fabius Erhaltung an.

Brennus erscheint mit der Leibwache. Ostilia bittet ihn, Rom den Frieden zu geben und reicht ihm die Rechte und will niederknien.

Brennus verhindert sie.

### Neunter Auftritt.

Zelinde in weiblicher Kleidung. In der Ferne sieht man die Flamme stets wachsen, die Gebäude zerstören, Römer fliehen, andere sie einhöhrend, Gefechte; ferner Gallier, welche Feuer und Zerstörung vermehren.

Zelinde erklärt Brennus, daß sie zum letztenmale vor ihm erscheine. Sie lege die Waffen nieder und eile von dannen. Sie erlasse ihm jedes Versprechen. Was für eine Gemahlinn er auch bekäme; so sollte er nur daran denken, daß nicht in Italien ihm der Himmel den Thron bereite. Er möge der Götter Verheißung nicht vergessen, der Himmel rief ihn gegen den Pol, dort, in jener heelster Fluth, wo Teutonen und Germaner sich badeten, einen neuen Staat zu begründen.

Brennus erwacht darüber gleichsam aus einem Traume.



Ostilia bestätigt Zelinde's Bitte, Rom den Frieden zu geben und in fernen Gegenden den Thron zu errichten.

### Zehnter und letzter Auftritt.

Cleantes mit gezogenem Schwerte im Gallischen Gefolge in der Ferne, wundert sich, daß die Seinigen vor Fabius allen fliehen wollen und spricht ihnen Muth zu, eilt, ohne Brennus und die andern zu bemerken, auf die Stadt zu. Fabius kömmt zwischen den Flammen hervor, Cleantes bahnt sich auf diese Art einen Weg durch die Gallier, welche Cleantes folgten: diese umringen ihn, Fabius will sich wüthend bis zu Brennus dringen, verliert aber sein Schwert.

Brennus ruft zu, daß man Fabius Leben ehren soll. Indem tritt Sulpicius auf, erklärt: daß alles verloren sey. Er bäte nur von Brennus den Tod.

Brennus erstaunt über alles dieses Betragen und ruft aus: Fabius würfe sich zur Rettung Rom's in die Flamme. Sulpicius begehre von ihm den Tod. Ostilia vergaß das Vaterland,

Zelinde verlasse den Ungetreuen ohne Vorwürfe: Er, Brennus, nur er wäre unter allen den Helden allein der Niedrige — doch wollte er es nicht bleiben und fühle dazu nicht diesen Hang. Die Verheerung nehme jetzt ein Ende (spricht er zu der Wache) die Flamme werde gelöscht. In Fesseln bleibe der Tribun nicht mehr. Rom erhalte den Frieden und Freiheit wieder. An Fabius gäbe er die schöne Ostilia, Zelinde aber erhalte seine Hand und sein Herz. Und dann wollten sie vereint dahin eilen, wo der Himmel ein Reich für sie bereite. Ein frohlockender römischer Chor beschließt, (Die Hauptbemerksungen und Veränderungen sollen nach der zweiten Oper folgen.)

### Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

Mehrere Bürger sprachen schon in ihren Tagelagen über die Pocken-Inoculation und wünschten wie und auf welche Art diese Geschichten in den Gang gekommen wären. Da nun die Blattern oder Pocken in dem vergangenen Jahre 1789 so viele Menschen in Berlin hinweggerafft hatten und leider noch hinweggraffen; so hielt es Tlaxtlacuatlapatli für Pflicht, die Geschichte der Pocken-

Inoculation zusammen zu tragen und sie seinen Bürgern vorzulegen.

Erinnern muß er aber noch vorher, daß er sie für die Bürger und keine medicinische Gelehrte schreibt. Denn diesen sagt er nichts neues, aber jenen destomehr, weil die Wenigsten die Gelegenheiten haben, solche Gegenstände zu lesen, noch mehr die Haupt-Quellen zu bekommen.

Bekanntlich zeichnete sich ehemahls jedes Volk durch gewisse Züge und Haupt-Neigungen vor andern sehr aus: Da es sich ohne Unterschied mit den entferntesten Völkern vermischte; so war es ganz natürlich, daß sich manche feine unterscheidende Schattirungen verlieren mußten. Dieser Fall traf hier ein, als sich die Vermischung unserer besondern Seuchen mit Fremden und die Wirkung der allgemeinen Ausbreitung der mehrsten einzelnen Krankheiten vergrößerten, vorzüglich auch diejenigen, welche wahrscheinlich keiner unmittelbaren Anlage ihre Entstehung zu danken haben.

In diesem Verstande muß man es nehmen, wenn die Rede ist: daß neue Krankheiten auf der Erde entstanden sind, welche ehedessen nicht allgemein beobachtet wurden. Denn außer den

Uebeln, welche eine gewisse Zusammenfügung von Umständen gleichsam erst erzeugten, dürfte es schwerlich eine Krankheit geben, welche nicht, ehe sie den Eingang in eine fremde Gegend fand, von undenklichen Zeiten her ein gewisses Land eigenthümlich besessen hätte. Aus diesem, welches als die erste Quelle anzusehen war, erhielten die Krankheit die benachbarten, alsdann die entferntesten Provinzen, nach Verhältniß der zunehmenden menschlichen Geselligkeit und wurden gleichsam damit angefüllt. Indessen suchte man durch vorthellhaftere Verfügungen hier und dort die tödtlichen Wirkungen solcher Ursachen so lange zu hemmen, bis endlich eine unglückliche Richtung zu einer neuen Ueberschwemmung das Zeichen gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

II2 und II3tes Stück.

Berlin, den 16. Januar. 1790.

---

T a g e b u c h

des

Königl. National-Theaters in Berlin.

(47te Fortsetzung.)

September. 1789.

Etwas über Frankenberg's Leben, Verdienste  
und Character.

(Beschluß.)

(Man sehe 103 und 104tes Stück.)

In seiner Krankheit betrug sich unser Frankenberg als Christ. Er litt geduldig und hoffte ganz auf die Gnade desjenigen Wesens, welches ihn schon vor seiner Bildung gekannt hatte.

Diese Seelen- und Gemüths-Ruhe, welche er auf seinem Kranken-Bette äußerte, war der stärkste Beweis, daß ihn kein böses Gewissen verfolgte.

Raum erfuhr das Publicum Frankenberg's Unpäßlichkeit, so fragte es häufig nach seinem Befinden und trauerte, wenn es keine angenehme Botschaft erhielt: die Volks-Stimme war: Es ist schade für Frankenberg! Einen solchen Künstler und zugleich braven Mann bekommen wir so bald nicht wieder. Und seine Stelle bei dem National-Theater werden wir gewiß lange, lange vermissen!

Auch unser Vielgeliebte Friedrich Wilhelm der Zweite ließ sich nach Frankenberg erkundigen. Denn er genoß die Gnade, sich auch seine Aufmerksamkeit zugezogen zu haben. Allerhöchst derselbe wünschte diesen Sänger noch nicht so zeitig zu verlieren.

Mehrere Aerzte bemühten sich, Frankenberg die Gesundheit wieder zu geben. Unter diesen zeichneten sich vorzüglich die Königl. Leibärzte, die Herren Meyer und Selle, dann der Herr Hofrath Heim aus. Wäre es möglich gewesen, ein morsches menschliches Gebäude in den vorigen Zu-

stand zu versehen: so hätten es ganz gewiß diese würdige Männer möglich gemacht. Aber, aber! Wenn die Natur der Pflanze die Kraft ganz benimmt, welcher Gärtner ist noch in dem Stande ihren Wachsthum zu befördern? — —

Alles wurde zu seiner Erhaltung angewandt, allein die Vorsehung hatte es einmahl beschlossen, ihn zu sich zu nehmen. Sein Weib pflegte seiner, so gut es geschehen konnte und war vorzüglich auf die größte Reinlichkeit ihres Mannes bedacht. Diese Handlung ist freilich kein Verdienst, sondern strengste Pflicht. Auch hatte es wohl schwerlich ein Weib diese Handlung auszuüben mehr nöthiger, als eben Madame Frankenberg: denn kein Sterblicher wird sein Weib inniger lieben, ihm mehr opfern können, als es unser Frankenberg gethan hatte. Sagemeister, vorzüglich als dramatischer Dichter und philosophischer Kopf bekannt, kam wenig von seinem Krankenbette. Er erfüllte die letzte Pflicht als Freund. Eine traurige Pflicht! Indessen gereicht sie Sagemeister zu einer desto größern Ehre, weil bekanntlich in solchen Fällen die sogenannten Freunde ausbleiben. Folglich

zeigte er hier einen sehr edlen Zug seines theilnehmenden Herzens.

Gegen das Ende der Krankheit fiel Frankenberg in eine gleichsam anhaltende Phantasie. Ob seine feurige Einbildungskraft schon sehr ermattet war; so stellte sie ihm noch diejenige Gegenstände, mit welchen er sich zuletzt auf der National-Bühne beschäftigt hatte, vor. Seine Sinne behielt er, bis wenige Augenblicke vor seinem Tode. —

Das wäre es, was wir über Frankenberg's Leben, Verdienste und Character sagen können. Wir geben alles für nichts vollständiges, sondern nur für Etwas aus. Man kann es als Beiträge zu einer etwa künftigen vollständigen Lebens-Geschichte ansehen und benutzen. So viel dürfen wir indessen die Leser versichern, daß alles das, was wir von unserm jetzt verklärten Freunde aufschrieben, Wahrheit ist.

Ihr, Eheuersten, die ihr Frankenberg unter die Zahl der Freunde einst aufgenommen habt, ihr werdet uns Dank wissen; daß wir dem Würdigen ein kleines Todten-Opfer brachten.



Ihr aber, ihr Intoleranten und Schwachdenkenden, die ihr, ungeachtet unsere Zeiten so aufgeklärt sind, doch noch so manches Vorurtheil gegen die Schauspieler äußert und sie mit Verachtung lohnt, lernt aus dieser kurzen aber wahren Lebensgeschichte: daß man in jedem Stande ein rechtschaffener und verdienstvoller Mann seyn kann.

### Leichenstein.

Wisse, Wanderer,  
daß derjenige,  
welcher unter diesem Hügel ruht,  
hieß:

Franz Frankenberg.

Salzburg in Baiern war seine Vaterstadt  
und  
der 25te Julius 1760 der Tag seiner Geburt.

Als Knabe  
schon gewann ihn der Fürst wegen seines  
musicalischen Talentes lieb.

Er wurde  
in der catholischen Religion erzogen  
und zu dem geistlichen Stande bestimmt: die

Macht der Tonkunst aber siegte über sein Herz  
und er überließ sich ihr auf ewig.

Als Sänger

erwarb er sich in seinem 18ten Jahre zu  
Wien die Aufmerksamkeit

Joseph des Zweiten.

In Wien

heirathete er eine Waise aus dem Geschlechte  
von Castelli.

und

zeugte mit ihr fünf Kinder, wovon  
noch die älteste Tochter ein  
8jähriges Mädchen  
lebt.

In seinem

19ten Jahre betrat er die Bühne als  
Schauspieler zu Wien, begab sich nach Prag,  
blieb daselbst ein Jahr, ging alsdann nach Wei-  
mar, genoß die Schule eines unerschöpflichen Wie-  
lands und folgte nach einem 2jährigen Aufenthalte  
dem Rufe als Sänger zu dem National-Theater  
nach Frankfurt am Main und Mainz. Nach einem  
4jährigen Aufenthalte führte ihn das günstige Schick-

sal nach Berlin. Den 7ten August 1788 trat er  
zum erstenmahl als Stößel in dem Apo-  
theker und Doctor auf. Auch bei  
uns erwarb er sich

die

Gnade und Aufmerksamkeit

Friedrich's Wilhelm's des Zweiten

und

den Beifall des ganzen Berlinschen Publici.

Nicht nur fing er an, ein

Guter Schauspieler

zu werden, zeichnete sich als ein

Großer und sanftrührender Sänger

aus; sondern war, welches das vorzüglichste ist,

Ein aufgeklärter Catholik.

Ein rechtschaffener Mann.

Ein vortreflicher Gesellschafter.

Ein wahrer Menschenfreund.

Ein Liebling des Publici.

Ein zärtlich liebender Ehemann.

und

Ein treusorgender Vater.

Am

13ten August sahen, bewunderten und beklatsch-  
ten wir ihn als

Osmia

in

Belmonte und Constanze

zum letztenmahle.

Ein

Gallenfieber verscheuchte seine Gesundheit

und ein Faulfieber entzog ihn leider

uns den 10. September 1789,

Morgens gegen 4 Uhr in einem

Alter von 29 Jahren 6 Wochen und 5 Tage.

Seine Leiche

wurde den 11ten September, Nachmittags gegen

5 Uhr auf dem römisch: catholischen Kirch-

hofe beigesetzt. Die meisten Mitglieder

folgten und verrichteten die letzte

Freundschafts: Pflicht.

Weih' Wanderer

Seinem Andenken

eine Thräne,

denn er war dein Bruder;

Denke :

Die Vorsehung nahm ihn uns  
so zeitig, weil wir

Ihn

nicht länger mehr werth wären ;

Denke :

daß so, wie Ihm, wenige gleichen  
und wünsche,

daß alle Mitglieder seyn mögen, wie  
Frankenberg gewesen war.

Blümchen

auf

Frankenberg's Grab.

Trauern wollen wir, daß Gott den müden  
Baller bald zur ew'gen Heimat rief?  
Klagen, daß er sanft mit Himmels-Frieden  
An der Hoffnungs-Quelle froh entschlief?  
Folget nicht nach dem Hinbrüten  
Zwischen Zeit und Ewigkeit —  
Folgt nicht auf erstarrte hingewelfte Blüthen,  
Die der Nord-Wind längst zerstreut,

Auf die Saamenkörner, die wir einst hienieden  
Mit der Segens-Hand gestreut; —  
Frucht und Aernte für die Unermeßlichkeit?

---

### Plantlaquatlapatli's Zeitung.

Stras über die Ausstellung der Gemählde.

(Man sehe 99 und 100stes Stück Seite 41.)

(Beschluß der Austheilung der Preise.)

Der sechste Preis von 150 Thalern für das beste Blumenstück, wurde zwar dem Herren Schulze wegen Colort, Wahrheit und Gefälligkeit in der Darstellung mit 18 Stimmen zuerkannt; da indessen seine Arbeit nicht in Termino erschien; so erhält derselbe für diesemahl nur 100 Thaler.

Der siebente Preis von 100 Thalern für das beste Portrait bekam der Mahler Herr Franke für Num. 36 wegen der vorzüglichen Wahrheit im Ausdrucke und Fleisse in der Ausführung mit 11 Stimmen.

Das Gemählde war das Portrait eines alten Mannes im grauen Roquelaure. Er sitzt, hält in

der Linken einen Stab, in der rechten Hand aber ein kleines Mädchen, dieses steht neben dem Greise und hat seinen Huth in Händen.

Der achte Preis von 100 Thalern für die beste Zeichnung von eigener Erfindung bekam Hr. Jacob Karstens für Num. 80, welches den Sturz der bösen Engel vorstellt, wegen des großen Stils und der lebhaften Einbildungskraft, die in dieser Zeichnung herrscht mit 13 Stimmen zugetheilt und er erhält diesen Preis, wenn er sich rechtsfertigen kann, daß er das Stück in der bestimmten Zeit selbst verfertigt hat, und sich in dem hiesigen Lande etabliren und bleiben will.

Was die Preise der Bildhauer betrifft, so wurde der eine von 100 Thaler für die beste Gruppenfigur oder Basrelief dem Herren Bettkober (in der Beschreibung der Mahlereien aber wurde er als Ungenannter angegeben: vermuthlich nannte sich der Künstler aus Bescheidenheit nicht,) für Num. 233, wegen fleißiger Bearbeitung und guter Nachahmung der Natur mit 10 Stimmen zuerkannt.

Das Modell bestand in einer vaterländischen Gruppe, welche den verstorbenen Generalfeldmars

schall von Schwerin darstellte, wie er seine Ländereien verbessernd, mit dem linken Arme auf einen Eichbaum gestützt, einen Riß zu einem Gebäude nachdenkend in der Hand hält. Zur Rechten hinter ihm sitzt sein Schutzgeist und bewahrt die Waffen, indem er sich mit der Linken auf das Schwerinsche Wappen stützt und mit der Rechten ihm die Feldkrone überreicht. Hinter der Figur ist die bezeichnende Fahne angebracht, welche das Verdienst des Helden um sein Vaterland verkündigt.

Weiläufig verdient noch angemerkt zu werden; daß der Pommerische Ritterschafts-Director Herr Graf von Schwerin, jetziger Besitzer jener Ländereien dieses Denkmahl in Sandstein gearbeitet zur Ehre des Feldmarschalls in Schwerinsburg öffentlich aufstellen läßt.

Von dem andern Preise ebenfalls von 100 Thälern für die beste Gruppen Figur u. s. w. erhielt die eine Hälfte der Herr Bildhauer Woy mit 8 Stimmen für Num. 237 ein sitzender Pluto mit dem Cerberus in Gyps, wegen des Styls und Ausdrucks.

Was die Kupferstecher betrifft, so bekam Herr Berger der jüngere für Num. 165 den Tod des



Major von Kleist nach Chodowiecki wegen guter Ausarbeitung und Treue in der Nachahmung seines Vorbildes zwar 6 Stimmen; da aber dieses Stück gegen die Vorschrift des Publicandi bloß in punctirter Manier bearbeitet worden, so erhält der Verfertiger desselben nur 50 Thaler.

Herrn Kupferstecher Meno Haas wurde für Num. 148: Die Verstoßung der Sagar nach G. Flinck wegen seines Talentes und wegen des Guten im Grabstichel, der Preis von 200 Thalern mit 11 Stimmen zu erkannt: und erhält ihn, sobald er sich als Innländer legitimiren kann.

Den Preis von 50 Thalern für die beste Bignette oder Titel-Kupfer bekömmt der Herr Vicedirector Chodowiecki mit 6 Stimmen für Num. 13: 3 Bignetten zu Eleonore, einer Romange von Bürger wegen der Wahrheit im Ausdrucke.

Den Preis von 50 Thalern für den besten Holzschnitt erhält Herr Unger mit 12 Stimmen für Num. 69: Die Weiber von Weinsberg wegen der Ausführung und Vollendung in seiner Arbeit.

Diese Preise-Austheilung wurde öffentlich bekannt gemacht und zugleich gemeldet, daß die Pers-

eiplenten die ihnen zuerkannte Prämien den 1ten November 1789 bei dem academischen Rendanten, geheimen Bergsecretair Louis gegen Quittung in Empfang nehmen können.

---

Bei der vorjährigen Ausstellung wurden bekanntlich ebenfalls Prämien ausgetheilt. Sämmtlichen Personen, welchen die Preise zuerkannt waren, wurde auf dem academischen Sahle eine Mahlzeit gegeben: daselbst erhielten sie die Prämien, welche in selbeneden Korbchen lagen, aus den Händen Ihrer Königlischen Hohetten der Prinzessinnen Friderike und Wilhelmine.

Bei solcher Aufmunterung, solcher Unterstützung! Wer sollte da nicht eifern? Wirft man zugleich einen Blick auf die jüdische Nation, so wird sich gleichfalls jeder Menschenfreund freuen, daß er auch bei der diesjährigen Ausstellung abermahl mehrere jüdische Jünglinge, welche die größte Anlage zu Künstlern äußerten, bemerken könnte.

Einer Nation, welche vor Jahrhunderten der Nahme Künstler gänzlich unbekannt gewesen war, jetzt aber sich nach und nach hervor thut, aus ei-

genem Erlebe für die Kunst so eifrig arbeitet, einer Nation gereichen solche Fortschritte zu der größten Ehre. Eben so sehr verdient sie Schutz und Unterstützung. Und mehrere werden künftig in ihrem Vaterlande eben so brauchbar als andere Künstler werden.

Ehe Tlantlaquatlapatli diesen Gegenstand schließt, so erlaube man ihm noch einige Bemerkungen.

So glänzend auch die Ausstellung dieses Jahr gewesen seyn sollte und könnte; so fehlte doch noch manches, welches hätte besser beobachtet werden können. Vorzüglich, dünkt mir, versahen etwas diejenigen Herren, welche die Ausstellung zu besorgen haben. So bemerkte man z. B. die unbedeutendsten Gegenstände neben den Arbeiten der größten Künstler.

Auf diese Art wird das Auge des Kunstverständigen sehr getäuscht und leicht auf Abwege geführt. In der That, behauptete die Fama, wären bei dieser Ausstellung wichtige Stücke entweder gar nicht oder gar ganz hintenan aufgestellt worden.

Neben Cuninghams Meister Arbeit (auf welche er bekanntlich einen Preis erhielt) setzte man

in Octav eine Darstellung, welche unsern Vielgelebten Friedrich Wilhelm den II. vorstellen sollte. Wird eine solche Arbeit neben Cuningham nicht noch schlechter?

An einem Sonntag (den 25ten October 1789) gerieth zufälliger weise Tlantlaquatlapatli in den Laden des Materialisten Pitschky, welcher in der Leipziger-Straße wohnt. Einige Feldwebel des Friedrichschen Regimentes fällten Urtheile über die Ausstellung. Ja, sagte der eine, da gab ich 4 Gr. aus und ging nach der Ausstellung. Glaubst du lieber Bruder, daß ich die ganze Hochkirch'sche Geschichte, wie ich ihr einst beigewohnt, so ganz natürlich gemahlt gesehen habe? Ja, hohl mich der Geler! Die Stelle, auf welcher ich als Gemeiner gelegen, wo ich die Blessur bekam, o die schöne Stelle! (Hier war dem alten braven Soldaten das Weinen näher als das Lachen) Ja, fuhr er bald darauf fort, da war auch neben an ein Stück in Pflack Seide gemacht, welches unsern so guten König vorstellen sollte! Nein hohl mich der und der! Das ganze Stück war keinen Schuß Pulver werth!

Dieses war die Stimme keines wirklichen Kunst-Erfahrenen! Wie wird nun die Stimme eines Künstlers lauten?

Eben so ging es mehreren Dilettanten. Ihre Stücke sah man hinter einer hölzernen Brücke und einem Thor-Modelle. Fehlt es der Académie am gehörige Räume, diese Stücke in Gips als Schirme vor, die hinter ihnen ausgestellten Stücke zu stellen? denn jeder, welcher die hintern Stücke sehen wollte, mußte in der That befürchten, er stößt Gips-Modelle um und zerbricht sie. — Das heisset den Zeichner verachtet. Schlechterdings muß es ihn ärgern, unbedeutendere Gegenstände den Seinigen sich vorziehen zu lassen.

Auch von verschiedenen andern Meistern blieben dieses Jahr manche Stücke aus. J. B. von Darbes, Meil's, Portrait-Mahler Krüger (denn diesem setzte man im vorigen Jahre ein schönes Kniestück bei Seite, daher lieferte er diesmal gar nichts) und noch mehrere. —

Einstimmig heisset es: der Künstler kommt auf die Académie, bringt seine Arbeiten, der Herr Professor Erhard nimmt sie ihm ab und schreibt sie in das Buch ein. Kommt nun der Künstler und

läßt sich das Verzeichniß geben; so findet er entweder gar nichts von seinen Arbeiten oder die besten sind bei Seite, die schlechteren dafür zur Schau ausgesetzt. Natürlich lernt dadurch das Publicum den Künstler nicht allezeit auf eine vortheilhafte Art kennen.

Daß der Minister nichts davon weiß, versteht sich ohnehin: Melden muß man es aber dem patriotischen und sonst so Künste schätzenden Manne, daß er andere Maßregeln treffen läßt: daß er die Befehle gibt, in Zukunft für die Brücken, Thore, Modelle, Monumente u. d. gl. in Gips oder Holz ein eigenes Zimmer zu wählen und die Zeichnungen, Gemälde u. s. w. welche einlaufen, dem Publico nicht so vorzuenthalten.

---

### Der zerstreute Juden-Schächter. Erbärmlicher Tod des Juden Marcus aus Lissa.

Sendschreiben an den Herausgeber.

Freuen muß ich mich, unter meiner, der jüdischen Nation solche Männer zu finden, welche immer weitere Aufklärung befördern, auf die dum-

men verdrehten jüdischen Volks-Lehrer nicht achten und zu der Bekanntmachung niederer Handlungen das ihrige beitragen. Aber auch eben so groß ist meine Freude, wenn ich Männer sehe, welche in ihren Schriften edle und unedle Handlungen meiner Nation vortragen. Dadurch beweisen sie ihre Unpartheillichkeit, so wie Sie, mein Herr, diese längst bewiesen haben.

Nehmen sie dafür den wärmsten Dank und zwar im Namen mehrerer meiner Nation, welche sich es zur Pflicht gemacht haben, ihnen die interessantesten Vorfälle zur Einrückung ihrer beliebigen Volks-Schrift mitzutheilen.

Zuerst kann ich ihnen versichern, daß dasjenige, was von dem Juden-Schächter und seiner christlichen Wamsfell (man sehe 103 u. 104, 108 u. 109tes Stück) berührt wurde, reinste Wahrheit ist. O ich muß den Mann, welcher ihnen diese scandalöse Vorfälle des Juden-Schächters überschickt hatte, meinen Bruder nennen. Denn auch keine Silbe sieht einer Lüge nur ähnlich. In dem Gegentheile ist alles ein Beweis, daß man nicht mehr so an den talmudischen Symbolen hängt, son-

bern alles aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet.

Mit einem Worte: alles verhält sich so, wie sie es haben abdrucken lassen. Dieser Schächter erwarb sich ein bißchen Geld, will sich darauf etwas zu gut thun und seine Nebenmenschen für gar nichts achten. —

Bekanntlich untersuchte doch der Criminal-Richter Hr. v. Hoff als ein unpartheiischer Richter alles auf das genaueste, fand das jüdische Dienstmädchen ganz unschuldig; und doch, doch brachte es der Schächter so weit, daß vielleicht seiner christlichen Mamsell aus Sachsen zu gefallen, ohne Vorwissen der Obrigkeit, ohne Vorwissen der Oberland-Ältesten, des Rabbliners, durch Verabredung des Kleppers, das arme Mädchen aus der Stadt wie eine Verbrecherinn verwiesen ward.

Verfährt man so mit einem ehrlichen Menschen? Heckt ein pohlnischer Juden-Schächter solche Sachen aus, welcher ganz tolerant seyn sollte, welcher nach seinen Gesetzen, wenn er nur einem Ochsen tiefer in die Gurgel schneidet, schon einen Fehler begeht, und der Ochse sogleich trepha erklärt wird?



Wie lächerlich es überhaupt ist, mit dem tief oder nicht tief einschächten bei diesem Schächter, kann jedes Kind begreifen. Wenn man von der Liebe so eingenommen wurde, daß man für den liebenden Gegenstand seine eigene Religion in die Ecke gleichsam wirft, und selbst einem christlichen Liebchen zu gefallen, ein jüdisches Mädchen in das Verderben stürzt, so muß wahrlich die Liebe gewiß so heftig seyn, daß man in Zerstreuung wohl gar einen Ochsen anstatt in die Gurgel zu schneiden, ihn in das Maul schneidet. — Wenn nun der Ochsen Schächter die Gedanken nicht beisammen hat, kann er nicht eher einen Fehlschnitt thun? — Als ein fremder Polacke sich in Berlin solche Freizeiten zu nehmen! ! ! —

Die Geschichte ist ja jetzt so bekannt, daß man sie in ein wahres Stadt-Mährchen verwandelt hat. Dessen ungeachtet will man diesen polnischen Liebabber noch so hinschleichen lassen. Der Klepper, dünkte ich doch, sollte wohl als ein gebobrner Berliner mehr Uneigennuß besitzen! Wie kann er so vorschnell ohne Vorwissen der Aeltesten so eigenmächtig handeln? Womit will er sich entschuldigen? Muß man nicht auf allerlei Gedanken gerar-

then? — Manche fremde Juden, welche schon Jahre lang hier sind, läßt er in der Stadt, ein armes unschuldiges Mädchen aber — o pfui, pfui über ein solches Betragen! — Wer sieht nicht daraus, daß das elendeste Interesse damit verknüpft seyn muß? —

Glauben Sie mir, mein Herr, daß alles so ist, wie ich es ihnen meldete. Nach noch genauerer Erkundigung zog ich wirklich sogar die gewisse Nachricht ein: daß das Mädchen sowohl bei dem alten, als auch bei dem jungen Herren Tzig gewesen war; diese beiden braven Männer aber antworteten, daß sie nichts von dem ganzen Vorfalle wußten, indessen wollten sie zu helfen suchen. — Da aber ihre Verfolger Wind bekamen, so ging alles den Krebsgang. Man brachte das Mädchen, ehe es noch Genugthuung erhalten konnte, schon aus der Stadt hinaus. Weil es vorschützte, eine Ehren-Erklärung haben zu müssen, so ertheilte ihr der Klepper eine geschriebene, daß sie sich ehrlich und redlich u. s. w. betragen hätte. Und doch hat er, das Mädchen aus dem Thore gejagt! \*);

\*) Ganz vortrefflich! Eine ganz neue Art jemand aus der Stadt zu bringen. Wäre es dem Ein-

O daß ich es nicht eher wußte! daß ich jetzt erst erfahre: der Klepper wäre bei des Mädchens Herrschaft gewesen und hätte mit ausdrücklichem Befehle der Aeltesten der Herrschaft verboten, das Mädchen mit Gefahr der Verbannung nicht wieder in das Haus zu nehmen. Wahrlich sind dies größte Eingriffe in die Rechte. Der Herrschaft blutete gleichsam das Herz, das Mädchen so unschuldig leiden zu sehen. Sie glaubte des Kleppers Wort, findet sich jetzt betrogen; findet, daß die Ober-Aeltesten keine Silbe davon wußten. Jetzt will es eben diese Herrschaft wieder in ihre Dienste nehmen, weiß aber nicht den Aufenthalt des Mädchens.

Ausgemacht bleibt es, daß der pohlische Schächter \*) noch mehrere Schuld als der Klep-

#### R 4

sender nicht möglich dem Herausgeber das schriftliche Zeugniß, welches der Klepper dem Mädchen gegeben hat, einzuschicken?

Uantlaquatlapatli.

\*) Sollte es ja dem Schächter einfallen sich zu vertheidigen, so soll er sehen, daß er 'es mit einem Manne zu thun hat, welcher seine Schwänke so ziemlich kennt.

Anmerkung des Einsenders.

per hatte. Indessen haben es beide mit der Sächsischen Namensell Anonima ebenfalls zu verantworten.

Noch einen Vorfall muß ich ihnen berichten, welcher auch nicht der Menschheit zur Ehre gereicht.

Ein 70jähriger jüdischer Greis, mit Namen Marcus aus Lissa, kam wegen seiner Krankheit in das hiesige jüdische Lazareth: Nach und nach wurde er glücklich hergestellt und so, daß er wieder ausgehen konnte. Der Arzt meldete ihm, daß er das Lazareth verlassen könne. Marcus ging heraus nach seiner Herberge, fand sich aber sehr schwach. Kaum war er einige Zeit aus dem Lazareth; so kündigte ihm der Klepper im Namen der Ältesten an: daß er Berlin unvermeidlich melden müsse. Marcus ergab sich in das Schicksal, machte sich auf den Weg und ging von hler nach Spandau. Plötzlich wurde er so krank, daß die dortigen Juden ihn wieder auf einem Schubkarren nach dem hiesigen Juden-Lazareth karren ließen.

Nun kam der 70jährige Greis in eine solche unglückliche Lage, daß er zu rasen anfing und immer rief. Man sollte ihn nur todtschlagen!!! — Drei Tage nach seiner Ankunft als Sonntag den

roten Januar gab der unglückliche Marcus seinen Geist auf. Hätte er nicht wieder können genesen, wenn man ihm hier Zeit gelassen hätte, seine Kräfte zu sammeln?

Umhülle dich Menschheit mit dem Trauer- Gewande und widme seiner Asche eine Thräne.

Ich bin u. s. w.

Ihr

ganz ergebenster

S.

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berühmtesten Schlächter Knechtes, Straßen- Räubers und Mörders, Johann Christian Lenz.

(Vierte Fortsetzung.)

(Man sehe 110tes Stück.)

Nach den Nachrichten, welche man vorzüglich aus Demmin erhielt, war Lenz in der That dort den 28ten Julius mit einem Fremden angekommen, sammelte mit einem sogenannten Steuer- Bruder den Zehr- Pfennig ein und blieb 3 Wochen bis zu dem 15ten August bei der Wittib Erhardt: diese gab Lenz das Zeugniß, daß er fleißig gesungen und gebetet hätte.

Was seinen übrigen Lebenslauf betrifft; so zeigte der hiesige Kaufmann Schulze, einer seiner Gläubiger an: er hätte Lenz allezeit als einen ehrlichen Menschen gekannt, ihm daher auch zu 10 bis 20 Thaler vorgeschossen.

Seine Verwandten wollen auch nie etwas sträfliches in seiner Aufführung bemerkt haben. Nur der Vater äußerte: er hätte immer schon einen halsstarrigen und versteckten Sinn gehabt.

Wer nun die authentische und ausführliche Lebens-Beschreibung des berüchtigten Mörders Lenz gelesen hat und dafür gegenwärtige liest, wird jetzt hoffentlich einsehen: daß die erste meistens sehr grobe Unwahrheiten enthält, folglich abermahl einen traurigen Beweis gibt, wie oft man so muthwillig das Publicum täuscht, sein Vertrauen hintergeht und doch zugleich die Unverschämtheit besitzt, alles für größte Wahrheit anzupreisen.

Noch verdient ein Vorfall, welcher den Psychologen sehr willkommen seyn wird, hier angeführt zu werden. Ein gewisser Volgenow, welcher von Berlin nach Coburg mit der Post reisete, meldete sich bei dem Bürgermeister und gab sich für

elnen Mitschuldigen des Lenz aus. Ausdrücklich beehrte er nach Berlin gebracht zu werden. Es geschah. Nicht allein aus seiner Vernehmung, sondern auch aus allen Umständen erhellte, daß er sich deswegen so betrug, weil er vor den gefürchteten Nachstellungen des Militärs sicher zu seyn glaubte. Auf dem Wege lies nämlich ein Berg-Offiziant, welcher eine Uniform trug, einige dem Volgenow verdächtige Reden fallen. In seiner Einbildung sah er sich auf einmahl mit nichts als Soldaten umringt, sprang von dem Wagen, lief die ganze Nacht umher und kam zuletzt in Peitz an. Nach seiner Erklärung war er überzeugt, daß, sobald er nur sicher in Berlin würde eingetroffen seyn, seine Unschuld von selbst an den Tag käme, auch wäre ihm, den Soldaten zu entgehen, kein anderes Mittel eingefallen.

Durch die Anzeige des Lieutenants Zostrows, Lichnowskyschen Regimentes, der Schwester und des Schwagers des Volgenow's, wurde es sehr bald ausgemittelt: daß er in der Nacht von dem 13ten auf den 14ten Junius immer zu Hause war, mithin schlechterdings kein Mitgehülfe des Lenz seyn konnte. Zugleich bezeugten nicht nur

die Aeltern dieses Menschen, sondern auch der Arzt: daß er von Jugend auf eine übertriebene Furchtsamkeit geäußert hätte. —

Nach geschlossener Untersuchung und vorhergegangener, vorschriftsmäßiger Unterredung mit Lenz, bei welcher man ihm nochmahls die ganze That mit dem Beifügen erzählte: daß alles sein freies und durch kein Zwangs-Mittel erpresstes Bekenntniß wäre, wurden die Acten zu seiner Vertheidigung dem Herren Hoffiscal Cosmar, einem sehr verdienstvollen und durchdringenden Rechtsgelehrten übergeben.

Die geendigte Vertheidigung (Defension) wurde alsdann zu den Acten gelegt und sämmtlich dem Königl. Post-Amte zugeschickt. Dieses übergab die Acten dem Königl. Cammer-Gerichte zu Abfassung eines Erkenntnisses.

Das von der Criminal-Deputation des Königl. Cammer-Gerichtes ertheilte Urtheil lautete:

Daß der Schlächter-Knecht und Inquisit Johann Christian Lenz, wenn er zum Sterben wohl bereitet, auf einem mit einer Kuhhaut bedeckten Schinder-Karren rückwärts gegen das Pferd sitzend, zum Richt-Platze zu



schaffen und mit dem Rade von unten auf vom Leben zum Tode zu bringen, der Körper aber auf das Rad zu flechten.

Dieses Urtheil schickte das Königliche Cammergericht dem Königlichen Postamte mit den Acten wieder zu. Das Königliche Postamt aber besorgte die Bestätigung des Königes und die Publication: \*) diese geschah, wenn sich anders Tlantlaquatlapatli noch recht erinnert, den 24sten Decemb. 1789.

Wahrscheinlich sind mehrere Berliner zu wissen begierig, wie sich Lenz bei Ablesung seines Urtheils betrug? Auch darüber sprach man wie gewöhnlich; sehr vieles. Der eine behauptete: daß er sich wie ein getretener Wurm gekrümmt hätte, der andere, daß er in Ohnmacht gesunken wäre, der dritte man hätte ihm ein niederschlagendes Pulver geben müssen u. s. w. So viel kann indessen Tlantlaquatlapatli seinen Lesern melden, daß von diesen

\*) Aus diesem Gange erhellet: Daß dasjenige, was schon Seite 122 gemeldet wurde, nicht ganz richtig war. Tlantlaquatlapatli hält es als Herausgeber für Pflicht dem Publico dieses zu melden: zum Beweise, daß er zu viele Achtung gegen das Publicum hegt, als es auch ohne Vorfaß zu hintergehen.

Gerüchten ebenfalls nicht eines gegründet war. Dahingegen kann er aber mit desto mehrerer Gewißheit versichern: daß Lenz bei seiner Todespublication sehr viele Gleichgültigkeit verrieth. Natürlich gab vorzüglich sein Vertheidiger genau auf ihn achtung, allein so gut als keine Gemüthsveränderung konnte an ihm wahrgenommen werden. Auf die Frage: ob er sich besinnen wollte? Antwortete er: Ja! Er wollte sich besinnen! Als man ihm sagte: daß er das Publications-Protocoll unterschreiben müsse, erwiederte er: das will ich wohl thun! darauf nahm er die Feder und machte drei † † †. Ungeachtet man schon gewußt hatte, daß er wirklich schreiben kann, so ließ man es doch dabei bewenden.

Nach dem abgelesenen Todesurtheile blieb Lenz vor wie nach in seiner Gleichgültigkeit. Im Gefängnisse sprach er sehr viel nicht. Als man ihn fragte, ob er denn auch mit seinem Urtheile zufrieden wäre? antwortete er: daß er sterben mußte, hätte er schon gewußt: doch hätte er geglaubt, daß er nicht gerädert, sondern geköpft würde, dieses thät doch nicht so weh. Indessen wäre er mit dem Urtheile zufrieden.

Als die gewöhnliche Frist verstrichen war; so erklärte er ebenfalls: er wäre mit allem zufrieden. Jetzt traf man die gehörigen Anstalten.

Der Herr Inspector und Prediger Ambrosius, welcher Lenz schon vorher besucht hatte, setzte seine Besuche jetzt stärker fort und bereitete ihn zu dem so wichtigen und schlüpfrigen Schritte der gränzenlosen Ewigkeit. Auch bei seiner Befehung verläßt ihn wenigstens die äußerliche Gleichgültigkeit nicht. Mehrmahls bekannt er: daß er niemahls wünschte diese Mordthaten ausgeübt zu haben und daß ihm seine Sünden herzlich leid wären. Dieses Geständniß aber sagte er mit einem solchen Tone, welcher nicht mehr auch nicht weniger Seelen-Unruhe verräth.

Vergangenen Dienstag den 12ten Januar entstand das Gerücht: Lenz wollte ein Testament machen, das Königliche Postamt hätte, ungeachtet es wegen der Kosten und der noch fehlenden Gelder, welche 1866 Thaler ausmachen, folglich vieles zu fordern hat, ihm sein Vermögen, das ohnehin dem Königlichen Postamte zu nichts helfen

kann, zur freien Wahl überlassen, daß er damit anfangen kann, was er will.

Ob und wie diese Gerüchte gegründet waren, alles dieses wird Tlantlaquatlapatli in dem nächsten Stücke melden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Nachricht die Herren Viesler, Gedicke und Nicolai betreffend.

Ein sehr verdienstvoller Gelehrter that Tlantlaquatlapatli die Ehre an, binnen 14 Tagen drei wichtige und etwas starke Aufsätze einzuschicken, mit dem Ersuchen: sie in die *Chronik* von Berlin einzurücken zu lassen. Einer dieser Aufsätze war betitelt: Ueber Privilegien und betrifft den Gelehrten und Buchhändler Herrn Nicolai: die zwei andern Aufsätze aber betreffen den Herrn Ober-Consistorialrath Gedicke und den Herrn Doctor und Bibliothekar Viesler, und waren überschrieben: Querstrich durch die Berliner Monatschrift. Dann Pflügkeit der Berliner Monatschriftler in Betr. ff der Proselytenmacheri.

Alle drei Aufsätze laufen gleichsam auf eins hinaus, das heisset: Sie enthalten die empfindlichsten Vorwürfe gegen die obberührt n. Herren und wollen beweisen, daß die Herausgabung ihrer Schriften nicht das geringste — doch still davon. Tlantlaquatlapatli ist nicht derjenige Mann, welcher Streitigkeiten anzertelt. Aus dieser Ursache unterdrückt er auch gegenwärtige Aufsätze und versichert zugleich: daß, so lange man seinen betretenen Pfad ruhig fortschreiten läßt, so lange wird er gewiß auch allen ihm entgegenkommenden Personen ruhig ausweichen.

---

# Chronik von Berlin

oder

Berlinsche Merkwürdigkeiten.

Volksblatt.

---

114tes Stück.

Berlin, den 19. Januar. 1790.

---

Schreckliche und leider wahre Mordgeschichte  
und Post- Straßen- Raub, welche der  
Schlächter- Knecht, Johann Christian  
Lenz in der Nacht von dem 13ten auf den  
14ten Junius 1789 nicht weit von Dra-  
nienburg ausgeübt hat und wofür er den  
verdienten Lohn seiner Thaten, heute den  
19ten Januar 1790 empfing.

---

In schöne Reimlein gebracht und zur Warnung  
aller Menschen an das Licht gestellt.

Hört eine schrecklich' Mord- Geschichte',

Die leider ist geschehen:

Verlehet Leute nicht die Pflicht,

So kann's euch auch so gehen!

Sich in Oranjenburg befand  
Ein Knecht, der Vieh geschlachtet,  
Johannes Christjan Lenz genannt,  
Zu nähren sich getrachtet.

Da aber gar nicht wollte fort  
Die Schlächtere<sup>m</sup>i und Wandel;  
So legt er sich 'von Ort' zu Ort'  
Auf Schwein' und Kälber-Handel.

Indessen wollt' der Handel doch  
Auch nicht nach Wunsche gehen,  
Weil er mit allen Lauffen noch  
Nicht könnte gut bestehen.

Drum macht' er Pläne allerlei  
Reichthümer zu erwerben:  
Zu stehlen? Ha! Bei meiner Treu!  
Da kann man schneller eiben!

Wie, wenn du plündertest, dacht' er,  
Die Königl<sup>l</sup>ichen Posten?  
Sind sie mit Geld' beladen schwer,  
So könnte man recht kosten!

Der Teufel, Gott sey bei uns nur! —  
 Lenkt ihn aus seinen Schranken.  
 Jetzt nahm er Lenz in seine Cur,  
 Stärkt' seine Mord-; Gedanken!

Als tausend sieben hundert man  
 Und neun und achtzig schriebe:  
 Da wandelten ihm plötzlich an  
 Des Mord's und Diebstahl's Erlebe.

Die Post kam jetzt entgegen hier,  
 Nach fuhr der Neben-Wagen.  
 Schnell wuchs die mörderische Gier,  
 Viel Beute wegzutragen.

Raum hatt' er, wie er selbst gemeld't,  
 Vom Wegener erfahren,  
 Daß gar acht Fässer voll mit Geld',  
 Auf einem Wagen waren:

So stieg schon in dem höchsten Grad'  
 Die Mord-Lust in der Seele:  
 Schon wollt' er ohne alle Gnad'  
 Dem Einen an die Kehle.

Doch muß't er erst zur Sicherheit  
 Die Post voraus gehn lassen:  
 Raum war sie fünfzig Schritte weit,  
 So sucht' er sich zu fassen!

Mit einem Steine mordet' er.  
 Den er fand auf dem Felde,  
 Schirrmeister, beide Wegener  
 Fuhr fort dann mit dem Gelde!

Drei Fässer wälzte er davon,  
 Weil er nicht konnt' sie tragen,  
 Mit allen Leibes-Kräften schon  
 Herunter von dem Wagen.

Verscharrt sie in ein Loch hinein,  
 Die andern fünf hingegen  
 Trat er mit seinen Füßen ein,  
 So wie es ihm gelegen.

Raum führte er sein Plänchen aus;  
 So wünscht' er was zu haben:  
 Nahm fünfzig Thaler flink heraus,  
 Das and're wurd' vergraben.



Er, wie das Geld verscharrt war,  
 Von seiner Stelle eilte,  
 Tief, was er konnte, immerdar,  
 Sich nirgends lang verweilte.

Zuletzt kam er nach Demmin hin,  
 Da war es ihm gelungen:  
 Daß eine Schlächter-Meisterinn  
 Ihn hatte bald gedungen.

Drei ganze Wochen war er hier  
 In Arbeit stets geblieben,  
 Und hatte sich die Zeit dafür  
 Mit Beten oft vertrieben:

Indessen wahre sanfte Ruh'  
 Niemahls wie sonst empfunden,  
 Sehr marternd waren immerzu  
 Gewesen seine Stunden.

Da er gehöret in Demmin,  
 Daß stark man nach ihm fragte  
 Und viele einzog in Berlin,  
 Das ihn so schrecklich nagte:

So ging das ihm zu Herzen sehr  
Aufwachte jetzt sein Leben:  
Drum machte auf den Weg sich er,  
Von selbst sich anzugeben.

Der Scharfschütz Gottlieb Zimmermann  
Gefangen ihn genommen;  
Ward in die Hausvoigtei alsdann  
Des Tages darauf kommen.

Zuerst zeigt Lenz in dem Verhör  
Sehr viele Winkelzüge;  
Bald sagt' er dies, bald jenes her,  
Bald die und jene Lüge.

Doch endlich belichte gänzlich er  
Die schrecklichen Geschichten:  
Daß er allein der Thäter wär,  
Der so vergaß die Pflichten.

Jetzt machte man dem Mörder Lenz,  
Der sich so schlecht bewies,  
Die wahre Criminal-Sentenz,  
Die ungefähr so hieß:

Wenn er zum Sterben wohl bereit,  
 Auf einem Schinder-Karren  
 Mit einer Kuh-Haut weit und breit  
 Bedeckt daselbst zu harren:

Und sitzend rückwärts immerhin  
 Zum Nicht-Platz zu führen:  
 Von unten auf zu rädern ihn,  
 Das Rad alsdann zu zieren.

Mit dieser gnädigen Sentenz,  
 Die war, wie sich's gebühret,  
 Beruhigte sich gänzlich Lenz,  
 Als sie ihm publiciret.

Er äußerte viel Neu' und Feld  
 In seinem Sterb-Gefängniß,  
 Und dachte mit Aufrichtigkeit  
 An's künftige Verhängniß.

Acht Tage noch vor seinem End'  
 Konnt' ihn ein jeder sehen:  
 Die Leute stürmten sehr behend',  
 Sah sie bis Abends stehen.

Die große Execution .

Wurd' nun vollzogen heute :

Lenz-kriegte den verdienten Lohn

Zur Warnung aller Leute.

Der armen Schlächter Seel sich nähm'

Gott an in wahren Gnaden!

Und jeder Mensch von Herzen schäm'

Sich solcher Laster Thaten!

Nehmt Menschen all' ein Beispiel d'ran!

Klingt nach des Schöpfers Gnade!

Bleibt Gott mit Tugend zugethan,

Sterbt sonst auf dem Rade!

### Kurze Geschichte des ausgestäubten Seiden- wirker-Gesellen Helfewig.

So auffallend dieser Vorfall, welcher sich etwa vor dreiviertel Jahren zugetragen hatte, gewesen war, so wenig Aufsehen machte er. Man sprach zwar davon, aber doch nahm bald alles ein Ende. Der Lenzsche Post-Raub und Mord machte wohl das meiste zu der Vergessenheit beigetragen haben.

Da indessen durch den Staupenschlag, welcher vergangenen Sonnabend vor sich ging, dieser Vorfall wieder in das Gedächtniß zurückgerufen wurde; so will ihn Tlantlaquatlapatli kürzlich so erzählen, wie er ihm berichtet wurde.

Ein Juden-Bursche, welcher Berufs-Geschäfte wegen von Berlin nach Potsdam mußte, kam in Zehlendorf mit dem Seidenwirker-Gesellen Zelfewitz zufälliger Weise zusammen. Dieser merkte, daß der Jude Geld bei sich hatte, suchte daher seine Bekanntschaft und begleitete ihn allein von Zehlendorf in die Halde.

Etwa in der Mitte des Waldes fiel es dem Seidenwirker-Gesellen ein, sich von dem Juden entweder das Geld oder sein Leben auszubitten. Der Jude sah sich ohne Hülfe und gab zitternd das Geld. Zelfewitz nahm es und begehrte alsdann auch die silbernen Schnallen und Uhr. Nach vielem Weigern gab endlich der Jude alles. Auch damit war Zelfewitz noch nicht zufrieden sondern wollte sogar sein Leben.

Der Jude sah die Noth, bekam Muth und Entschlossenheit, nahm sein Feder-Messer aus der Tasche, und schnitt, indem er zugleich aus allen

Kräften um Hülfe schrie, seinen Räuber in die Hand.

Zum Glücke kamen einige Wagen, mit Tuche beladen, gefahren. Auf das Geschrei eilten die Leute herbei. Zelfewitz entsprang, verschiedene Jäger kamen auch, ließen sich alles erzählen, setzten dem Thäter nach und spähten ihn nicht weit von Rathenow aus.

(Der Schluß folgt.)

---

## Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

(Erste Fortsetzung.)

(Man sehe IItes Stück Seite 236.)

Leider haben wir die Ehre, dieser Urtheile eine Krankheit zuzuschreiben, welche nach aller Wahrscheinlichkeit mit dem Eintritte der Saracenen in Spanien im Anfang des 7ten Jahrhunderts zum erstenmahle unsern Welttheil besuchte. Man wird mich verstehen, was ich für eine Krankheit nenne: Die Pocken oder Kinderblattern. Nach dem Epitomator des historischen Buches Masuck sollen die Aethiopier die Pocken im J. C. 572

nach Arabien gebracht haben. Nach einer andern Stelle des Talmuds, welche in der Babilonischen Gemara steht, redet Raf Saphra, der in das 2te Jahrhundert gehört, schon von Pocken. Sarconne vermuthet: Sie wären erst aus Africa und Aethiopien nach Egypten gekommen. Der Hr. Hofrath Gruner leitet sie mit überzeugenden Gründen von den Arabern her.

Beinahe hat es wohl seine Nichtigkeit, daß die Pocken aus fremden Gegenden nicht eher zu uns kamen, als bis die wachsamern Aerzte erst anfangen, sie als eine neue Krankheit zu beschreiben. Von rechtswegen sollte man unsere alten und so getreuen Beobachtern, welche oft jeden auch so geringen Zustand so mahlerisch zu beschreiben pflegten, nicht nachreden: daß sie eine solche gefährliche Krankheit, wenn sie ihnen ja wäre bekannt gewesen, so nachlässig aufgezeichnet hätten.

Auf alle Fälle sind die Pocken keine Krankheit, welche aus der Beschaffenheit des menschlichen Organismus nothwendig fließe oder ihm natürlich sey, oder woran die Entwicklung nothwendig zu seinem Wohle gehöre. Denn vormahls hatten sie ganze

Nationen noch nicht gehabt und bis jetzt noch nicht gekannt.

Von Europa wurden sie nach America und von Dännemark nach Grönland verpflanzt. Ein Schiff brachte sie 1718 nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Hier fingen sie an, auf das heftigste zu wüthen. Endlich warfen die Hottentotten einen Ball auf, besetzten denselben mit einer Walle, und auf diese Art verhinderten sie wirklich die weitere Ausbreitung.

Bei denen am Irtsisch wohnenden Kirgiesen sind die Pocken nicht gewöhnlich. Auch fürchten sich diese Bewohner so sehr wie vor der Pest. Wird indessen einer an der Gränze, welcher mit den Russen Umgang hat, von den Pocken befallen; so überläßt man diesen Kranken, etwa mit Zufügung einer Leibeigenen, seinem Schicksale. Dieses meldet unser verdienstvolle von Archenholz von den Kalmücken.

„ Der König von Preussen erhielt einen Al-  
 „ lerten, auf den er wohl nie hätte denken kön-  
 „ nen, daß er ihm hler einige tausend Kalmu-  
 „ cken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thät-  
 „ tige Bundesgenosse waren die Plattern. Die



„ Kallmucken, die ohne diese schreckliche Seuche  
 „ in ihrem Lande gelebt hatten; lernten sie hier  
 „ zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch  
 „ unter ihnen ein, und viele wurden davon das  
 „ Opfer. Selbst ihr Anführer wurde damit be-  
 „ fallen; und nun war nichts fähig sie länger auf-  
 „ zuhalten: die ganze Krieges-Schaar dieses wil-  
 „ den Volkes ging nach ihrer Heimath zurück,  
 „ ohne den teutschen Boden betreten zu haben. “  
 (Geschichte des 7jährigen Krieges.)

Die tödtendste Pest richtete zu keiner Zeit  
 schrecklichere Verheerungen an, als die natürlichen  
 Pocken. Sie drangen in Völkerschaften, welche  
 bisher dieses fürchterliche Uebel nicht gekannt hat-  
 ten. Deswegen betrachteten sie damals schon die  
 Arabischen Aerzte nichts anders als eine Pest.  
 Diese Krankheit, setzten sie noch hinzu, habe ih-  
 ren besondern Character. Sogar ein Theil der  
 Aerzte, welcher auf diese folgte, nannten die Po-  
 cken ausdrücklich Pestilenz.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Danksagung.

Uantlaquatlapatli dankt dem lieben Freunde, welcher ihm vergangenen Sonnabend den Brief nebst Billetten zu gesandt hatte und für sein in ihm gesetztes Vertrauen, herzlich. Zugleich zeigt er an: daß man ihm schon einigemahl Aufsätze über die be.vußten Gegenstände zur Einrückung überschlückte; er aber davon keinen Gebrauch machte, weil er mit Rechte vermuthete: daß sie aus einer partheilichen und etwas rachsüchtigen Feder möchten geflossen seyn.

So gern er seinen und die Wünsche der Gesellschaft nach Schriftsteller Pflicht erfüllen möchte; so gestatten dieses die jetzigen Verhältnisse nur unter der einzigen Bedingung: daß der Einsender die Güte hat, sich da einzufinden, wo er am Sonnabend den Brief mit den Billetten abgeben ließ. Uantlaquatlapatli bestimmt dazu die Stunden von 1 bis 2 Nachmittags, Donnerstags, Freitags und Sonnabends: das wäre also bis den 23ten Januar. Kann der Einsender es möglich machen, sich binnen dieser drei Tagen einmahl nur auf ein Viertel Stündchen an dem bestimmten Orte, wo

berelts auch schon die Personen unterrichtet sind, zu erscheinen, so soll es Tlantlaquatlapatli eine wahre Ehre seyn. Zum Kennzeichen, daß der Einsender wirklich eben, diejenige Person ist; welche die Billette übersandten, wird er so gütig seyn, eines dieser Billette als Kennzeichen mitzubringen: So bald Tlantlaquatlapatli näher von allen Vorfällen unterrichtet ist, sich selbst genau überzeugen kann; so darf die Gesellschaft versichert seyn: daß alles auf eine sehr unpartheiische Art dem Publico vorgelegt werden soll. Tlantlaquatlapatli bürgt übrigens für größte Verschwiegenheit und wird als geredeter maßen an einen der drei festgesetzten Tagen diesen Freund und Beschützer erwarten.

---

### Bekanntmachung.

Diejenige Herren, welche sich zu Ende vergangenen Jahres so viele Mühe gegeben hatten, mich, Tlantlaquatlapatli, zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, müssen eben keinen beträchtlichen Absatz haben. Bekanntlich ließen sie doch den Kupferstich auf dem Christ-Markte verkaufen und es in den öffentlichen Blättern anzeigen.

Einige Bürger glaubten, Tlantlaquatlapatli stünde auf einem Laden, von einem Pfeffer-Küchler gebacken, konnten ihn aber natürlich nicht finden.

Dem sey, wie ihm will; den Kupferstich erhielt hernach die Keadschut, Buchhandlung zum Verkaufe in Commission. Jetzt aber ist er sogar in der Weverschen Buchhandlung gegen dem Schlosse über ebenfalls für 4 Gr. schwarz und farbig zu bekommen. Geht aber, wie Herr Wever Tlantlaquatlapatli selbst gesagt hat, sehr wenig ab. Abermahls ein Beweis: daß oft eine Speculation, welche man für die Beste hält, dessen ungeachtet fehlschlagen kann.

---

Chronic von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
V o l k s b l a t t.

---

II5 und II6tes Stück.

Berlin, den 23. Januar. 1790.

---

T a g e b u c h  
des  
Königl. National-Theaters in Berlin.  
(48te Fortsetzung.)  
S e p t e m b e r. 1789.

Durch das kleine Todten-Opfer, welches wir unserm verklärten Freunde Frankenberg gebracht haben, blieben wir abermahl etwas in dem Tagebuche zurück. Indessen haben die Leser, wie wir schon einmahl berührt haben, nichts dabei verloren. Etwas später thut zur Sache nichts. Wahrheiten behalten jederzeit ihren Werth. Etwas für:

zer aber wollen wir doch gehen, damit wir wenigstens nicht zu lange ausbleiben.

Das letztemahl schlossen wir in dem 93 und 94ten Stücke, Seite 1451 mit dem Donnerstage, dem 10ten September. Freitags den 11ten wurde Frankenberg begraben, mithin fahren wir fort.

Den 12ten. Auf Hohen Befehl. Zum erstenmahle: Reue versöhnt. Schauspiel in 5 A. von Iffland. Nicht sehr voll, welches wir nicht vermutheten auch nicht sehr gefallen.

Den 13ten. Reue versöhnt. Für den Sonntag ebenfalls nicht sehr voll und im ganzen genommen, noch weniger gefallen.

Den 14ten. Apotheker und der Doctor. Destomehr lachte heute wieder das Publicum. Wir wünschten Wiedemann als Sturmwald nie gesehen haben.

Den 15ten. Der französische Hausvater. Mann wird die liebe Madame Baranius einmahlanfangen, die Sophie so zu spielen, wie sie sich Diderot gedacht hatte? Mlle. Gerand war als Arbeits-Mädchen sehr beschäftigt. Ein Beweis, daß sie einen Trieb zu der Arbeit hat.

Den 16ten. Auf Begehren: Menschenhaß und Reue zum 16tenmale. Am Ende wurde Lilla gerufen.

Den 17ten sollten die Geschwister und der Zauberspiegel seyn, waren auch die Zettel schon gedruckt und die Stücke in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, mußten daher andere gedruckt werden. Also auf lautes Begehren: Lilla. Freund Unzelmann genoß die Ehre bei dem ersten Aufzuge bei der Urie: Als ich noch ein kleiner Knabe 2c. da Capo gerufen zu werden. Unzelmann zuckte die Achseln, sagte endlich: So will ich denn noch einmahl die Geschichte erzählen. Das Publicum verstand, wo Unzelmann hinaus wollte, klatschte und rief Bravo. Wir sind keine Freunde des Klatschens, aber diesesmahl, weil sich Unzelmann so artig zu benehmen mußte, trugen wir unser Schärfelein redlich bei. Madame Baranius hatte die Güte in dem zweiten Aufzuge ihre Scene zu versäumen. Madame Unzelmann als Lilla kam dadurch in Verlegenheit, suchte und suchte, bis sie endlich kam. Solche Fehler könnte der Wächter zu verhüten suchen. Voll war es

heute vorzüglich wegen der Offiziere, die zu dem Special-Mandore eingetroffen sind.

Den 18ten. Die Geschwister. Der Zauberspiegel. Daß es nicht voll war, wunderte uns gar nicht.

Den 19ten. Auf Hohen Befehl: Der Irrwisch. Ziemlich voll. An dem Gesange der Mlle. Rehberg als Emma hörten wir, daß sie noch Anfängerinn ist.

In der Spenerschen Zeitung las man heute folgendes Gedicht:

Bei dem Grabe des Hrn. Frankenberg's, Sängers und Schauspielers bei dem Königl. National-Theater zu Berlin.

Der Vorhang fiel, der Deine Lebens-  
Scene,

O Frankenberg, beendigte: und viel  
Verloren wir durch Dich. Der Wehmuth  
Thräne

Ehrt Dich, Dein Herz, Dein meisterhaftes  
Spiel.

Vor kurzem lachtest Du des Todes Allgewalt  
In Rugantino's trefflicher Gestalt,



Doch plötzlich rührte Dich sein stärkster Elster-  
hauch an

Und kraftlos sank und starb der edle Mann.

Er ist dahin! Nur seiner Witwe Schmerz,  
Des Kindes Angst, zerreißt ein fühlend Herz.  
Ach! ihnen, die durch ihn jetzt alles, alles  
müssen,

Hat dieser Schlag ihr Glück und ihre Ruh' ent-  
rissen.

O! wenn sein zaubernder Gesang  
In's Herz nicht nur, in's Ohr der Hörer  
drang,

So wird die Königsstadt ihm Todtenopfer weihn,  
Und seiner Witwe mehr als kalten Trost verleihn.

Dieses Gedicht ist, wie man uns versichert,  
aus einer weiblichen Feder geflossen und macht der  
Verfasserinn keine Schande.

Ferner las man noch folgende Nachricht:

Am 10ten September, Morgens nach 4 Uhr,  
starb hier an einem galligten Nervenfieber, Herr  
Franz Frankenberg, Schauspieler und Sänger  
am Königl. National-Theater, im 30ten Jahre

seines Alters. Jedermann, der echtes Talent zu schätzen weiß, erkannte sein Verdienst als Künstler und als Mensch wird er von allen bedauert, die ihn unter ihre Freunde zählten und ihn im bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen sahen. Sein großes Talent zur Music, machte schon vor mehreren Jahren Joseph den Zweiten aufmerksam, auf dessen höchstgeordneten Befehl er zu Wien, wo er sich den Wissenschaften widmen wollte, zuerst die Bühne betrat.

Er hinterläßt eine trostlose Witwe, (eine geborne von Castelli) und eine achtjährige Tochter, die hiermit ihren abwesenden Freunden und Verwandten diesen schmerzlichen Todesfall anzeigen,

Den 20ten. Der Westindier. Sehr voll. Fleck als O'Slaherty fand diesemahl für gut seinen Character mehr gerade gehend als hinkend vorzustellen. Die Uhr der Madame Baraninus mußte heute stehen geblieben seyn: denn sie kam erst um dreiviertel auf sechs, da wir noch an der Casse standen, Mit hin konnte das Schauspiel unmöglich um die bestimmte Zeit anfangen. Dieses gehört zu den Nachlässigkeiten des Wöchner. Madame

Böttcher erhielt als Lady Rusport wieder verdienten Beifall.

Den 21ten. Die Glücksritter. Die Cammerjungfer Mariane spielte Mad. Engst für Madame Engel.

Den 22ten. Auf Begehren: Die Erbschleicher. Für das Begehren fanden wir es eben nicht beträchtlich voll.

Den 23ten. Reue versöhnt. Macht hier nicht die Wirkung, welche Verbrechen aus Ehrfurcht und die Töchter erzeugt haben.

Den 24ten. Auf Begehren. Menschenhaß und Reue zum 17tenmale. Das Gedicht auf Frankenberg lasen wir heute in der Vossschen Zeitung abgedruckt.

Den 25ten. Das Allerhöchste Geburtsfest Seiner Majestät des Königes von Preussen in allertiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit gefeiert durch eine Rede, gesprochen von Mlle. Döbbelin. Hierauf folgte zum erstenmale. Athalia. Ein Trauerspiel in 5 A. mit Chören von J. Racine. Die Composition der Chöre ist von dem Königl. Dänischen Capellmeister Schulze.

Die Rede lautete folgendergestalt:

Bald werdet Ihr voll Abscheu Euer Herz  
Vor mir verschließen, mit gerechtem Zorn'  
Und abgewandtem Thränenvollen Blick'  
Dem Weibe fluchen, daß des Thrones Glanz  
Durch seiner Laster namenlose Zahl  
Verdunkelt, das mit mörderischer Hand  
Nur Tod und Elend schaffen wollte, wo  
Es Glück und Ruh' und Leben um sich her  
Verbreiten konnte, um von seinem Volk'  
Für Segen Fluch zu ärnten. Aber laßt,  
Eh' Euch der Haß bei meinen Neden taub  
Eh' Euch das Schrecken kalt und süßlos macht,  
Laßt mich zuvor — des Herz ist all zu voll —  
Mit Euch mich dieses goldnen Tages freu'n,  
Der segnend uns den besten König gab;  
Und fühlt voll Dank, wie Ihr so glücklich seyd,  
Daß Er, den jede Herrschertugend schmückt,  
Daß Friedrich Wilhelm Euer König ist.  
Er ist's, durch den der Eintracht Palme grünt,  
Er haßt der Zwietracht Blutvergießen, freut  
Des milden Friedens sich, durch den allein  
Der holden Musen sanfte Künste blühen.  
Er ist nicht König Seines Volkes, ist

Nur Vater seiner Kinder, gut, gerecht,  
 Voll Frömmigkeit und Königlichcr Huld.  
 Er haßt des Heuchlers falschen Tugend Sinn,  
 Er kennt des Höflings überzuckert Gift:  
 Kühn darf sich Ihm der Freund der Wahrheit  
 nahn,

Denn Wahrheit ist Ihm über alles werth.  
 Dem Unterdrückten leiht er gern Sein Ohr,  
 Und schätzt den Weisen, der verborgen wirkt.  
 O wohl uns! wohl! mit frohem Herzen preist  
 Ihn jeder edle Mann. Auf unsrer Flur  
 Herrscht Duldungsgeist — wir denken — den-  
 ken frei!

Wer unter Euch erfleht nicht heut' mit mir  
 Für Ihn des Himmels reinste Seligkeit?

O König, sei uns lange, lange noch  
 Ein liebevoller Vater, lange noch  
 Der volle Erbe jener Heldenkraft  
 Des Einzigen, aus dessen Händen Du  
 Dies Reich empfingst. Sei lange, lange noch  
 Der Brennen Stolz, Germaniens Triumph,  
 Der Fürsten Muster und der Menschheit Ruhm!

Daß gerade Mlle. Döbbelin, welche hernach die Athalia, Joas Großmutter vorstellte, diese Rede hielt, fiel uns wirklich auf. Ohne Widerspruch hätte sie von unserer Madame Unzelmann oder Böttcher vorgetragen, weit mehr gewonnen.

Den 26ten wurde Athalia zum zweiten, und Den 27ten zum drittenmale vorgestellt.

In einer weniger aufgeklärten Stadt muß auf alle Fälle Athalia eine sehr merkwürdige Erscheinung bleiben. Bei uns aber fällt sie, Apoll sey dafür gedankt, gänzlich weg. Man kam, sah das Stück an, machte seine Anmerkungen und ging ohne große Verwunderung wieder nach Hause.

Die hiesige Direction ließ das Stück so ziemlich herauspußen. Dessen ungeachtet wird es bei uns sehr viel nicht machen. Biblische Geschichten erzeugen auf der Bühne jetzt wenig Wirkung, hier noch weniger. Das Publicum ist einmahl an den tändelnden Singsang gewöhnt und findet daher oft die schönsten Stellen, wenn sie auch noch so gut gesagt werden, langweilig. Dieses bemerkten wir vorzüglich in dem Monologe, welchen der Hohepriester Joas in dem dritten Aufzuge zu halten hat. Unser Fleck sagt (NB. NB. wenn er will) diesen

ganz vortreflich. Und eben, da er ihm besonders das drittemahl so glückte, erkühnten sich einige Herrchen, den Mund aufzusperren und hernach auszurufen: Man möchte vor Langeweile einschlafen! — Solche Herrchen machen auf Kenntnisse Anspruch und nehmen das Gesicht eines wahren Dramaturgen an. Besser würden sie thun, wenn sie zu Hause blieben; wenigstens machten sie sich nicht öffentlich lächerlich.

Ueber Mlle. Döbbelin als Athalia könnten wir sehr viel sagen, werden es aber bleiben lassen, weil es doch nichts hilft, Daß sie wieder ihre Lunge sehr stark in Bewegung gesetzt hat, ist ein gewöhnlicher Fall. Etwas müssen wir indessen doch bemerken, weil es leider so viele im Publico bemerkt haben. Woher kam es und was bewog Mlle. Döbbelin, daß sie ihren Schwur dem so unschuldigen Könige in Juda gleichsam in das Gesicht haucht? — Wir haben der Mlle. Döbbelin theoretische Kenntnisse niemahls abgesprochen, in dem Gegentheile behauptet: daß sie jede Rolle einfähe und wüßte, wie sie vorgetragen werden sollte. Alles dieses werden sich diejenigen, welche unser Tagebuch etwas aufmerksam durchgelesen haben, noch

erinnern. Und nun, nun gibt uns Mlle. Döbelin eine Gelegenheit, daß wir sie für diese einsichtsvolle Künstlerinn nicht halten sollen. Hieronimus das war dumm! Läßt Bock den Alten in Geschwind eh's jemand erfährt sagen.

Weit richtiger spielte Madame Böttcher die Josabeth, des Hohenpriesters Eheweib. Böheim als Baalspriester Nathan konnte vorzüglich, wo er in größter Verwirrung den Tempel verläßt, durch ausdrucksvolles Spiel zeigen; daß er das Mlenenspiel in seiner Gewalt hätte. Nur verbitten wir uns übernatürliche Gesticulationen ganz gehorsamst. —

Sehen Sie, sagte einer zu uns, da sind auch einige Prediger als Zuschauer: — Sehr gut. Wenn die Herren Geistlichen ihre Geschäfte verrichtet haben, so sind ihnen Erholungsstunden nöthig. Diese können sie am Besten in dem Theater finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---



## Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

(Zweite Fortsetzung.)

(Man sehe 114tes Stück Seite 280.)

Mead bediente sich des Gleichnisses der Ansteckung der Pocken, die Ansteckung der Pest damit zu beweisen. Zu dem Ende nahm er seinen Beweis von der besondern Ausbruchsart der Pocken her: damit er die Möglichkeit eines eigenen Pestervanthems darthun könnte.

Sehr wenig zeigte sich der Character der Pest unter einer solchen wüthenden und tödtlichen Gestalt, als unter welchen die Pocken zu dem erstenmahle in America ihre Aufwartung machten.

Wirft man einen Blick nach America alsdann nach Europa, so wird man die schrecklichen Spuren dieser so ansteckenden Seuche entdecken.

In Paris wütheten die bössartigsten Pocken und richteten die größten Niederlagen an. Paräus liefert davon folgende Beschreibung:

„ Mit Grunde der Wahrheit kann ich versichern, daß die Principien aus welcher die Wirkungen dieser Krankheit entspringen, mit einer unglaublich bössartigen pestilenzischen und ansteck-

„ fenden Kraft bewaffnet sind. Das Gift dersel-  
 „ ben begnügt sich nicht fleischliche Theile zu zer-  
 „ reissen, sondern es macht sich sogar an die Kno-  
 „ chen und entstellt sie, indem es sie verdirbt und  
 - „ weit ärger anfrisst als die Venus, Seuche. Ich  
 „ habe dergleichen schreckliche Epidemie in meinen  
 „ practischen Leben zwar mehrmahlen, in diesem  
 „ Jahre aber vorzüglich heftig wüthen gesehen. “ —

Wenn auch die gefährlichsten Pocken sich nicht mit der Pest in Vergleichung setzen ließen; so kommen sie doch so oft und die Pest so selten wieder. Folglich kann die Niederlage in Rücksicht auf die öftere Wiederkunft der Pocken allemahl höher als nach der Pest in Anschlag gebracht werden. Wen schreckt wohl das fürchterliche Verzeichniß einiger auf einander gefolgten heftigen Blatter-Epidemien nicht, welche seit dem 16ten Jahrhunderte die Bewohner heimsuchten? Welcher Mensch, welcher sich von den edeln Pflichten der Menschheit, und der gesellschaftlichen Verbindung belebt fühlt, wird es nicht mit wahrer Behmuth fühlen: daß in einem Jahrhunderte 237600 Menschen dem Wuth dieser Krankheit unterliegen mußten. Wie sehr hätte nicht durch diese Pocken-Pest das Vermögen der Fürsten,

die Glückseligkeit des Staates und der Flor der Künste und Wissenschaften vergrößert werden können?

Eine absolut ansteckende Krankheit verändert ihre Natur nach Verlaufe längerer Zeit durch sich selbst niemahls. Von der Zeit, mit specifischer Wirkungs-Kraft der Arzneimittel und von der Vorsicht mit Gewalt verbunden, soll und kann man Verbesserungen und Milderungen der Grundstoffe, welche die Krankheiten erzeugen und der Mittel sie fortzupflanzen, erwarten.

Die Venns-Seuche ist uns lange nicht mehr so fürchterlich und schreckhaft, als jenen Unglücklichen, welche die ersten Angriffe dieses Uebels erdulden mußten. Ebendasselbe können wir uns von den Kinder-Pocken nicht rühmen. Diese Krankheit widerstehet leider noch heut zu Tage so oft den Bemühungen der Aerzte. Noch ist die Krankheit eben so tödtlich als zu den Zeiten der Araber, welche uns die erste Beschreibung davon hinterlassen haben.

Der Kunst gelang es noch nicht nach Wunsche, in die Dunkelheit zu dringen, welche die unerkannte und ganz eigene Natur dieses Giftes ver-

hüllt: noch weniger gelang es, ein Arznei Mittel auszuspähen, welches durch untrügliche eigene Wirkungs-Kraft die ungewisse Art derselben verbessern, die Unbeständigkeit der Ansteckung mildern oder ihre Grundstoffe gänzlich vertilgen könnte.

Boerhave schlug vor, im Quecksilber und Spiesglase ein specifisches Gegengift gegen die Blattern zu suchen. Nach Richter versichert er guten Freunden: ihm sey ein teutsches paradoxes scheinendes Werk in die Hände gekommen. Dessen Verfasser habe den äßenden Sublimat lange mit Spiesglase zu digeriren angegeben. Er selbst hätte den Versuch angestellt. Nach diesem wären die Pocken entweder zurückgeblieben, oder doch sehr gelinder geworden. Indessen wäre er theils aus Abneigung gegen die so beschwerlichen Arbeiten, theils gegen die daraus entstandenen Verläumdungen von der Nachforschung über diese verwickelte Sache abgestanden.

Medicus versichert, eine wahre und ungezwungene Methode zu wissen, dem Ausbruche der Kinder-Blattern zu begegnen: wenigstens doch den Lauf der Blattern so zu erleichtern, daß man sich vor ihrer Tödllichkeit nicht zu fürchten brauche.

Man

Man sollte nämlich dem Blatterfieber, wie einem Entzündungsfieber, gleich mit abkühlenden Sachen begegnen, dann die Peruvianische Rinde, als die Hauptsache zusetzen. Sie helle das erste Fieber und damit das Aufblühen der Blattern. Ferner müßte sie bald mit mehreren kühlenden Sachen versetzt werden: man müßte Aderlassen und Clystiere setzen; bald weniger kühlende, bald saure Sachen damit verbinden, bald abführende Mittel vorausschicken,

Zurbam mißbilliget die Rinde als ein prophylactisches Mittel, auch die Quecksilber Arzneien.

Sarconne rath die Pocken wie die Pest zu vertilgen, gegen andere Länder, in welchen sie sich zeigen, zu sperren.

Eben dieses behauptet Herr Degen. Alle diese Mittel aber brachten es noch nicht dahin, die Pocken zu zerstören. Durch das Quecksilber kann man sich zwar in den gehörigen Vertheidigungsstand setzen. Indessen bleibt bis jetzt die größte Schutzwehr gegen diese so fürchterliche Krankheit die Pocken oder Blattern: Inoculation.

Wahrscheinlich ist die Inoculation sehr alt. Mit Zuverlässigkeit weiß man ihren ersten Ursprung

eben so wenig zu bestimmen, als wie man auf sie gekommen und wer der erste Quell davon ist.

Glauben läßt sich, daß die Inoculation in Africa, als die Mutter der Pocken, vielleicht zufälliger Weise zu erst entdeckt wurde; auch ist es zu vermuthen, daß sie in dem Anfange ganz empirisch und keinesweges von den Aerzten ausgeübt worden war. Diese Entstehung und Fortgang derselben, in so fern man sie weiß, bleibt allerdings sehr interessant und merkwürdig. Da die Geschichte eine Menge von Thatsachen, welche auf das nachdrücklichste den unwidersprechlichsten Nutzen der Inoculation für das menschliche Geschlecht beweisen, enthält, so muß jeder Arzt, welcher sich mit der Inoculation beschäftigt, diese Geschichte wissen.

Wie groß ist nicht die Zahl der Menschen, welche durch die Inoculation in Großbritannien, in Rußland, in Frankreich, in der Schweiz, in Holland, in Teutschland u. s. w. erhalten wurde. Man schlage die Geschichten nach und man wird mit größter Freude lesen, daß vorzüglich in England, Rußland u. s. w. manches hundert und tausend eingimpft wurde. Wie viele tausende haben nicht allein die Suttons, Dimsdale,

Galli, Hosti, Chandler, ohne einen einzigen zu verlieren, gelimpft! Freilich gingen auch einzelne Subjecte verloren; besonders ehe die Erfahrung manches verwarf, was an dem unglücklichen Aus spruche oft Schuld gewesen war. Auch treten jetzt noch Todesfälle ein, diese aber sind meistens theils fremden Ursachen und nicht der Inoculation zuzuschreiben. Daher rührt es, daß die Inoculation allenthalben so viele Gegner fand. Dadurch mußte der glückliche Fortgang natürlich unterbrochen werden. Nach und nach aber kam sie mehr empor und ihr unverkennbarer Werth wurde auf diese Art immer mehr bestätigt. In den meisten Ländern sah man diesen Werth durch die glänzendsten Beispiele der Landesfürsten selbst und ihre Familien gerönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Klepper, Attest des verwiesenen Jüdischen  
Dienst, Mädchens. Pohlische Juden-  
Wette.**

**Zweites Sendschreiben an den Herausgeber.**

Erw. Wohl. äußerten in dem 112 und 113ten  
Stücke ihrer Volkschrift, Seite 261 in der Note

das schriftliche Zeugniß, welches der Klepper dem Mädchen gegeben hat, zu besitzen. Hier ist es wörtlich: Attest des jüdischen Kleppers an das von dem Pohlischen Judenschächter und dessen christliche Anomima verfolgte Juden, Mädchen.

Ich Endesunterschiedener bescheinige hiermit: daß die Jungfer L. aus L. sich hier ehrlich und redlich betragen hat, welches attestire. Berlin. — Tag und Monath waren hebräisch bezeichnet. — Dieses Attest hatte der Klepper elgenhändig ge- und nahmentlich unterschrieben.

Das Attest derjenigen Herrschaft, bei welcher das Mädchen im Dienste gestanden, lautete:

Ich versichere hiermit aufrichtig, daß die L. aus L., so sich in meinen Diensten befand, die ganze Zeit ihres Dienstes sich sehr brav und ehrlich betragen: ich auch an ihr weder mittel: noch unmittelbar nichts von schlechten Aufführungen wahrgenommen, dieses zu bestätigen unterschreibe ich mich elgenhändig.

S. A. S.



Dieses Attest liegt im Originale bei dem Hrn. Isaac Daniel Tzig. Auch hatte eben diese Herrschaft das Mädchen bei den Gerichten mündlich wegen ihrer Treue gelobt.

Ganz gewiß würde der so brave Isaac Daniel Tzig diesem armen verfolgten Mädchen geholfen haben; allein es wurde leider so schnell als möglich bei Seite gebracht. Nicht einmahl ließ man ihm so viel Zeit, den Schein der Herrschaft von Herrn Tzig zurückzunehmen: Denn man befürchtete dieser unpartheische und sonst so menschenfreundliche Mann würde diesen Vorfall zu genau untersuchen: alsdann müßte der Schächter und Consorten den Kürzeru ziehen. Da das Mädchen dem Klepper entdeckte: daß es sich in der Reinigungs-Zeit befände, bei solchen Umständen unmöglich fort könnte; so drang der Klepper darauf: daß das Mädchen an die Landwehre (vor dem Spandauerthore, wohin gemeiniglich die Juden hingebracht werden, welche nicht mehr in die Stadt kommen dürfen.) Zu dem Juden-Inspector Kaufmann gehen und bis zur Besserung bleiben, alsdann aber fort-

marschiren sollte. Dawider setzte sich das Mädchen. Es war einmahl durch den Schächter und seine christliche Wamsell Anonima aus dem Dienste gebracht, wollte von dem Pohlischen Schächter den Schaden, welcher durch den Verlust des Dienstes entstanden, ersetzt wissen.

Zu diesem Behufe ließ sich das Mädchen eine Vorstellung an den Hrn. Hofrath Buchholz machen. In dieser bat es unterthänigst bei den Stadtgerichten: die Sache anhängig zu machen, da es aber von Seiten des Kleppers verhindert wurde, indem dieser es mit Gewalt zur Stadt hinausgebracht sehen will, so bäte es um eine Ordre: daß der Klepper ihm bis nach ausgemachter Sache nichts anhaben kann.

Kaum hatte das Mädchen die Vorstellung schriftlich erhalten; so zeigte es diese erst dem Klepper und vermuthete ihn damit abzuschrecken. Der Klepper sah natürlich darüber scheel, brummte und drohete so sehr, daß das Mädchen zu zittern und zu beben anfang. Jetzt sah sich das arme Mädchen ganz ohne Schutz. Es mußte sich also mit dem Zeugnisse des Kleppers begnügen. Diesem Zeugnisse

fügte die Herrschaft eines nebst einem Zehrpennig bei. So wandelte das unschuldige Geschöpf ruhig fort. Gleich einer verlassenen Waise, welche künftig ihre Verfolger vor Gottes Richterstuhle anklagen wird. —

Noch muß ich Ev. Wohl. von einem Spasse unterrichten. Dieser betraf eine Pohlische Judens-Wette. Vier Pohlacken wetteten: daß Tlantlaquatlapatli nichts mehr über den Juden Schächter und sein christliches Mamsellchen abdrucken ließe. Drei Juden wetteten dagegen und einer dafür: daß Tlantlaquatlapatli fortfahren würde! Acht Tage darauf lehrte die Erfahrung, daß die drei ihre Wette verloren. Verdient dieser Scherz nicht angeführt zu werden? Ich bin u. s. w.

S.

Leben, Thaten und schreckliches Ende des berühmten Schlächter Knecht s, Straßens-Räubers und Mörders, Johann Christian Lenz.

(Beschluß.)

(Man sehe 112 und 113tes Stück Seite 263.)

Acht Tage vor der Hinrichtung konnte man Lenz in seinem Gefängnisse sehen und sprechen.

Von selbst versteht es sich, daß man erst seinen Zoll entrichten mußte. Je mehr, je lieber. Die Hauptfragen, welche die Zuschauer thaten, waren meistens: Wie es ginge? ob ihm das, was er gethan hätte, auch recht leid wäre? Lenz antwortete: — Ja. Es wäre ihm alles von Herzen leid. Er wünschte nie so etwas begangen zu haben. Auf die Frage, warum er diese Mordthaten ausgeübt hätte? versetzte er: Er hätte kein Geld mehr und doch zu bezahlen gehabt, und sich auf keine Art zu helfen gewußt!

Die zwei letzten Tage vor seinem Ende ließ man, welches auch sehr gut war, fast niemand mehr als diejenigen, welche Berufshalber da seyn mußten, zu ihm. Der Herr Inspector und Prediger Ambrosius fuhr mit seinen Besuchen fort. Außer ihm besuchten ihn noch verschiedene andere Geistliche. Das Abendmahl wurde ihm gereicht. Noch verdient angemerkt zu werden: daß Lenz bei Anhörung des Urtheiles seine Geistesgegenwart nicht verlor. Bei der Stelle aber, auf einem mit einer Kuhhaut bedeckten Schinderkarren rückwärts gegen das Pferd sitzend, zuckte er schmerz-

haft die Achseln. Also ein Beweis, daß er diese Strafe für die allergrößte Schande hielt.

Je näher die Stunde seines Todes herannah-  
te; desto sichtbarer wurde die Unruhe seiner Seele.  
Die Erinnerung an dasjenige, was er begangen  
hatte und das, was ihn noch erwartete, preßte  
ihm den stärksten Angst: Schweiß aus. Seine  
Stirne, überhaupt sein Körper schien durch vor-  
läufige Todes- Tropfen eingeneßt zu seyn. Sein  
Puls war oft kaum merklich und sein Schlaf nur  
ein fürchterlicher Vorbereitungs- Schummer.

Wöchte doch diese kurze aber wahre Zeichnung  
auf diejenigen etwas wirken, welche auf dem We-  
ge eines Freigeistes wandeln. Wöchten sie um-  
kehren und an diesem Missethäter abermahl ein  
Beispiel nehmen und daraus erkennen: Es gibt  
noch ein gewisses Wesen, vor welchem wir  
einst alle Rechenschaft ablegen müssen! Ge-  
setzt auch diese schwachdenkende Köpfe hätten  
Recht: es hörte nach diesem Leben alles auf. Wa-  
rum konnte denn Lenz seinen Geyer, welcher ihm  
nach der That an dem Herzen so nagte, nicht töd-  
ten? —

Sehen bis zwölf Tage vor seinem Ende wurden allerlei Liedlein, welche weiter unten angeführt werden sollen, verkauft. Diese bestimmten schon das Ende den 12ten Januar. Endlich aber wurde der Tag seiner Hinrichtung auf den Dienstag den 19ten Januar festgesetzt. Den 16. 17. und 18ten vorher zerbrachen sich sehr viele Menschen ordentlich die Köpfe, was für einen Weg er wohl nehmen würde. Man stellte Wetten an. Der eine wollte es immer besser als der andere wissen. Sogar ging ein geschriebenes Blatt unter der Rose herum, welches den Zug, überhaupt alles näher bestimmte.

Der 19te Januar erschien. Kaum dämmerte der Tag, so sah man auch die Straßen nächst der Hausvogtei voll Menschen wimmeln. Gegen acht Uhr traf das Militär ein. Dieses bestand in den Wachtparaden der Regimenter des Herzogs Friedrichs von Braunschweig, des Generallieutenants und Commandanten von Braun, Generalleutenants von Pfuhl und des Generalmajors von Lichnowsky. Dem Herrn Generallieutenant von Braun war das Commando übertragen. Wie gewöhnlich wurde in einem geschlossenen Creise

dem Inquisiten, welcher in ein weißes Gewand weißen Mütze mit rothem Bande eingehüllt, mit weißen Strümpfen und ledernen Handschuhen bekleidet war, das Urtheil unter Präsentirung des Gewehres vorgelesen, hernach der Stab gebrochen, darauf das Gewehr wieder geschultert, Lenz aber den Schinder-Knechten übergeben. Diese brachten ihn rückwärts gegen das Pferd sitzend auf den Schinder-Karren und wickelten vorzüglich die Füße in die Röhhaut ein. Auf dem Schinder-Karren bemerkte man einen kleinen Sitz, vermuthlich ihm den langen Weg etwas bequemer noch zu machen.

Etwa um halb neun Uhr begann der Zug. Diesen eröffneten einige Ebenischen Husaren und machten Platz. Zuerst kam das Regiment von Braun. Ihm folgten die Regimenter v. Lichnowsky, Herzog Friedrich von Braunschweig, endlich von Pühl. Nach diesen kam Lenz gefahren. Eine Anzahl Husaren begleitete ihn auf beiden Seiten vor- und rückwärts, und suchten die Menge der Menschen abzuhalten.

Der Weg nach dem Richtplatze war über die neugebaute Mührenbrücke, rechts um die Märg-

grafen: Ecke über den Gensd'armes: Markt, doch so daß die Thürme links blieben: ferner an der Jägerstraße vorbei über den Gensd'armes Markt in die Charlotten: von da durch die Bären: Straße unter die Linden, die Linden links hinunter in die Friedrichs: Straße, über die Weidendammer: Brücke zu dem Oranienburger Thore hinaus.

Vor dem Hochgerichte wurde abermahls ein Kreis geschlossen, Lenz abgesetzt und von zwei Schinder: Knechten nach seiner Bestimmung geführt. Den ganzen Weg saß er mit niedergeschlagenen Augen, etwas gebückt und gefalteten Händen.

Raum hatte er den Rabenstein bestiegen; so sah man ihn auch zu seiner Bestimmung vorbereiten. Nach zehn Schlägen mit einem neuen Rade, wovon 4 auf Arme und Füße, 3 auf die Brust und 3 in das Genick kamen, wurde endlich Lenz auf ein für ihn bestimmtes Rad geflochten. Die Glocke war dreiviertel auf 10, als er den verdienten Lohn seiner Thaten empfangen hatte. —

Dies, lieben Berliner, ist leider die wahre Geschichte des Johann Christian Lenz. So unangenehme Gefühle meine Seele empfand, als ich alles niederschrieb; so mußte ich doch die Pflicht





eines unpartheiſchen Volks; Schreiberſers erfüllen. Höchſt traurig war dieſe Pflicht. Euch zu gefallen, Bürger Berlins erfüllte ich ſie ſo treu als möglich! Leſet die Geſchichte noch einmahl! Beherziget ſie! Hebt ſie auf! Leſet ſie zuweilen euern Kindern vor! Sagt ihnen: daß wer von der Tugend wechſet, der ſiele von Laſtern zu Laſtern und müſſte endlich auch eines ſolchen ſchmählichen Todes wie Lenz ſterben.

---

### Volksgedränge und Urtheile. Erinnerung an den Scharfrichter Brand.

Bei den wichtigſten Feierlichkeiten kann der Zulauf und das Gedränge der Menſchen unmöglich größer als bei dieſer Hinrichtung geweſen ſeyn. Raum war der für Lenz unglückliche Tag angebrochen, ſo wimmelte, wie ſchon gemeldet, alles von Menſchen.

Ich will Lenz recht betrachten, erwiederte etzner: darum nahm ich meinen Tubum mit. Indem erſchien Lenz wirklich auf dem Rabenſteine. Man ſah nach ihm und man ſah ſo gut, als gar nichts. Und die Urſache? — Weil der ganze Rabenſtein

mit Menschen von allerlei Ständen angefüllt war. Ganz gewiß bleibt dieses grundfalsch. Wofür ist denn der Habsenstein? Wurde er nicht deswegen erhöht gebaut, damit die Zuschauer den Hinrichtenden Missethäter bequem sehen können? Schlechterdings gehören bei der Hinrichtung keine andere Personen, als diejenige, welche vermöge ihres Amtes und Berufes da seyn müssen. Viele von den Zuschauern haben darüber, daß sie nichts sehen konnten, gar baß gebrummt. Ja, sagten sie: Kein Aemtchen ohne Schlämpchen. Da nehmen die Knechte Bier-Gelder und lassen so viele herauf, als nur herauf können.

Tlantlaquatlapatli will dieses nicht behaupten, weil ihm dieser Fall nicht begegnen konnte, denn sein Nerven-System gestattet durchaus nicht, einen solchen nahen Augenzeuge abzugeben. Allein erinnern muß er doch und zwar im Namen vieler Zuschauer: Ob der Scharfrichter Brand davon weiß oder nicht? Weiß er nichts davon, daß seine Leute Bier-Gelder genommen haben, so kann ihm freilich nichts zur Last gelegt werden. Weiß er aber etwas davon, so hat er Unrecht, daß er es geschehen läßt. Ueberhaupt soll noch niemahls der Ka-

bensteln so menschenvoll als diesesmahl gewesen seyn. Dieses bleibt ebenfalls sehr unrecht.

Sollte also künftig einmahl, welches aber Tlaxtlaquatlapatl wahrlich nicht wünscht, wieder eine Hinrichtung geschehen: so erinnert man den Scharfrichter Brand die Einrichtung so zu treffen, daß niemand auf den Rabenstein komme, außer diejenigen, welche dahin gehören. Darum geschehen eben die Strafen öffentlich, damit sich ein jeder davon überzeugen und ein Beispiel daran nehmen soll. Wenn man aber so gut als gar nichts von der Vollziehung der Strafe zu sehen bekommt; so kann ja unmöglich die Wirkung auf die Herzen der Zuschauer allgemein seyn und — wegen Mangel des Raumes, folgen die noch übrigen Bemerkungen künftig.

---

## Gegen: Erklärung.

Der Herr Buchhändler Weber nahm es sehr übel, daß Tlantlaquatlaparli in dem letzten Stücke S. 285 anzeigte: der Kupferstich wäre bei ihm à 4 Groschen in Commission zu bekommen. Daher ließ er erklären, daß er davon gar nichts wisse. Seine Leute hätten 4 Exemplare und zwar von dem Factor der Königl. Real: Schul: Buchhandlung Herrn Brüder in Commission erhalten. Er, wie gesagt belästige sich nie: mahls mit solchem Quark, bei welchem doch nichts vernünftiges herauskäme.

Raum hörte dieses Geständniß Tlantlaquatlaparli von dem Herrn Weber; so muß er freilich seinen Irrthum gestehen. Indessen wird doch Herr Weber Tlantlaquatlaparli's redliche Absicht nicht verkennen. Einzig ging sie dahin. den Kupferstich anzuzeigen, folglich bekannt zu machen und ihn zu überzeugen; daß er sich herzlich freue wenn sein so schön und wohlgetroffenes Portrait recht viele Käufer finden mögen. Daß aber bis jetzt so viele Käufer nicht kamen, mag wohl diese Ursache seyn: weil so mancher Mensch im gemeinen Leben den Hansmurr als Original vorstellt, folglich wird ihm auch die allerschönste Copie unnütz.

Da nun Tlantlaquatlaparli diesesmahl wegen der Commission des Herrn Weber's geirrt hat; so muß er natürlich es anzeigen. Aus der Erklärung ergibt sich: daß Herr Brüder, Factor der Königl. Real: Schul: Buchhandlung bis jetzt der Haupt: Commissionair des Kupferstiches noch ist. Tlantlaquatlaparli meldet dieses denjenigen, welche sich den Kupferstich noch anschaffen wollen, k. loß deswegen, damit sie sich nicht so verirren mögen, wie er sich geirrt hatte.

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
Volksblatt.

---

117tes Stück.

Berlin, den 26. Januar. 1790.

---

Volks = Spiegelei,  
oder:  
schön moralisches Schattenspiel an der Wand.

---

Wollt ihr Jungfern, Herrn und Frauen  
Volkes Spiegeleien schauen? —  
Könnt hier sehen allerhand  
Schattenspiel schön an der Wand.

---

Erste Vorstellung.

Der Windbeutel.

Hier, meine Damen und Herren, erscheint zuerst  
ein noch junges Herrchen. Seltn Aeußerliches ist  
außermäßig, sein Innerliches aber wimmelt voll

Windbenteleien. Er war der Sohn eines rechtschaffenen Mannes. In seiner Erziehung wurde nichts versäumt. Viele tausende kostete er auf Universitäten: dafür lernte er vorzüglich reiten, fahren, tanzen, Krahlsüße machen, viele Worte ohne Wahrheit sagen, den Damen die Hände küssen, die Leute herunterreißen, Schuldenmachen und bloß seinem Triebe folgen.

Hier können ihn die Damen und Herren noch in der Lage sehen, wo er an weiter nichts denkt, als das zu thun, was er für gut findet. Nach dem Tode seiner Aeltern setzte er sein Schlaraffen-Leben noch einige Zeit fort. Alle neue Moden ahmte er nach, machte mancher Dame den Hof. Diese führte den Bleibhaber an dem Narren-Seile herum und schickte ihn, wenn sie seiner müde war, weiter. Sein Hauptgeschäft bestand in Neuigkeiten aufzufangen, das Vademecum auswendig zu lernen, sich zu parfümiren und zu pußen, vorzüglich auch sich in fremde Dinge zu mischen: Familien-Zwistigkeiten anzuzetteln, alles zu verachten und nur selbst groß zu schelnen. —

Nun werden wohl die Damen und Herren ganz gewiß vermuthen, daß unser junger Wind-

beutel ein Ende mit Schrecken nehmen mußte. Aber hören sie erst, wie er sich aus seiner Lage zog.

Kaum hatte er einige Jährchen nach dem Tode seiner Aeltern fortgewirthschaftet; so nahm nicht nur sein Geld ein Ende mit Schrecken, sondern er kam auch bis über die Ohren in Schulden. Leben wollte man, arbeiten aber nicht, was fängt man an? — Hier meine Damen und Herren, erscheint er auf eine neue Art. Jetzt gleicht er nicht mehr dem süßen parfümirten Stutzer, sondern einem wahren Gefangenen, welcher seine Thaten derb abbüßen muß. Und durch wen? Durch ein Weib!

## Zweite Vorstellung.

### Weiber Zucht.

Darüber werden sie sich verwundern, meine Herren! Aber alles geht ganz natürlich zu. Sehen Sie, hier kommt die Frau Geheimrätthin, seine Frau Gemahlinn! Sehen Sie, wie sie aufpaßt, auf ihn Achtung gibt! Wahrscheinlich wollen sie die Geschichte wissen? Ich will sie ihnen erzählen. Unser Windbeutel wußte sich fast auf keine Art mehr zu retten. Nichts in dem Hause war

mehr seyn: Alles gehörte dem Juden. Eine Haushälterin zog ihn gleichsam gar aus. Sich einigermaßen zu retten, mußte er kein anderes Mittel, als eine reiche Frau zu bekommen. Aber wen, wen sollte er nehmen? — Ein junges, rasches zugleich reiches Frauenzimmer bedankte sich für ihn, weil man wußte, was er für ein Patron gewesen war. Eine Alte also mußte seiner Noth ein Ende machen; denn dachte er, wenn die Frau auch alt ist, desto besser. So stirbt sie bald. Ihr Geld heirathe ich und nicht sie. Vor der Hand traf er die Maßregeln, sprach mit seinem ersten jüdischen Creditor, welchem sein ganzes Hausgeräthe gehörte und entdeckte ihm sein Plänchen. Der Jude, so bald er nur Wahrscheinlichkeit hat, etwas zu gewinnen, beruhigte sich nicht nur, sondern schlug auch ein reiches Frauenzimmer vor. Es ist schon nahe an 60, setzte der Jude dazu. Aber was schadet es? 50 bis 60000 Thaler decken alles zu. Wissen sie was, fuhr der Jude fort, geben Sie mir auf 1000 Ducaten eine Verschreibung. Bekommen sie die Mamsell, so bezahlen sie mir das Geld. Der Windbeutel ließ sich alles gefallen.

Bermuthlich werden sich die Damen und Herren verwundern, daß ein so reiches Frauenzimmer



in dem Herbst<sup>e</sup> seiner Jahre erst in den Ehestand trat. Die Sache aber verhielt sich also. Mamsellchen spielte in seiner Jugend eine wahre Kofette, die Mannspersonen an der Nase herumzuführen, sie lächerlich zu machen, war ihr größtes Vergnügen. So verging ein Jährchen nach dem andern und das Mamsellchen wurde alt. Was war nun zu thun? Der obberührte jüdische Creditor brachte die Heiraths-Geschichte in den Gang. Mamsellchen dachte lieber noch einen jungen Windbeutel zu heirathen, als gar keinen Mann zu bekommen. Kurz: Alles wurde richtig. Es kaufte, um nicht bloß Madame zu heißen, dem Liebhaber einen geheimen Rathstitel, versprach ihm ein wöchentliches Taschengeld und nach dem Tode alles. Der Windbeutel schlug mit Freuden ein und dachte: wenn ich nur erst der Mann bin, dann wollen wir sehen, wer Herr in dem Hause ist. Einige Wochen nach der Trauung vergingen nach gewöhnlicher Ehestands-Sitte. Endlich zog der junge Ehemann seine Selten höher. Die Frau Geheimerräthin verstand das Ding unrecht. Was schrie sie, will mir der Musse so kommen? Wer machte ihn zum Geheimenrath? Wer machte ihn zum Manne? Wer muß ihn er-

nähren? O Donner und das Wetter! Will mir der Herr Gemahl nicht mit Güte folgen; so werde ich mich als ein wahrer Teufel betragen. Der Herr Geheimerath lächelte anfänglich, wollte durchgreifen, fand sich aber zu schwach.

Dieses können die geehrtesten Damen und Herren hier aus seiner Miene sehen. Er fand sich in seinem Plane betrogen und mußte der Frau die Herrschaft lassen. Nicht das geringste durfte er ohne Sie thun. Jeden Groschen mußte er vorrechnen. Gleich sieht sie scheel, wenn er eine Miene macht, welche ihr nicht ansteht.

Auf diese Art verfrischen einige Jährchen. Der Herr Geheimerath lauerte auf ihren Tod und tröstete sich damit, aber das Blatt wandte sich. Innerlicher Verdruß, Gram, fehlgeschlagene Hoffnung trafen in seiner Seele zusammen. Er fing an zu kränkeln. Ein Gallenfieber stellte sich ein und ein Faulfieber gab seiner ohnehin sehr geschwächten Natur den letzten Stoß.

Schauen sie meine Damen und Herren, wie abgezehrt er auf seinem Sterbebette liegt. Nichts gleicht ihm mehr. Alle ehemalige Freunde verlassen ihn. Und selbst seine Frau machte ihm zuletzt noch seine Todesstunde schwer.

Dieses war das kurze Leben und Ende eines Windbeutels. Ein jeder kann aus dieser Geschichte lernen: was für eine elende Rolle in der Welt ein solcher Mensch spielt. Ferner kann man daraus lernen: daß ein Mensch, welcher aus solchen Grundsätzen heirathet, meistens unglücklich wird und ebenfalls ein solches trauriges Ende nimmt, wie unser Windbeutel genommen hat.

( Die Fortsetzung folgt. )

Bemerkungen bei der Hinrichtung des Johann Christian Lenz. Volks-Verurtheilung wegen des armen Sünders Blat.

Weil Tlantlaquatlapatli das letztemahl nicht alles das, was er bei der Hinrichtung bemerkt hatte, erzählen konnte; so muß er natürlich das übrige nachholen.

Berührt wurde schon S. 315, daß das Volksgedränge unglaublich war. Das Menschen-Gewimmel dauerte so fort, bis nach dem Hochgerichte. Alle Fenster, an welchen der arme Sünder vorbei mußte, waren besetzt. Gar artig ließ sich ansehen: wie so manche Dame in ihrem schönen farbigen Pelze gleichsam eingewickelt, achtung gab, ein Täßchen Caffee an dem Fenster ein-

Schärfste, vermuthlich deswegen, damit ja nichts veräußert wurde. — Sogar auf den Dächern bemerkte man Leute. Von entlegenen Gegenden kamen Menschen zu Fuße, zu Pferde und gefahren, dieser Hinrichtung beizuhohnen zu können. Bauern und andere Fuhrleute brachten leere Wagen und ließen einige Groschen, damit zu verdienen, die Leute darauf stehen. Da bei einigen Wagen die Last zu schwer zu werden anfang, so wurde mancher Wagen in Stücken zertreten. — Bequem kann man so bis 60000 Zuschauer annehmen. Auch fand sich eine beträchtliche Anzahl, welche für den Wagen gesorgt hatte. Denn sie verkaufte Semmel, Kuchenwerk, Schnaps und andere Liquors, auch Caffe die Tasse für 6 Pfennige.

Eine andere Gattung übte sich in der Kunst der langen Finger. Während dessen, daß man Lenz's Lebenslichtlein ganz auslöschte, machten sie einen Seitensprung des siebenten Gebotes nach dem andern. Ein Zuschauer vermißte sein Taschentuch, der andere seine Uhr, der dritte seine Dose u. s. w. Einige dieser langbefingerten Gäste wurden ertappt und lederweich geschlagen; andere hingegen kamen glücklich davon.

Je näher Lenz dem Hochgerichte kam, desto größer wurde natürlich das Gedränge. Nun wollte jedermann den Unglücklichen noch einmahl in das Gesicht fassen. Aber umsonst! Sein Haupt hing vorwärts und er schien mehr als halb todt. — Du, nu sagten einige, da wir ihn jetzt nicht sehen, so werden wir ihn doch ganz gewiß noch einmahl auf dem Rabensteine zu Gesichte bekommen. — Wie viel man aber zu sehen bekam, hat man das vorlge mahl Seite 316 angeführt.

Das so ansehnliche militairische Commando konnte dem Gedränge nicht steuern. Viele kletterten an dem Rabensteine hinauf und es schien, als wollten die Leute Sturm laufen. Daß es bei dieser Hinrichtung nicht so exact, wie bei vorhergehenden herginge, möchte wohl auch daran liegen: weil diese Hinrichtung nicht durch den Scharfrichter geschah. Kaum war alles vorbei, so drängten sich verschiedene Leute an das Rad, auf welches er gehockt wurde. Theils fingen sie von dem Blute des geräderten Lenz etwas in das Schnupftuch, theils in Büschchen und Gläschen und hoben alles auf das heiligste auf. Als man die Sammelnden deswegen fragte: so sagten sie: daß dieses

Blut theils für die fallende Sucht gut wäre; theils könnte man auch, wenn man nur einige Tröpfchen bei sich trüge, den bösen Feind vertreiben, und so, daß er über uns gar keine Macht hätte. Wer sollte solchen Aberglauben noch vermuthen? — Wacht dafür über euer Herz! Verstärket euern Gang zum Guten und Nützlichen! thut alles das, was euch die Leute thun sollen, selbst; so wird der innerliche Teufel niemahls über euch herrschen. So lange ihr aber dieses nicht thut; so lange wird euch des armen Sünders Blut ganz gewiß nicht das geringste helfen!

Uantlaquatlapatli bemühte sich wenigstens etwas auf die Bewegungen und Eindrücke des Volkes Achtung zu geben und überzeugte sich abermahls von der so sonderbaren Verschiedenheit. Es geschieht ihm recht, dem Racker, riesen ehnige, dem Schindersknecht! Noch viel zu gelinde ist diese Strafe! Glied um Glied sollte man dem Kerl am lebendigen Leibe ablösen! Bei solchen Aeußerungen schämte sich Uantlaquatlapatli ein Mitmensch derjenigen zu seyn, welche so lieblos urtheilten. Wahr ist es, daß Lenz Thaten schrecklich waren. Sie sind verabscheuungswürdig! Aber Mensch gegen Mensch!

Welches redliche Herz wird nicht den Unglücklichen bedauern! Darum hört er nicht auf unser Mitmensch zu sehn.

‘Eine weit beträchtlichere Zahl aber fand sich, welche bei der Hinrichtung dem armen Sünder eine Thräne nicht versagten. Seht ihr, sagte ein Hausvater zu seinen schon erwachsenen Kindern, seht ihr die Folgen, wenn man böses thut? Hütet Euch, Kinder vor dem ersten Schritte! Thut ihr ihn, so macht ihr auch den zweiten und kommt endlich auch so weit!

Eine dritte Gattung verfehlte nicht, auch entweder mit Witze oder Einfalt ihr Schärffeln beizutragen. Gerade an dem Tage, an welchem Lenz hingerichtet wurde, war des Abends Redoute. Ja, ja, schrie einer unter dem großen gaffenden Haufen, als Lenz auf dem Wege war: Seht, seht! Lenz fährt in die Redoute und hat einen Domino um! In der That ein sehr trauriger Witz! Ein Witz, welcher eben nicht viel wahren Anthell verleiht! — Eine Frau versicherte einer andern. Sobald Lenz gerädert würde, so flöge seine Seele nach dem Himmel. — Es ist doch sehr hübsch, wenn man auf das Rad geflochten wird, sprach ein junger Herr zu ei-

ner Dame. — Und warum? — Man hat eine so ansehrliche Begleitung und wird doch auch in den Zeitungen bekannt gemacht. — Ganz vortrefflich; — erwiderte lächelnd die Dame. So folgen sie diesem Beispiele, denn sonst dürften sie nicht in den Zeitungen bekannt gemacht werden.

Aus der Antwort der Dame erhellte, daß sie Verstand besaß. Denn derjenige, welcher diesen Witz sagte, rechnete sich unter die Gelehrten.

Sie wissen doch, sagt ein anderer zu einem dritten, daß vor einigen Jahren ein Bedienter verbrannt wurde? — O ja! — Sagen Sie mir doch, auf welchem Rade er liegt? Tlantlaquatlapatlil hielt anfänglich diese Frage für Scherz. Ueberzeugte sich aber sogleich aus der Miene, daß alles Ernst war. Der Gefragte erwiderte auch ernsthaft: der verbrannte Bediente ist weiter unten. Sein Pfahl ist wohl noch zu sehen, allein auf dem Rade kann er nicht wie andere liegen, weil er ja verbrannt wurde.

Noch einige Umstände, Johann Christian Lenz und sein Testament betreffend.

Die Reden, welche jeder arme Sünder gleichsam vor den letzten Augenblicken seines Lebens äußert, verdienen allerdings, es versteht sich, daß



sie wahr sind, nachgeholt zu werden. Denn dadurch lernt man den Character eines solchen Menschen näher kennen.

Daher kann Tlantlaquatlapatli nicht nur diejenigen Aeußerungen, welche von Lenz Selter 269 und 310 aufgezichnet wurden, bestätigen; sondern ist auch in dem Stande noch einige Bestimmungen, welche er in Gegenwart mehrerer Personen that, mitzutheilen.

Aeußerlich wenigstens blieb sich Lenz immerzu gleich. Desto stärker war seine Unruhe der Seele. Jedem, welcher ihn fragte, ob ihm seine Sünden auch leid wären? antwortete er mit einem zu versichtlichen Tone: daß ihm alles von Herzen leid wäre. Andere fragten ihn: ob er, wenn ihm die Wahl gelassen würde, nicht lieber an dem Leben bleiben möchte? — Nein, erwiederte Lenz. Denn er würde doch in dieser Welt keine Ruhe mehr haben. Immer stünden ihm die Ermordeten vor seinem Gesichte. Wo er ginge, wo er hinsähe, wäre es in seinem Gemüthe allezeit so; als ob die Bäume und Wände, ja jedes Sand- Korn ihn ansähen, daß er ein solcher Mörder gewesen wäre. Alles schien ihn anzuklagen. Auch bei diesem

Geständnisse blieb er. Daher läßt sich es erklären, daß er, als man ihm nach seiner Bestimmung fuhr, immer etwas gebückt und meistens mit geschlossenen Augen saß. Unter dem Hochgerichte schlug er die Augen auf seinem Wagen plötzlich auf. Kaum hatte er die Stätte seines Todes bemerkt; so schlug er auch sogleich die Augen wieder nieder.

Ein noch auffallender Zug seines Characters ist dieser: daß er durchaus das Hemd an seinem Sterbetage anziehen wollte, welches er bei der Ermordung an dem Leibe hatte und bestand darauf. Natürlich wurde ihm dieses zugestanden. Eh er es aber anzog, so betrachtete er es vorher noch sehr genau: ob es auch wirklich dieses Hemd wäre. Kaum hatte er es dafür erkannt; so zog er es auch an, dergleichen seine andere Kleider, mit welchen er einst nach Berlin gebracht wurde.

Was seinen letzten Willen oder Testament betrifft, wovon S. 269 schon etwas erwähnt wurde, so kann man vorläufig nichts als dieses melden: Es ist gewiß, daß er eines gemacht haben soll. Im Publico will man zwar schon nähere Umstände wissen. Alle diese aber sind falsch. Sobald man aber alles näher bestimmen kann; so wird *Uantla quatlapatl* diesen wirklich so klein scheinenden

aber doch äußerst merkwürdigen Gegenstand seinen Lesern ohne Vorzug bekannt machen.

---

## Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

( Dritte Fortsetzung. )

( Man sehe 115 und 116tes Stück Seite 299. )

In England, Rußland, Schweden, Wien u. s. w. wurden auf öffentliche Kosten große und kleinere Institute errichtet. In diesen fanden sehr viele Menschen durch die Impfung vor den natürlichen Blatterntod Schutz und Sicherheit. Ganze Dörfer wurden in mehreren Ländern theils auf Landesherrliche Verfügungen, theils von wohlthätigen Gutsherren durch die Inoculation den Gefahren der natürlichen Blattern entzissen.

In der That muß man sich bei einer solchen Menge von Thatfachen wundern, daß ein so nützliches und wohlthätiges Institut auf eine so erstaunende Art konnte angefeindet und verfolgt werden.

Die Hauptfrage bei diesem Gegenstande scheint wohl folgende zu seyn. Ob die Pocken von einer, in jedem menschlichen Körper gegründeten Bearbeitung und Auswerfung einer gewissen ihm angebore-

nen schädlichen Materie beruhe? Da es aber richtig ist, daß die alten Aerzte die Pocken nicht kannten. — Da man die Zeit weiß, wann und von wem die Blattern zuerst in gewisse Länder und Gegenden gebracht worden sind; da die Erfahrung bestätigte, daß Nationen sich gegen die Blattern durch einen Cordon, wie gegen die Pest schützen könnten; so können die Blattern unmöglich aus dem allgemeinen Bau und Beschaffenheit des menschlichen Körpers fließen, weil sie nicht alle Menschen, selbst nicht alle Nationen bekommen.

Sind aber die Blattern die nothwendigen Folgen der allgemeinen menschlichen Oeconomie, so hängt die jetzt unter den cultivirten Nationen fast allgemeine Gewißheit, die Blattern überstehen zu müssen, von dem Blatternzunder ab, dieser ist unter den miteinander verflochtenen Nationen an dem einen oder andern Orte vorhanden und wird daselbst gleichsam aufbewahrt und von da wieder bereitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Chronic. von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
Volksblatt.

---

II8 und II9tes Stück.

Berlin, den 30. Januar. 1790.

---

T a g e b u c h  
des  
Königl. National-Theaters in Berlin.  
(49te Fortsetzung.)  
September. 1789.

Den 28ten. Der argwöhnische Liebhaber.  
Madame Engst spielte das Fülchen. Unzelmann  
den Valbrian Klau. Doch ziehen wir in diesem  
Character Carl Döbbelin vor. Leer.

Den 19ten. Auf Begehren: Der Irwisch.  
Noch immer erhält sich dieses Stüktspiel wegen sei-  
ner so beliebten Music, welche eine der besten des

Baron's von Kosboth bleibt und ihm als Liebhaber der Tonkunst wahre Ehre macht.

Den 30ten. Auf vieles Begehren. Menschenhaß und Reue. Zum 18ten male. Wer würde Madame Unzelmann als Eulalia nicht vergeben können!!!

### Anmerkungen.

Bald hätten wir anzuzeigen vergessen, daß ein gewisser Erdmann mit seiner werthesten Ehehälfte wegen Engagement eingetroffen war. Natürlich sah Hr. Professor Engel voraus, daß diese Leute in Berlin in Berlin nicht fort kommen dürften. Denn außer andern Fehlern sprachen sie auch den Reichs-Dialect. Indessen, weil Madam Erdmann's Figürchen für Soubretten schien, wurde ein Versuch aber privatim gemacht. Man eß ihr daher das Gulchen im argwöhnischen Liebhaber in Gegenwart mehrerer herfaaen. Der Erfolg aber versprach nicht die aewünschte Hoffnung. Das Ende davon war, daß man sie in Apolls Mahmen weiter schickte. Wir müssen gestehen, daß wir dieses Betragen des Herrn Professor Engels sehr billigen. — Madame Engel erhielt ihre Entlassung. Sie spielte vorzüglich Soubretten. Indessen haben wir nicht Ursache, ihren Abgang zu bedauern.

Herr Wiedemann erhielt ein Engagement nach Riga mit 16 Rubeln wöchentlich. Von selbst versteht sich, daß er, da er hier die Woche 6 Thaler bekam, Apolls Rufe folgte und von hier abging. Werdenken können wir ihm dieses gar nicht.

## October.

Den 1sten. Auf Hohen Befehl: Athalia. Demjenigen, welchem dieses Stück am wenigsten behagte, ist der Kuchenbäcker, der in dem Theater für Erfrischungen und so weiter sorgt. Bekanntlich wird in Athalia der Vorhang nicht herunter gelassen. Folglich hat er auch sehr wenig Zuspruch.

Den 3ten. Auf Hohen Befehl: Das Käuschchen. Wir wünschten, daß Mattansch als Coua. mehr Gleichheit des Tones beobachtete.

Den 4ten. Lilla. Ueber Madame Baranias als Bertha bruminten viele. Sie behaupteten, daß sie als Schärerin nicht so gepuht und frei gehen sollte. Sehr voll.

Den 5ten. Maria Stuart. Heute, desto leerer. Die Glocke mußte wetterkänisch geworden seyn, denn sie klang sehr dumpf.

Den 6ten. Die glückliche Jagd. Röschen und Colas. Ihre K. Hoheiten der Cronprinz und der Prinz Ludewig beehrten die Vorstellung. Madame Greibe wurde als Mutter Anne wieder da Capo gerufen, Greibe als Matthles reichte Unzelmann als Peter Rothkopf eine Prlse Toback

in einer silbernen Dose und sprach: *Parlés donc!* Unzelmann nahm eine Prise und nießte darauf ziemlich stark. Einige vermutheten, es wäre etwas in dem Tobacke gewesen; ein anderer nahm sich sogar die Freiheit und pff; der dritte wurde während des Nießens ziemlich laut.

Den 7ten. Emilia Galotti. Heute fiel doch keine solche Unordnung vor, als den 1sten August vorgefallen war,

Den 8ten. Jack Eplien. Die offene Fehde, Verschiedene Unruhen hinter dem Theater trugen sich heute zu, welche wir zwar wissen, uns aber nichts angehen, noch weniger hieher gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Inhalt und Vorstellung der Oper Ulysses Rückkunft zur Penelope.

Ulysses kömmt nach einer 20jährigen Abwesenheit in die ihm gehörige Insel Ithaka zurück. Seinem Sohne Telemach gibt er sich zu erkennen; seinem Weibe Penelope aber nicht eher, als bis er sich von seiner wahren Treue überzeugt und an den stolzen Fürsten, welche auf eine unanständige Art



um Hand und Herz zu hohlen suchten, Rache genommen hatte. So zu handeln, war ihn von der Minerva vorgeschrieben. Zur Ausführung des Planes veränderte ihn die Göttinn Ulysses dergestalt, daß ihn bei seiner Nachhausekunft niemand erkennen konnte. Ulysses war nun strengsten Gehorsam zu leisten schuldig: denn durch der Minerva's Beistand entging er nicht nur so vielen Gefahren: sondern auch sein Sohn Telemach. Denn bekanntlich suchte er den Vater auf, begab sich auf die See, erduldete vielerlei Abentheuer und Nachstellungen von Penelope's Freiern, welche Telemach um das Leben bringen wollten.

Gegenwärtiges Singspiel fängt da an, wo Ulysses unerkant in sein Schloß zurückkömmt. Die Handlung läuft bis zu Penelope's Erkennung fort und Homer's Dichtung liegt zum Grunde.

Die Zeit, in welchem sich die ganze Handlung zu trägt, kömmt in dem 20, 21 und 22sten Gesange der Odyssee vor. Diese dauert überhaupt nur 24 Stunden. Eigentlich die Nacht vor dem 39sten Tage und diesen ganzen Tag der Odyssee. Indessen nahm sich der Dichter die Freiheit, die 24

Stunden von dem Mittage des 38sten Tages bis zu dem Mittage des 39sten Tages zu zählen.

Hier gibt sich Ulysses zu erkennen. Telemach war zu eben dieser Zeit in Ithaka eingetroffen.

— Die Fürsten, welche sich so vieler Gewaltthatigkeiten und Ausschweifungen wegen Penelope's Besitz erlaubten, Anschläge gegen Telemach's Leben in den Schld führten und den unerkannten Ulysses zu reizen suchten u. s. w. alle diese mußten nun für ihre Handlungen büßen. —

Homer erzählte: daß derjenige Tag, an welchem alles dieses benegnete, der Festtag des neuen Gottes von dem Schicksale zur Rückkunft des griechischen Helden und zu der Bestrafung der übermüthigen Liebhaber der Penelope vorher bestimmt gewesen wäre.

Die Haupt: Handlung geht in Ithaka vor.

#### Personen.

Ulysses, König von Ithaka, Sohn des Laertes, unter dem Nahmen Amynt, in der Kleidung eines Hirten. Herr Concialini.

Penelope seine Gemahlinn und Mutter des Telemach's. Madame Danzi la Brunn.

Antinous, Prinz vom Geblüte und einer der vornehmsten Freier Penelopes. Hr. Fischer.

Telemach, Sohn des Ulysses und der Penelope. Hr. Tombolini.

Melanthe, eine sehr begünstigte Hofdame der Penelope. Geliebte des Eurimachus und sonst heimlich auf der Seite der Freier.

Mad. Rubinacci.

Eumeus, Sohn des Iteklas, ehemaligen Königs zu Scyrus, von Seeräubern an Laertes, Vater des Ulysses, verkauft und jetzt als Greis Oberaufseher der Heerden des Ulysses.

Hr. Tosoni.

Eurimachus, Prinz von Ithaka, ebenfalls einer von den Freiern der Penelope. Hr. Franz.

Ehre der Freier der Penelope, der Großen des Reiches, der Schloßsänger in Ithaca, der Hirten, Opferpriester und des Volkes.

### Stumme Personen.

Freier der Penelope. Leibwache der Königin Penelope. Hirten. Gefolge des Antinous. Ein Herold.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Nantlaquatlapatl's Zeitung.

### Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

( Vierte Fortsetzung. )

( Man sehe 117tes Stück Seite 333. )

Jetzt bekömmet obberührte Frage eine ganz andere Wendung und Ansehen. Es heisset alsdann nicht: ob die natürlichen oder inoculirten Blattern am besten sind? ( alsdann haben wir gar keine natürlichen. D. i. aus der Natur des menschlichen Körpers allein folgenden Blattern sind eben so wenig als man bei einem in Constantinopel zufällig angesteckten eine natürliche Pest annimmt ) sondern ob die künstlichsten Blattern, welche man wissentlich oder unwissentlich, durch die Ansteckung mittelst des Einathmens oder der im saugenden Gefäße der Haut erhalten hat, denen, durch einen vorsätzlichen Einschnitt eingepfropften vorzuziehen seyn?

Dieses leitet ganz natürlich auf die Ueberlegung: ob und welche Vorzüge die Einimpfung habe: oder vielmehr, da dies durch Erfahrungen unzweifelst erwiesen ist: aus welchen Gründen die eingepropften Blattern im Durchschnitte außerordentlich viel milder, als die andern sind?

Mit Rechte verwirft Gatti im allgemeinen, die ehemahls angegebenen drei Vorzüge: die Vorbereitung, den Ausfluß, welchen man dem Blatterngifte durch die Impfwunde verschafft und die Hülfe, welche die Kunst dieser Krankheit leisten kann,

Den wahren Vorzug hingegen setzt er darin, daß nicht nur

1) sehr wenig Blattergift in den Körper komme, welches daher auch nur wenig Blattern zu erregen scheint, sondern noch vielmehr, daß es

2) bloß seine erste und heftigste Localwirkung hier auf die Haut verrichte; da hingegen bei der gewöhnlichen Ansteckung des Gifts auf die Lungen durch das Athem hohlen, oder auf den Magen durch das Schlingen falle: und nach der Analogie dort eben so heftige Folgen, Entzündung und dergleichen erregen werde, als in jenem Falle auf der Impfstelle. Hierzu kommt

3) bei der Einimpfung mit frischem Eiter, nach der so scharfsinnigen Bemerkung des H. D. Vieusseux: daß das Gift unmittelbar aus dem kranken Körper gleich in dem einzupflegenden komme und nicht durch seine Einschließung und Ver-

zögerung an einem kleinen Orte, einen viel größern Grad Gift annimmt (wie man auch aus Erfahrungen bei der Pest und aus der Analogie andrer innern Verletzungen schließen kann. Zu allen diesen Vortheilen kommen noch

1) daß man durch diese Operation die beständige Furcht und Ungewißheit überwindet, in welcher man lebt.

2) Daß man den Einfluß einer bössartigen Luft, zur Zeit der Pocken oder einer andern Epidemie vermeide, denn, wenn die Blattern jederzeit gutartig wären, so würde es unnütz gewesen seyn, sie einzupfropfen: wären sie aber allezeit bössartig gewesen, so würde man sich nicht erdreistet haben, es wirklich zu thun. Allein man bemerkte, daß sie zu einer Zeit sehr gelinde, zu einer andern sehr tödtlich gewesen waren. Man gab auf die Umstände Achtung, von welchen dieser Unterschied abzuhängen schien. Hieraus wurde geschlossen: verschafft man jemand die Blattern in den Umständen, in welchen man sie gutartig fand; so könnte die Gefahr derselben vermieden werden. In der That war dieses sehr richtig geurtheilt. Der Aus-

gang rechtfertigt den Schluß. Tritt der Vortheil ein:

3) daß man bei der Einpimpfung weiß, was für eine Krankheit behandelt werden soll. Scheinen diese Gründe nicht hinlänglich, die große Geßindigkeit der eingepimpften Blattern vor den sogenannten natürlichen zu erklären?

Nichts destoweniger gibt es bei allen anscheinenden Vorthteilen auch Einwürfe, welche geprüft werden müssen, ehe sich Aeltern entschließen können, ihr Kind der Einpimpfung zu unterwerfen. Man sagt: „ Da doch Einer unter 345 vielleicht unter 3000 stirbt. — können die Aeltern sagen — wenn dieses unglückliche Schicksal unser Kind trifft, werden wir nicht Mörder desselben, indem wir es ohne Noth krank machen und der Gefahr des Todes aussetzen, welcher es vielleicht ohne die Einpimpfung entgangen, auf Zeit seines Lebens entgangen ist, oder doch noch viele Jahre als ein brauchbarer Bürger zum Nutzen des Staates leben könnte? „

Die Erfahrung lehrte, daß nur diejenigen durch das Einpimpfen die Blattern bekommen, deren Körper eine Disposition dazu hat; die andern hin-

gegen nicht. Das einzige Verwahrungsmittel, wodurch wir eine grausame und unvermeidliche Krankheit in eine weniger gefährliche verwandeln können, bleibt auf alle Fälle die Einpflanzung. Warum sollten wir in diesem Falle nicht eben so wohl, wie in andern, der Stimme der Religion, welche uns sagt, daß wir die Mittel gebrauchen sollen, welche die drohendste Gefahr von uns entfernen können, Gehör geben? Warum sollen wir nicht die Pflicht, welche der Staat in Absicht unserer Erhaltung von uns fordert, beobachten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenz auf dem Rade. Besuche und Gebete.

Ungeachtet Johann Christian Lenz 10 Tage schon auf dem Rade ruht; so fährt man doch noch in dem Publico von seiner Geschichte zu erzählen, fort. Tlantlaquatlapatli mißbilliget dieses nicht, indessen wünschet er: daß es bei dem Erzählen nicht allein bleiben, sondern man auch überhaupt ein warnendes Beispiel daran nehmen möchte.

Viele Berliner statteten Besuche bei dem gerärderten Lenz ab und beteten für ihn noch ein Vater Unser. Ein paar alte Weiber, gingen des Nach-



mittages hin und besahen ihn. Sie bemerkten, das an dem Pfahle noch Blut herunter floß. Ach lieber Gott, sagte ein Weib zu dem andern, Seht sie doch, Lenz war unschuldig! — Wirklich? — Ja, ja, ganz gewiß! Er war wahrhaftig unschuldig! Denn guckt sie nur einmahl hin, da läuft noch sein Blut. Wår' er schuldig, so würde sein Blut nicht noch laufen. — Tlantlaquatlapatli muß gestehen, daß er das elende Weib, Geflatsch mit vieler Kergerniß anhörete. Denn gerade als dieses alte Weib seine Grundsätze äußerte, kamen noch andere dazu, traten allem bei und glaubten steif und fest: Lenz wäre unschuldig. Dummheit und Aberglauben, wann, wann werdet ihr euch einmahl vor der Fackel der Aufklärung nicht mehr scheuen? — Noch ein Stückchen! Einige Tage nach der Hinrichtung ging die Sage: Man hätte Lenz gestohlen! — Seht ihr, erwiederte ein anderes altes Weib, seht ihr, daß Lenz unschuldig war! — Als man diesem Weibe hernach versicherte: Lenz läge auf dem Rade? — So muß er doch nicht unschuldig seyn! Und des dummen Zeuges mehr.

---

**Arme Sünder Lieblein und andere Wische.**  
3 und 6 Pfennige Autoren.

Die älteste Leute in Berlin können sich nicht erinnern, daß bei einer Hinrichtung so viele Arme Sünder Lieblein und andere Wische, wie bei gegenwärtiger geschmiert und in das Publicum gestreut wurden. Da sie Tlantlaquatlapatli gesammelt hat, so will er sie doch als eine arme Sünder, Merkwürdigkeit anführen:

1) Wahrhafte Beschreibung der wunderbaren Gefangennehmung, war die erste Broschüre. Das Bildniß kam Tlantlaquatlapatli gerade so vor, als wenn man den Freiherrn von Trenk in dieser Stellung abgezeichnet hätte.

2) Authentische und ausführliche Lebensbeschreibung 2c. mit einer Titel: Wignette.

3) Schauderndes Selbst: Bekenntniß 2c. Nummer 1 und 2 wurden in dem 107ten Stücke, Seite 160; Nummer 3 aber in dem 99 und 100sten Stücke, Seite 55. unter der Aufschrift: Monsieur Nebelstaub ausführlich abgehandelt.

4) Bauern: Gespräch 2c. war eigentlich ein Ausgeschmier aus Num. 1.

5) Jugend Jahre des Inquisiten Lenz 2c.

6) Beur:

6) Beurtheilung der neulich gedruckt erschienenen Jugendjahre 2c.

7) Der Wahrheitgemäße und umständliche Erzählung der Jugendjahre des berücksichtigten Posträubers und Mörders Christian Lenz, wie sie dessen eigene alte Mutter dem durch Lenzens Verhaftnehmung bekannten Scharfschützen Zimmermann erzählt hat. Nebst Lenz Gefangennehmung im Walde und dessen Bildniß im Gefängniß, wie auch einem Warnungsliede über dessen traurigen zu erwartenden Schicksale. Das Warnungslied geht nach der Melodie: Quälet mich nicht ihr Gedanken.

8) Buß- und Sterbe-Lied des Mörders und Posträubers, jetzt aber Reuvollen Sünders Christian Lenz, welcher in Berlin am 12. Januar 1790 in einer Kuhhaut gehüllet, auf den Schinderfarren nach dem Richtplatze gefahren, dann von unten auf gerädert und nachher dessen Körper aufs Rad gelegt worden. Jedem Menschen zum schauernden Exempel und Warnung. In diesem Buß- und Sterbe-Liede schildert Lenz seinen gan-

zen bösen Lebens; Wandel, wie auch den grausamen Mord und Diebstahl, welchen er verübet und nun alles herzlich hierin bereuet, und jeden Menschen warnt, nicht von Gottes Wegen abzuweichen. Das Lied geht nach der Melodie: Es ist gewißlich an der Zeit. Unter dem Titel war ein Holzschnitt. Dieser stellte das Hochgericht vor. Lenz ward in Begleitung hinaus gefahren. Die Raben freuen sich schon und fliegen ihm entgegen.

9) Die letzten Tage von Christian Lenz, nebst einer ausführlichen Nachricht seines Geständnisses und seiner Lebensart im Gefängnisse, von dem Schlichter der Hausvoigtei. Ist noch das vernünftigste.

10) Eben diese letzten Tage wurden hernach noch einmahl und zwar mit Lenzens letzten Gedanken in einem Heimglein verkauft.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Jüdisches Rabbiner Gericht. Einfältiger Vorwand des polnischen Juden- Schächters.

Sendschreiben an den Herausgeber.

Aus den Aufsätzen, welche Erw. von einem meiner Glaubensgenossen unter dem Namen S. (man sehe S. 256 und 305.) in ihrer mit Rechte so unpartheiischen Volksschrift einrücken ließen, bemerkte ich mit Vergnügen: daß die Vorurtheile nach und nach schwinden, daß unter meiner Nation gerechtigkeits liebende Männer auf das thätigste arbeiten, wahre Aufklärung zu befördern und niederträchtige Streiche auf das getreueste zu entdecken suchen.

Vor allen Dingen danke ich auch dem Herrn S., daß er sich so viele Mühe gab, die Schächter-Geschichte näher in das Licht zu setzen. Leider ist alles andern. Ein jeder Unpartheiische erwäge selbst, da der Klepper dem Juden-Mädchen ein Attest seines ehrlichen Wohlverhaltens gab, aus was für einer Ursache es wohl aus der Stadt mußte?

Das Attest, welches Ihnen Herr S. übersandte, konnte ich nicht selbst besorgen; daß ich es

aber noch am eben derselben Mittwoch, wo das arme Juden-Mädchen fort mußte, sogleich, nach dem der Klepper es zugestellt, zu lesen bekam, kann ich auf das S:iligste versichern. Damahls hätte ich es selbst gern abgeschrieben, das Mädchen aber antwortete, das Altest wäre schon häufig genug herum. Darauf reiste es fort. Zur Bestreitung der Reise bekam es noch von dem braven Juden S. A. M. 1 Thlr. 12 Gr., ferner durch eine schnelle Collete noch 1 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. dieses machte zusammen 3 Thlr. 5 Gr. 6 Pf. und konnte doch wenigstens vor der Hand eine kleine Reise antreten. —

Denken sie nur an den Marcus aus Lissa; wie unglücklich gab dieser seinen Geist nicht auf! Dieser kam nur 2 Meilen. Wer weiß wie weit das arme Mädchen herum irren muß? Wahrlich so etwas nennt man schlecht gehandelt! Versichert dürfen Erw. seyn, daß die Aeltesten von der ganzen Geschichte nicht eher etwas, als bis zu ihrer Bekanntmachung erfahren haben. Selbst der Monats-Commissarius, auf welchen sich der Klepper zu berufen sucht (er hätte ihn nemlich den Befehl zur Herausbringung des Mädchens ertheilt) mußte

von dieser Belfeltebringung des Mädchens keine Silbe. Auch ist es bekannt, daß weder die Oberältesten noch Monaths-Commissaire u. s. w. keinen fremden Juden, er sey, was er will, sobald er eine Klage anhängig machen will, aus dem Thore können bringen lassen. Das jüdische Mädchen aber hatte eine Klage wider den Schächter und seine christliche Anonima. Aus Ehrfurcht gegen die Ältesten wollte sie erst die Klage bei dem jüdischen Rabbiner-Gerichte anbringen und alles ruhig abwarten. Die Rabbiner schickten zu dem Schächter den bekannten jüdischen Executor Jesajas Kanter. Dieser brave Bote brachte die Nachricht zurück: der Schächter könnte wegen eines starken Durchfalles nicht kommen; doch war er den ganzen Tag ausgegangen und so gesund wie ein verklebtes Fischchen in der Spree. Heißet dies nicht förmlich den Rabbinern troß geboten? Noch unterstand sich kein Berliner dieses. Aber ein solcher Polacke? Was muß der Ausländer von uns für Begriffe erhalten, daß ein so klein polnischer Ochsen Schächter die Berlinische (als eine bekannte honorable Gemeinde) so hinter das Licht führt und sich untersteht, solche Nasen anzudrehen.

Am besten wäre es gewesen, wenn das Jüden-  
Mädchen seine Sache dem Herrn Präsidenten  
Philippi hätte anhängig machen können. Ganz  
positiv würde die Arme von diesem so edeln Men-  
schenfreunde die größte Genugthuung erhalten ha-  
ben. Von selbst hätte es sich alsdann ergeben: daß  
alles auf Veranstaltung des Schächters geschehen  
wäre. Jetzt aber troßt der Pohlacke öffentlich;  
sagt, der Klepper stehe ihm bei: auch hätte er ei-  
nen guten Allirten an dem jüdischen Beglaubig-  
ungs-Notarius. (Dieses ist bekanntlich ein  
Mann, welcher Ehe-Contracte, Scheide-Briefe  
und dergleichen bei der hiesigen Gemeinde-zu be-  
sorgen hat.) Gesezt, dieser Notarius stünde wirk-  
lich bei; so würde er sich ja offenbar verächtlich  
machen. Ganz Berlin müßte denken: der jüdische  
Beglaubigungs-Notarius sucht dem Pohlischen  
Schächter deswegen beizustehen, weil Eigennuß  
in das Spiel käme. Diese Handlung müßte ihm  
nothwendig einen sehr schlechten Ruf nicht allein  
hier, sondern auch auswärts machen. Ganz gewiß  
bleibt es also, daß der Schächter um seinen ge-  
schmälerten Credit aufzuhelfen, dem jüdischen Pu-  
blicum solche Maske vormachte und der Beglaubig-



gungs-Notar ganz und gar nichts davon weiß.  
Nachstens mehr davon.

Ihr

ganz ergebenster  
J. D. Anonimus.

### Schlechte Streiche eines Huthmachers.

Ein junger Mensch erlernte die Huthmacherei und erlernte sie NB. NB. sehr gut. Da er wahrscheinlich wußte, daß er damit sein Brot verdienen konnte, so fiel es ihm plötzlich ein, den Weg der Faulenzerei zu betreten. Daher dachte er an seine Profession wenig, that, was er wollte und hing nach Kräften seinen Neigungen nach. Alle Warnungen und Mittel zu der Besserung waren vergeblich. Endlich wurde überlegt und für gut befunden, dem ausschweifenden Menschen ein Weib zu geben. Sicherlich glaubte man: daß, wenn er Ehemann, vielleicht auch Vater würde, die Frau ihn mit Verstande behandelte, daß dadurch noch der beste Weltbürger aus ihm gebildet werden könnte. Der Plan wurde ausgeführt. Der junge Huthmacher bekam ein braves öconomisches und auch etwas bemitteltes Mädchen zum Weibe.

Die ersten Jahre schienen, als ob dieser Plan die erwünschten Folgen nach sich ziehen würde. Beide lebten wenigstens äußerlich glücklich, zeugten ein Kind und eins stand dem andern in der Profession bei. Alle Bekannte, besonders Verwandte, freuten sich über diese glückliche Wendung aber sie freuten sich zu zeitig.

Nach und nach verfiel dieser Hutmacher in seine vorhergehende wilde Lebensart. Die Frau vermahnte ihn, gab sich alle nur mögliche Mühe, ihren Mann auf der rechten Bahne zu erhalten: aber alle ihre Versuche, ihre Ermahnungen und Bitten waren fruchtlos. Desto ärger und zügelloser wurde er. Die Kundschaft verliert sich. Die Frau gab sich alle Mühe sie zu erhalten, allein ihre Hände sind zu schwach. Ein Glück, daß sie noch Lieferung hat. Dadurch erhält sie sich noch einigermaßen. Und während dessen, daß sie eifrig mit einem Burschen und Gesellen arbeitet und etwas Brot zu schaffen sucht, treibt sich der Mann in den lüderlichsten Wirthschaften herum. Hat er kein Geld mehr, so kommt er mit größtem Ungestümme zu seinem Weibe. — Gib mir Geld Weib! spricht der sinnlich verblendete Mann.

Weigert sich die Unglückliche, so erfolgten die scheußlichsten Schimpfwörter, endlich will er sie gar erstechen. So geht dieses fort. Oft empfiehlt er sich Nachmittags und kommt erst den folgenden Morgen wieder. Kürzlich brachte er in einer bekannten erzliederlichen Wirthschaft seine Baarschaft durch und blieb 2 Thaler noch schuldig; dafür wollte er seinen Stock mit silbernem Knopfe zum Pfande lassen. Ein anderer sah dieses, wußte, das er sonst ein ansehnlicher Bürger war und sagte ihm daher: er wollte ihm die 2 Thaler vorstrecken: er könnte sie ihm morgen wiedergeben. Den andern Morgen kam auch dieser Mensch, aber unvermutheter Weise zu der Frau. Denn noch war der Mann nicht zu Hause. Jener erzählte die Geschichte und forderte natürlich sein Geld. — Was soll das leidende Weib beginnen? So glücklich könnten diese Leute leben, so glücklich! Aber Aber! —

Tlantlaquatlapatli sprach diese Frau, und überzeugte sich von ihrer so äußerst drückenden Lage. Eine Thräne des Mitleides konnte er ihr nicht versagen. Nur hilft sie nichts.

Männer, Männer! Unrecht thut ihr; wenn ihr immer alle, Schuld auf das Weib schiebt! Oft

ist es zwar schuld, aber oft wird es durch einen ausschweifenden Mann zum elendesten Geschöpfe! Jammern sollte es Tlantlaquatlapatl, wenn dieses mahl seine Prophezeiung einträfe.

## Gallerie der Engel.

### Zweites Gemähde.

Verführung zeugt nicht immer Schande.

( Fortsetzung. )

( Man sehe 4tes Bändchen, Seite 1489. )

Raum hatte Gordenbach die Thüre aufgemacht und war der Treppe näher gekommen; so hörte er von oben herunter ein stärkeres Klagen und Winseln. Ohne daran zu denken, wo er ist, eilte er sogleich die Treppe hinauf und fand ein junges Mädchen kniend und stehend vor einer alten Kupplerinn. Um Gotteswillen schonen Sie meiner rief das Mädchen! — Er was schonen, erwiderte die Alte. Es hat sich was mit dem Schöner, Weibskente, die mir nichts verdienen können, schmeiße ich zum Hause hinaus. Allons Marich! Hier nahm die Alte das Mädchen bei dem Arm. Gordenbach kam und sprang dazu. Was ist, was gibt es da? fragte er schnell:

Die Alte. Nichts mein Herr! Ein sprödes Nickelchen will einer Frau meiner Gattung an der Nase herum führen.

Das Mädchen. (kehrt sich kniend zu Hordenbach) Um Gotteswillen, mein Herr, wer sie auch sind, retten, befreien sie mich aus meinem Elende.

Hordenbach. (zu dem Mädchen) Wer sind sie?

Das Mädchen. Eine Unglückliche!

Die Alte. (einfallend) Den Teufel ist sie eine Unglückliche! Sie Lügenmaul!<sup>1</sup> — Glauben sie es nicht mein Herr! Ein unverschämtes faules Mensch ist es, ein Mensch, welches gern frißt und säuft und nichts verdienen will.

Hordenbach. Und was soll sie verdienen?

Die Alte. Brot, Herr! Der Nickel wurde mir von Berlin zugeschicket. Fast nackend kam er zu mir. Ich kleidete sie, puzte sie heraus, weil, wie sie sehen, die Larve noch leidlich ist, gab ihr Unterricht, wie sie den Mannspersonen gefallen soll, ist schon 6 Wochen bei mir und hat mir noch keinen Heller eingebracht. Wer Teufel wird so ein Mensch behalten.

Gordenbach. Das Mädchen hat Ihnen noch nichts verdient?

Die Alte. Noch für keinen Sechsling. Alles, was es anhat, gehört mir. Kommt ein Manns- person und will schön mit ihm thun, so stellt es sich so keusch wie mein Butterfaß.

Gordenbach. (zu dem Mädchen) Lieben sie eine solche Lebensart nicht?

Das Mädchen. Ach Gott nein!

Gordenbach. Und wandeln doch auf solchen Wegen?

Das Mädchen. Weil ich verführt wurde. Gern wollte ich mich retten, aber die Unterstützung fehlte mir. Gern wollte ich mit meinen Händen arbeiten, aber jedermann scheut sich vor mir.

Gordenbach. Gesezt, es fände sich jemand, welcher für sie sorgte, würden sie diesem Freunde folgen?

Das Mädchen. Ja, mein Herr mit Freuden. Meine Ehre wollte ich dafür verpfänden, aber leider habe ich diese nicht mehr, dafür bürgе ich mit meinem Leben!

Die Alte. Ja ja, im Versprechen ist Mamsell sehr stark, im Erfüllen desto weniger.

Gordenbach. (zu der Alte) Wie viel ist Ihnen Mamsell schuldig?

Die Alte. Wie viel? — Warten Sie? Mein Buch soll es Ihnen zeigen. (läuft ab.)

Das Mädchen. (will Gordenbach die Hand küssen.)

Gordenbach. (dieses nicht zugebend) Nicht so Mädchen! Sondern so! (küßt sie auf den Mund) Deine Miene sagt mir, daß du zu diesem Leben nicht geschaffen bist. Ich werde eine Probe machen. Folgst du, so werde ich für dein Glück sorgen!

Die Alte. (mit dem Buche zurückkommend) Hier schauen sie gefälligst mein Herr selbst. Sechs Wochen ist das Mädchen bei mir. Da rechne ich einen Tag in den andern für Essen, Trinken, Wäsche und Kleider nur einen Thaler, macht 30.

Gordenbach. Und für diejenige Kleidungsstücke, welche sie noch trägt?

Die Alte. Will ich nur 30 Thaler rechnen.

Gordenbach. Macht 60.

Die Alte. Ganz richtig.

Hordenbach. Wenn sie also 60 Thaler bekommen, so kann die Mamsell gehen, wohin sie will?

Die Alte. Wohin sie will.

Hordenbach. (zieht seine Börse) Hier sind 60 Thaler. (zählt sie auf.)

Die Alte. Danke unterthänigst!

Hordenbach. Hätten sie noch einmahl so viel gefordert, ich würde es ihnen ebenfalls gegeben haben.

Die Altel (bei Selte) Ich Rindvieh! (laut) Wollten sie nicht noch ein Frühstück einnehmen? Ohne Umstände!

Hordenbach. Ich danke! Sie haben Ihr Geld und Mamsellchen folgt mir.

Das Mädchen. O recht gern!

Die Alte. Recht gern! Wenn sie es bei dem Herren eben so macht, wie bei mir; so wird sie wenig Ehre einlegen. Hier ist die Saloppe.

Das Mädchen. Leben Sie wohl Madam!

Die Alte. Gute Besserung!

Hordenbach ging mit seiner Beute davon. Ich muß nach Altona sagte er auf dem Wege. Erst



eine Frage — Wie heissest du? — Luise, antwortete Mamsellchen! — Gut, Luise! Ich muß nach Altona, einige Freunde zu besuchen. Ich werde dich vorkünftig an einen guten Ort bringen. An diesem bleibst du, bis ich mit meinen Geschäften in Hamburg und Altona zu Ende bin, dann gehst du mit mir nach Berlin. Zugleich werde ich sorgen, daß du die gehörigen Kleidungsstücke bekommst und dir es an nichts fehlen solle. Gordenbach hielt Wort. Er brachte seine Luise, welche er für eine Anverwandte ausgab, an einen guten Ort, gab Geld und Anweisung und suchte hernach seine Freunde auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Wahre Geschichte des, wegen verübten Straßen Raubes nach Spandau gebrachten| Seidenwirkers = Gefellen Christian August Helfewig.**

Den 7ten Maj 1789 begab sich der Jude Michael Herz aus Bleichrode, nachdem er vorher seine Kleider und Wäsche auf die Post gegeben hatte, zu Fuße von Berlin nach Potsdam. Kaum war er dort angekommen; so zeigte er dem Potsdamer Magistrate folgenden Vorfall an:

Auf dem Wege von Berlin nach Potsdam hinter Steglitz wäre ein junger ihm unbekannter Mensch hinter hergekommen. Diesen hätte er ge-

fragt, ob er, weil er keine Bagage bei sich gehabt, auch nach Potsdam wollte? Diese Frage sey mit Ja beantwortet worden. Darauf wären sie miteinander gegangen. Dieser Mensch habe ihm erzählt. Er sey ein Seidenwirker Gesell. Da die Arbeit in Berlin nicht mehr ginge und er auch nichts mehr zu leben geh'br; so wolle er sich nach Wien begeben. Unter mehreren nichts bedeutenden Reden habe der Seidenwirkergezell ihn gefragt: ob sein Stock ein spanisches Rohr sey? dieses hätte er verneinet! der Seidenwirkergezell ließ sich darauf weiter nichts merken, sondern nöthigte ihn zum Niedersitzen. Während des Sitzens hätte er ihn weiter gefragt: ob seine Schuhschnallen von Silber oder von Composition wären? da er geantwortet, daß sie von Composition seyen, so hätte er dieses nicht glauben wollen; in dem Gegentheile ihn gebeten, eine Schnalle auszumachen und diese ihm zu zeigen. Diese Mühe wollte er sich nicht machen, sondern machte nur bloß die Schuhriemen auf und wies ihm das Herz der Schnalle. Beide wären darauf aufgestanden und weiter gewandert.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## N a c h r i c h t.

Die Leser erhalten hier den wohlgetroffenen Schattenriß meines so würdigen Oheims. Er war ein herrlicher Mann. Künftig werde ich seine Lebensbeschreibung mittheilen. Denn sie ist sehr merkwürdig. Da man zu dem 4ten Bändchen ein Wildlein schuldig blieb; so sind Herausgeber und Verleger jetzt dadurch quitt geworden.

Tlanclaquatlapatl.

---

Chronik von Berlin,  
oder  
Berlinsche Merkwürdigkeiten.  
Volksblatt.

---

120tes Stück.

Berlin, den 4. Februar. 1790.

---

Volks = Spiegelei,  
oder :  
schön moralisches Schattenspiel an der Wand.

---

Dritte Vorstellung.

Die reiche Maitresse.

Jetzt, meine Damen und Herren werde ich die Ehre haben, Ihnen einen gar sonderbaren Gegenstand vorzustellen. Er betrifft ein Mamsellchen. Sehen Sie! Sollte man wohl geglaubt haben, daß gegenwärtiges Kind in dieser armseligen Kleidung eine solche glänzende Rolle und zwar bis an das Lebens-Ende spielen könnte? Arm, sehr arm

waren die Aeltern und von geringer Geburt. Die Natur aber steuerte es desto reichlicher mit Witz, Verstande und Schönheit aus. Als zartes Kind erweckte es schon wegen seiner Munterkeit und natürlichen Witzes, allgemeine Aufmerksamkeit. Eine gnädige Frau sah dieses Kind zufälliger wesse. Sie ließ sich nach den Umständen erkundigen, empfand Mitleiden und nahm es mit Bewilligung der Aeltern zu sich.

Schauen Sie, meine Damen und Herren, dieses Kind als angehendes Mädchen. Wie sehr es jetzt durch die neumodischen Kleider verschönert ist. Da die gnädige Frau sah, daß es bei dem Mädchen, welches Gabriele hieß, angewandt war, so sparte sie zu ihrer Erziehung und Bildung nicht das Gerlingste. Sie wurde in Sprachen, Wissenschaften, Ton- und Tanzkunst, in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet und Gabriele wurde täglich vollkommener.

Da das häßlichste und zugleich dummste Frauenzimmer Galanen bekömmt; so läßt sich sehr leicht vermuthen, daß eines, wie Gabriele war, wohl hundert Anbeter auf einmahl erhält. Sie sah sich in dieser Lage. Aber — — Hier meine Damen

und Herren lag der Knüttel bei dem Hunde. — Gabriele's Erzieherin war nicht so wohl eine sehr artige, sondern auch eine sehr reiche Frau. Einen Liebhaber-Schwarm täglich um sich zu sehen, war die Haupt-Schwäche ihres Characters. Durch den Tod ihres Mannes wurde sie Besitzerin eines sehr großen Vermögens. Ihre Freunde machten ihr wegen dieses Betragens Vorwürfe. Was schadet es, antwortete sie? Wenn die Leute nichts mehr wissen, so hören sie auf. Niemand hat mir etwas zu befehlen. Ich kann thun und lassen, was ich will. Diese Liebhaber-Jagd wirkte nicht nur auf Gabriele's Herz, sondern sie kam auch dadurch in die größte Bekanntschaft. Jetzt ging sie in das 17te Jahr. Ein Mädchen von diesem Alter, von wahrer Schönheit, von Witz und andern Verdiensten? — Wer strebt nicht nach dem Besitze oder Genuße eines solchen Mädchens? — Mehrere dieser Herren wandten sich nach und nach von der Madam und richteten dafür ihr Augenmerk auf Gabriele. Madam war zu fein, als sich dieses merken zu lassen. Zugleich aber versäumte sie nicht, einen Niegel vorzuschleiben. Zu dem Ende machte sie jetzt das Handwerk der alten Weiber

und schänzte Gabriele einen sehr reichen Cavalier zu. Doch lenkte sie es auf diese Art ein, daß Gabriele eine eigene Wohnung bezog. Mamsellen begann jetzt eine neue Laufbahn. Wie ein Lauffeuer ging es herum. Gabriele nimmt eine ordentliche Cour an. Die Augen aller Stutzer waren auf sie geheftet! Man seufzte zu ihren Füßen! Man streute Weihrauch! Man flehte um Liebe und Erhörung! Die angesehensten Geschenke folgten! Gabriele betrug sich bei diesen Vorfällen auf das schlaueste und feinste. Sie zog die reichsten jungen Herren an der Nase herum, ärmere hingegen, schickte sie gleich weiter. In diesem Liebhaber-Taumel vergaß sie ihre Kellern nicht. Von Monath zu Monathe schickte sie ihnen so viel, daß sie damit auskamen und zugleich noch etwas übrig hatten, doch hatte sie es so eingeleitet, daß die Kellern ihre Wohlthäterinn nicht kannten.

Bis in das 25te Jahr setzte Gabriele ihre Romanzen fort. Nun dachte sie ernsthaft an ihr eigenes Schicksal. Du näherst dich, philosophirte sie, dem Zeitpuncte, wo nach und nach deine Reize verschwinden. Du warest arm und bist jetzt ohne die Juwelen und Garderobe ein Mädchen von einer halben Millionen Thaler! Basta! Du willst

einen Mann nehmen, willst einen armen Sterblichen, welcher es verdient, glücklich machen! Und liebt dich der Erwählte deines Herzens, erfüllt er dein Pländchen; - so soll er Besitzer deines ganzen Vermögens seyn.

Gabriele traf die Anstalten und wurde auf einmal unsichtbar. Unter dem strengsten Incognito reiste sie, sich einen Mann nach ihrem Grundsatze auszusuchen und ihn mit ihrem Vermögen glücklich zu machen. Wie sie ihren Plan ausführte, wird in der 4ten Vorstellung angezeigt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Inhalt und Vorstellung der Rückkunft Ulysses zur Penelope.

( Fortsetzung. )

### Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ländliche Gegend nicht weit von dem Schlosse des Ulysses. Zur linken Hand ein Pappelgehölz, welches bis in den Hintergrund des Theaters reicht, von Wasser durchschnitten, welches zum Theile von ei-

nem Hügel herabströmt. Auf diesem sieht man einen Altar stehen, welcher den Nymphen geweiht ist und wo die Wanderer zu opfern pflegen. Zur rechten eine Cypressen Allee, welche nach dem Schlosse des Ulysses führt: diese fängt ungefähr in der Mitte der Schaubühne an. Gleich vor dem Eingange befindet sich ein Wasserbehälter. Aus dessen Mitte bemerkt man eine hochspringende Fontaine, Ulysses als Hirte gekleidet unter dem Namen Amynt und Eumeus treten auf. Dieser erzählt Ulysses: daß die Königin so viele Freier hätte: daß Telemach, ihr Sohn, ebenfalls verreiſet wäre, den Vater aufzusuchen; man aber bis jetzt keine Nachrichten von ihm hätte. Durch diesen doppelten Verlust härme sich die Königin noch mehr ab. Ulysses versichert als Amynt, daß Ulysses gewiß zurückkehren wird und begehrt die Königin zu sprechen. Eumeus singt erst eine Arie und meldet ihn alsdann.

### Zweiter Auftritt.

Ulysses allein ruft die Pallas um die Erhaltung seines Telemachs an, gelobt ihr alles, treulich zu erfüllen, bittet für sein Weib und Kind und geht in den Cypressen-Gang.



## Dritter Auftritt.

Eurimachus kömmt mit mehreren Fürsten von dem Hügel. Von dort aus ruft er Ulyßes, welchen er gehen sieht, zu, und fragt wohin er wolle? Ulyßes vermuthet gleich, daß dieses einer von den Freiern sey und antwortet verstellt. Im nahen Gefolge wäre ihm ein reissendes Thier aufgestossen, darüber sey er so sehr erschrocken und in die Irre gerathen. Auf die Frage wer er wäre? er folgte die Antwort, daß er unter diejenigen Unglücklichen gehöre, welche bestimmt wären, des Schicksals Jorn zu tragen. Eurimachus fragt darauf weiter, ob er so unverschämt seyn könnte nach dem Schlosse zu gehen. Ulyßes erwiederte: Er hätte gehört, daß dort eine Anzahl edelmüthiger Prinzen versammelt wären, von ihrer Milde hoffe er — Eurimachus fällt ein: daß er nichts zu hoffen hätte und in den Walde zurück gehen sollte. Ulyßes fragt: ob er den wilden Thieren zur Beute werden sollte? Darüber wird Eurimachus wild, nennt ihn einen feigen Kerl und einen Träumer in solchen Gegenden wilde Thiere zu wäñnen und droht ihm, fortzujagen.

Ulysses erklärt ihm darauf in einer Arie: Er wolle gehen, sollte sich aber hüten, ihn selge zu nennen. Gewähre ihm der Himmel, daß er unter verheerenden Thieren, mit Pfeile und Bogen gewaffnet, ihn einst sähe, dann sollte er erst erfahren, ob er den schrecklich tödtenden Bogen zu führen verstünde! Nach der Arie geht Ulysses ab.

#### Vierter Auftritt.

Eurimachus und andere Freier. Ersterer brummt noch über diese Reckheit, faßt sich aber und hält Amynt für einen Narren; den übrigen erklärt er: den Telemach müsse man jetzt auffuchen, damit er sie nicht störe. Ferner müsse man die Ufer rings umher besetzen, vorzüglich das Schloß, überhaupt jeden Eingang. Und käme er zurück, so sollten sie ihn ja nicht entrinnen lassen. Er aber wollte indessen bei der Königl. Penelope einen Besuch abstatten. (geht mit den andern ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Der weibliche Teufel:

Ottilie von guter Herkunft und Vermögen erregte bei reiferem Alter fast allgemeine Aufmerksam-

felt in der Geburtsstadt. Nicht nur ihres Vermögens, sondern auch vorzüglich ihres Verstandes und außerordentlicher Schönheit wegen. Wenn ein Fremder ankam; so fragte man ihn gleich: Haben Sie auch von unserer schönen Ottilie gehört? O diese müssen sie sehen und kennen lernen. Sie bleibt das schönste Frauenzimmer weit und breit, ist unsere zweite Helena!

Natürlich verbreitete sich das Gerücht sehr schnell von Ottilie und zog die angesehensten Freier herbei. Die meisten wünschten ihre Hand zu besitzen. Einige erfahrene und menschenkenntnißvolle Männer aber thaten den Ausspruch, daß sie sich für eine solche Dame zum Weibe bedankten. Für das erste wäre sie die einzige Tochter, mithin im Ueberflusse aufgezogen, gänzlich verzärtelt und verwöhnt. Alles was sie wollte, geschähe, müßte geschehen. Für das zweite wäre sie gleichsam von Plebhabern belagert. Diese erheben sie zur Göttinn, sprächen nichts als von Anbetung und Bezauberung, sagten ihr wohl tausend Schmelcheleien, tausend Schönheiten und halten den für den glücklichsten Sterblichen in der Welt, welcher sie als Mann begleiten dürfte. Für das dritte ergebe

sich in der Folge: daß aus der ganzen Behandlungs Art nichts vernünftiges heraus käme: daß mit einem Worte derjenige Mann, welcher Ottilie heirathen würde, wahrscheinlich der unglücklichste werden müsse, denn es fehlen ihr die wahren Grundsätze. Ihre Aeltern hatten ihr allen Willen gelassen, folglich ihre Fehler nicht abgewöhnt. Dadurch wäre sie, in ihrem Eigensinne bestärkt worden und wüßte gar nicht, was nachgeben wirklich sey. Dann träte noch dieses hinzu, daß Ottilie von ihrer Schönheit überzeugt und sich alle nur mögliche Mühe gäbe, die jungen Herren an der Nase herum zu führen und die Rockette in dem höchsten Grade zu spielen.

( Die Fortsetzung folgt. )

### Quintung.

Uantlaquatlapatli meldet dem Herren Philoſophus, daß sein Aufsatz über das Nationaltheater richtig eingelaufen ist, dankt ihm für seine Aufmerksamkeit, bittet, mit dem Versprechen fortzufahren und versichert ihm: daß von allen Bemerkungen an dem gehörigen Orte Gebrauch gemacht werden soll.

---

---

## Haupt-Inhalt

### des fünften Bändchens.

97 und 98. Stück. Nationaltheater 43te Fortsetzung September. Etwas über Frankenbergs Leben Verdienste und Character.	Seite 3
Verheimlichung der Dienstboten, frem- den und Juden. Maßregeln der Po- lizei.	12
Der Plebhaber à l'Okzakow oder der mu- sikantische Hahnrei.	18
Die ermordet seyn sollende Kriegsräthlinn Skahla.	26
Neues Beispiel eines Kontrebandiers.	28
99 und 100. Stück. Etwas über Fran- kenbergs Leben, Verdienste und Cha- racter. Fortsetzung.	33
Etwas über die Ausstellung der Gemähl- de. Fortsetzung.	41

# Haupt - Inhalt.

Der überrittene Knabe. Schnelles Rutschen: Fahren. Uebertretung des Polizei: Gesetzes.	Seite	52
Die blinde Gerechtigkeit.		53
Monsieur Nebenstaub.		55
Unterredung des Traiteurs Olmütz mit Lenz im Gefängnisse.		58
101 und 102. Stück. Etwas über Frankenbergs Leben, Verdienste und Character. Fortsetzung.		65
Inhalt und Vorstellung der Oper Brenno. Fortsetzung.		75
Der entlarvte Phylidor als Schwarzkünstler, Geister: Citirer und Charlatan. Fortsetzung.		87
Volks: Urtheile über den berüchtigten Straßen: Räuber und Mörder Lenz.		91
Der Kobold in der Hamburger: Straße und Schornsteinsfeger: Gasse.		93
103 und 104. Stück. Etwas über Frankenbergs Leben, Verdienste und Character. Fortsetzung.		95
Der entlarvte Phylidor. Beschluß.		105
Drei spitzbübische Wechsel: Kniffe.		112

## Haupt-Inhalt.

Der Kobold in der Hamburger Straße.	Seite	119
Volks-Urtheile über den berühmten Mör-		
der Lenz.	,	121
Der Berlinsche Christ-Markt.	,	123
Der Pohlische Juden-Schächter und sei-		
ne christliche Anonima.	,	124
105 und 106. Stück. Der Adler. Eine		
Fabel.	,	127
Leben, Thaten und schreckliches Ende		
des berühmten Schächter : Knechtes,		
Straßen : Räubers und Mörders Jo-		
hann Christian Lenz.	,	147
Der Berlinsche Christ-Markt.	,	154
107 Stück. Leben, Thaten und schreckli-		
ches Ende des Lenz. 1te Fortsetzung.		159
108 und 109. Stück. Inhalt und Vor-		
stellung der Oper Brenno. Fortsetzung.		175
Der Pohlische Juden-Schächter und sei-		
ne christliche Anonima. Beschluß.		192
Niederträchtiger Streich eines Töpfers,		
Gesellen in der Jerusalemer Kirche.		197
Leben, Thaten und schreckliches Ende des		
Lenz. 2te Fortsetzung.	,	200

## . Haupt-Inhalt.

110. Stück. Leben, Thaten und schreckliches Ende des Lenz. 3te Fortsetzung.	207
111. Stück. Geistliches Befehrungslied, welches Lenz in seinem Gefängnisse singt.	223
Inhalt der Oper Brenno. Beschluß.	227
Geschichte der Pocken; Inoculation.	236
112 und 113. Stück. Etwas über Franzbergers Leben, Verdienste und Character. Beschluß.	239
Sein Leichenstein.	243
Blümchen auf sein Grab.	247
Etwas über die Ausstellung der Gemählde. Beschluß.	248
Der zerstreute Juden; Schächter. Erbärmlicher Tod des Juden Marcus aus Lissa.	256
Leben, Thaten und schreckliches Ende des Lenz. 4te Fortsetzung.	263
Nachricht die Herrn Biester, Gedike und Nicolai betreffend.	270
114. Stück. Mordgeschichte des Lenz in Reimlein gebracht.	271



# Haupt-Inhalt.

Geschichte des ausgehäupten Seidenwir-	
ker, Gesellen Zerkwitz.	Seite 278
Geschichte der Pocken-Inoculation. 1te	
Fortsetzung.	280
Danksagung.	284
Bekanntmachung.	285
115 und 116. Stück. National-Theater.	
September.	287
Geschichte der Pocken-Inoculation. 2te	
Fortsetzung.	299
Klepper-Attest. Pohlische Juden-Wette.	305
Leben, Thaten und schreckliches Ende des	
Lenz. Beschluß.	309
Volks-Gedränge und Urtheile. Erinne-	
rung an den Scharfrichter Brand.	315
Gegen-Erklärung.	318
117. Stück. Volks-Spiegelei. Schön mo-	
ralisches Schattenspiel an der Wand.	
Erste Vorstellung. Der Windbeutel.	319
Zweite Vorstellung. Weiber-Zucht.	321
Bemerkungen bei der Hinrichtung Lenz:	
Volks-Aberglauben wegen des armen	
Sünders-Blutes.	315
Noch einige Umstände Lenz und sein Tes-	
tament, betreffend.	330

# Haupt-Inhalt.

Geschichte der Pocken; Inoculation.	3te	
Fortsetzung.		Seite 333
118 und 119. Stück. National; Theater.		
September. October.		335
Inhalt der Oper Ulysses Rückkunft.		338
Geschichte der Pocken; Inoculation.	4te	
Fortsetzung.		342
Lenz auf dem Rade. Besuche und Gebete.		346
Arme Sünder; Liedlein und andere Wis-		
sehe. 3 und 6 Pfennige Autoren.		348
Jüdisches Rabbiner; Gericht.		351
Schlechte Streiche eines Huthmachers.		355
Gallerie der Engel. 2tes Gemählde. Fort-		
setzung.		358
Wahre Geschichte des wegen verübten		
Straßen; Raubes nach Spandau ge-		
brachten Seidenwirker; Gesellen Chri-		
stian August Kelfwitz.		363
120. Stück. Volks; Spiegelei. Schön mor-		
ralisches Schattenspiel an der Wand.		
Dritte Vorstellung. Die reiche Mais-		
treffe.		365
Oper Ulysses.		369
Der weibliche Teufel.		372

[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)